

### tagaus - tagein: neue Beiträge zur Soziologie Alltäglicher Lebensführung

Postprint / Postprint  
Sammelwerk / collection

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:  
Rainer Hampf Verlag

#### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

(2001). *tagaus - tagein: neue Beiträge zur Soziologie Alltäglicher Lebensführung* (Arbeit und Leben im Umbruch, 1). München: Hampf. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-324310>

#### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

#### Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

*G. Günter Voß, Margit Wehrich (Hg.):*

**tagaus – tagein. Neue Beiträge**

**zur Soziologie Alltäglicher Lebensführung**

*Arbeit und Leben im Umbruch. Schriftenreihe zur subjektorientierten Soziologie der*

*Arbeit und der Arbeitsgesellschaft*, hrsg. von G. Günter Voß, Band 1

ISBN 3-87988-538-9, Rainer Hampp Verlag, München und Mering 2001, 268 S.,

DM 48.50, EURO 24.80

Tag für Tag sehen sich Personen ganz unterschiedlichen und zum Teil widersprüchlichen Anforderungen ausgesetzt: Arbeit und Alltag wollen organisiert, eigene Wünsche und Erwartungen anderer aufeinander abgestimmt werden; man muß mit unerwarteten Lebenssituationen und neuen Aufgaben zurechtkommen und will am Ende noch der eigenen Biographie einen Sinn verleihen. All dieses „auf die Reihe zu kriegen“, geschieht keineswegs von selbst. Das Leben zu führen ist vielmehr eine aktive Leistung der Person und scheint in der modernen Welt immer mehr zu einer „Arbeit“ eigener Art zu werden.

Das soziologische Konzept der Alltäglichen Lebensführung hat diese Leistung theoretisch gefaßt und empirische Untersuchungen darüber angeleitet, auf welche Weise Personen heute ihr Leben führen, welche Verfahren sie hierfür wählen, wie es ihnen gelingt, die Verfahrensweisen mit all den verschiedenen Anforderungen und Chancen zu einem Arrangement zu binden und welche Folgen dies hat.

Der vorliegende Band versammelt vor allem Analysen von Forscherinnen und Forschern, die nicht unmittelbar aus der Forschungstradition der Alltäglichen Lebensführung kommen, sondern das Konzept für sich entdeckt haben und es für sehr verschiedene Themenfelder haben nutzen können – dabei aber auch Desiderate und Schwachstellen thematisiert haben. Neben empirisch ausgerichteten Beiträgen zu Problembereichen wie Arbeitslosigkeit, Familie und Alltag von Kindern finden sich konzeptionelle Annäherungen an das Thema Lebensführung aus Sicht der Psychologie, der Sozialisationsforschung, der Jugendsoziologie, der Sozialpolitikforschung und aus wissenschaftstheoretischer Sicht sowie kritische Auseinandersetzungen und konzeptuelle Weiterentwicklungen von VertreterInnen des Konzepts selber.

*Prof. Dr. G. Günter Voß* lehrt Industrie- und Techniksoziologie an der Technischen Universität Chemnitz.

*Dr. Margit Wehrich* ist wissenschaftliche Assistentin am Institut für Soziologie und Gesellschaftspolitik der Universität der Bundeswehr München.

# Arbeit und Leben im Umbruch

Schriftenreihe zur  
subjektorientierten  
Soziologie  
der Arbeit  
und der  
Arbeitsgesellschaft

herausgegeben  
von  
G. Günter Voß

Themenfeld der Schriftenreihe ist die gesellschaftliche Arbeit und der Wandel der nach wie vor durch sie geprägten modernen Sozialverhältnisse. Damit sind nicht nur erwerbsgerichtete Formen von Arbeit gemeint; Thema sind vielmehr auch alle anderen in einem weiten Sinne als Arbeit zu verstehenden Tätigkeiten (Haus-, Familien-, Eigen- und Bürgerarbeit, Alltagsorganisation, Selbstmanagement usw.) und deren technisch-organisatorische Unterstützung.

Gemeinsame Perspektive der Beiträge ist eine an der tätigen Person theoretisch und/oder empirisch ansetzende, dabei aber soziale Strukturen berücksichtigende und auf deren Analyse abzielende Subjektorientierte Soziologie. Konzeptioneller Fluchtpunkt ist ein soziologisches Verständnis von Subjektivität in der Gesellschaft und im besonderen von Arbeitskraft bzw. Arbeitsperson.

Wichtiges Spezialthema, das der Reihe den Namen gibt, ist der sozialstrukturelle und individuelle Zusammenhang von erwerbsförmiger Arbeit und privatem Leben. Historischer Hintergrund dafür ist eine Entwicklung, mit der sich die bisher für moderne Gesellschaften typische strikte zeitliche, räumliche, soziale und sinnhafte Trennung dieser beiden sozialen Sphären aufzulösen beginnt.

Das Theoriekonzept der Alltäglichen Lebensführung nimmt derartige Fragen direkt in den Blick und gibt damit manchen Beiträgen der Reihe eine Perspektive vor, deckt aber keineswegs den potentiellen Themenrahmen ab. Die Reihe ist vielmehr offen für vielfältige Einzelfragen, so z.B. für den Wandel der gesellschaftlichen Verfassung von Arbeitskraft und Beruflichkeit. Möglich sind auch Themen, die direkt den Wandel erwerbsförmiger Arbeit betreffen (sofern dies betriebsübergreifende gesellschaftliche Aspekte berührt) oder auf den Strukturwandel des privaten Lebens abzielen (sofern dies die erwerbsgerichtete bzw. betriebliche Arbeit systematisch tangiert).

G. Günter Voß  
Margit Wehrich  
(Hrsg.)

# **tagaus - tagein**

Neue Beiträge zur Soziologie  
Alltäglicher Lebensführung

Rainer Hampp Verlag  
München und Mering 2001

*Reihen-* G. Günter Voß  
*herausgeber:* Technische Universität Chemnitz  
Industrie- und Techniksoziologie  
09127 Chemnitz, 0371-531/4388  
guenter.voss@phil.tu-chemnitz.de

*Beirat:* Kerstin Jürgens, Hannover  
Karin Jurczyk, Gießen  
Susanne Kappler, München  
Manfred Moldaschl, München/Chemnitz  
Hans Pongratz, München/Chemnitz  
Maria S. Rerrich, München  
Margit Wehrich, München

<http://www.lebensfuehrung-im-wandel.de>

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

**Tagaus - tagein** : neue Beiträge zur Soziologie alltäglicher  
Lebensführung / G. Günter Voß , Margit Wehrich (Hrsg.) München ;  
Mering : Hampp, 2001  
(Arbeit und Leben im Umbruch ; Bd. 1)  
ISBN 3-87988-538-9

Arbeit und Leben im Umbruch: ISSN 1617-0407

*Liebe Leserinnen und Leser!*

*Wir wollen Ihnen ein gutes Buch liefern. Wenn Sie aus irgendwelchen  
Gründen nicht zufrieden sind, wenden Sie sich bitte an uns.*

© 2001 Rainer Hampp Verlag München und Mering  
Meringerzeller Str. 16 D - 86415 Mering  
[www.Hampp-Verlag.de](http://www.Hampp-Verlag.de)

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist  
urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des  
Urheberrechtsgesetzes ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig  
und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Mikroverfilmungen,  
Übersetzungen und die Einspeicherung in elektronische Systeme.

## **Vorbemerkungen**

*G. Günter Voß, Margit Wehrich*  
tagaus - tagein. Zur Einleitung 9

*Wolfgang Dunkel*  
Zur Entstehungsgeschichte des Konzepts alltäglicher Lebensführung 21

## **Nutzungen des Konzepts Alltägliche Lebensführung in neueren empirischen Studien**

*Kerstin Jürgens*  
Familiale Lebensführung. Familienleben als alltägliche Verschränkung individueller Lebensführungen 33

*Dieter Kirchhöfer*  
Kindliche Lebensführungen im Umbruch 61

*Jens Luedtke*  
Lebensführung in der Arbeitslosigkeit - Veränderungen und Probleme im Umgang mit der Zeit 87

## **Brückenschläge zum Konzept Alltägliche Lebensführung aus der Perspektive einzelner Disziplinen**

*Corinna Barkholdt*  
Das Lebensführungskonzept - Analytisches Potential für eine Weiterentwicklung des sozialpolitikwissenschaftlichen Lebenslagekonzeptes? 113

*Andreas Lange*  
Lebensführung und Selbstsozialisation Jugendlicher. Ein Forschungsprogramm im Schnittpunkt von Jugendsoziologie, Familienforschung und Zeitdiagnose 123

<i>Ursula Nissen</i>	
Lebensführung als "Missing link" im Sozialisationsprozeß?	149

<i>Hartmut J. Zeiher</i>	
Alltägliche Lebensführung: ein Ansatz bei Handlungsentscheidungen	123

### **Öffnungen des Konzepts Alltägliche Lebensführung**

<i>Frank Kleemann</i>	
Zur weiteren Entwicklung des Konzepts "Alltägliche Lebensführung". Überlegungen auf der Grundlage einer Untersuchung zur Teleheimarbeit	191

<i>G. Günter Voß</i>	
Der eigene und der fremde Alltag	203

<i>Margit Wehrich</i>	
Alltägliche Lebensführung und institutionelle Selektion oder: Welche Vorteile hat es, die Alltägliche Lebensführung in die Colemansche Badewanne zu stecken?	219

### **Nachbemerkungen**

<i>Michael Schmid</i>	
Alltägliche Lebensführung: Bemerkungen zu einem Forschungsprogramm	239

Autorinnen und Autoren	265
------------------------	-----

## **Vorbemerkungen**





G. Günter Voß, Margit Wehrich

## **tagaus – tagein. Zur Einleitung**

*... all das, was man immer wieder, tagaus tagein, so zu tun hat – und wie man das Ganze unter einen Hut kriegt.*

Dieses Zitat aus einem Interview umreißt mit plastischen Worten aus der Perspektive einer Befragten, worauf das Thema „Alltägliche Lebensführung“ zielt: Es geht um den Zusammenhang aller Tätigkeiten, die eine Person mehr oder weniger tagtäglich in ihren verschiedenen Lebenssphären unternimmt – in der Sphäre erwerbsförmiger ‚Arbeit‘ ebenso wie im privaten ‚Leben‘, das seinerseits wiederum von Arbeiten aller Art durchsetzt ist. Gegenstand der Lebensführungsforschung ist damit der von vielen Routinen geprägte, aber auch immer wieder zum praktischen Problem werdende ‚graue‘ Alltag. So ‚normal‘ dieser Alltag für die meisten Menschen ist, so ist er doch keineswegs einfach selbstverständlich ‚da‘ – die zitierte Interviewpartnerin sieht dies genau. Es ist für sie, wie für jeden anderen auch, eine keineswegs leichte kontinuierliche Aufgabe, „das Ganze unter einen Hut zu kriegen“, also diesen ihren Alltag zu konstruieren, zu stabilisieren, zu erhalten und, wenn es nötig ist, ihn auch wieder zu verändern. Sie tut dies, indem sie, soziologisch gesehen, ein integrierendes Regelsystem (Wehrich 1998) für ihre alltäglichen Handlungen etabliert, mithilfe dessen sie all das, was tagaus tagein an notwendigen Aktivitäten in den verschiedenen für sie relevanten Sozialsphären anfällt, strukturiert: ihre Alltägliche Lebensführung.

Dieses Thema, obschon doch offensichtlich ein sehr naheliegender Gegenstand sozialwissenschaftlicher Forschung, wurde in der Soziologie lange Zeit kaum (bzw. nur sehr ausschnitthaft) beachtet. Erst Mitte der achtziger Jahre entstand in München eine Forschungsrichtung, die sich dieses Themas explizit und mit einem eigens dafür entwickelten Konzept angenommen hat. An-

laß waren Forschungserfahrungen der subjektorientierten<sup>1</sup> Projekte im damals auslaufenden Sonderforschungsbereich 101 „Theoretische Grundlagen der Berufs- und Arbeitskräfteforschung“ (vgl. als Überblick Bolte 1985), die unter anderem gezeigt hatten, daß berufliche Tätigkeiten und Erfahrungen von Personen nicht ausreichend zu verstehen sind, wenn nur die Erwerbsarbeit der betreffenden Personen thematisiert wird und andere Lebensbereiche vernachlässigt werden. Deshalb brach man im anschließenden Sonderforschungsbereich 333 „Entwicklungsperspektiven von Arbeit“ (vgl. als Überblick Lutz 2000) den für die soziologische Arbeitsforschung typischen engen Fokus auf die Erwerbssphäre auf und machte den Zusammenhang von ‚Arbeit und Leben‘ insgesamt theoretisch und empirisch zum Thema.

In Anlehnung an den Begriff der „Methodischen Lebensführung“ und die dahinterstehende Rationalisierungsthese von Max Weber (vgl. u.a. Abel/Cockerham 1993) wurde schrittweise das Konzept der „Alltäglichen Lebensführung“ entwickelt. Dabei zeigte sich nach und nach, daß man einen Gegenstand von grundlegender soziologischer Bedeutung im Blickfeld hatte, der sich von vergleichbaren Kategorien (z.B. Alltag, Lebenswelt, Lebensstil, Habitus, Biographie) systematisch unterschied. Der sich dann in einem interaktiven Prozeß zwischen empirischen und theoretischen Arbeiten herausbildende konzeptionelle Rahmen zur Untersuchung von Lebensführung im eingangs kurz angedeuteten Sinne läßt sich mit folgenden Stichpunkten etwas genauer konturieren (siehe ausführlicher dazu vor allem Voß 1991a, 1991b oder 1995):

1. Als „Alltägliche Lebensführung“ wird der Zusammenhang aller Tätigkeiten einer Person in den verschiedenen für sie jeweils relevanten sozialen Lebensbereichen definiert: ihre Erwerbstätigkeit, Familie und Hausarbeit, Freizeit und Erholung, Bildungsaktivitäten usw.
2. Thema ist damit das gesamte tätige Leben von Individuen, aber nicht vordringlich in seiner ‚Länge‘ (wie es etwa Thema der Biographie- oder Lebensverlaufsforschung ist), sondern sozusagen in seiner ‚Breite‘. Gegenstand ist nicht die seit einigen Jahren in der Soziologie stark beachtete Diachronie des Lebens (die jedoch ein wichtiger Hintergrund und Fluchtpunkt von Lebensführung ist), sondern seine Synchronie.

---

1 Siehe zur Münchener Subjektorientierten Soziologie u.a. Bolte/Treutner 1983 und Voß/Pongratz 1997 sowie Wehrich in diesem Band: 232ff.

3. Dabei steht der alltägliche Zusammenhang der einzelnen Tätigkeiten einer Person im Mittelpunkt des Interesses und weniger die konkrete Vielfalt der einzelnen Tätigkeiten (wie sie etwa von der Zeitbudgetforschung oder der Zeitgeographie untersucht wird). Untersuchungsgegenstand ist vielmehr das individuelle Arrangement der verschiedenen sozialen Arrangements einer Person.
4. Damit ist die Alltägliche Lebensführung eine aktiv von jeder Person für sich herzustellende Konstruktion; sie ist weder sozial vorgeben, noch kann sie einfach passiv übernommen werden.
5. Obschon in diesem Sinne ihr Produkt, ‚gehört‘ die Alltägliche Lebensführung der Person nur bedingt; sie bildet vielmehr eine strukturelle Eigenlogik heraus, die ein zentraler Erkenntnisgegenstand der Lebensführungsforschung ist.
6. Aufgrund dieser Eigenlogik, die eine gewisse Trägheit bzw. Veränderungsresistenz des Alltags nach sich zieht, erfüllt die Lebensführung für die Person eine wichtige Funktion: Sie entlastet sie von den täglichen Entscheidungen, wann, wo und wie sie tätig werden soll. Zugleich ist sie eine wichtige Grundlage für das Funktionieren gesellschaftlicher Institutionen.
7. Andererseits kann eine etablierte Lebensführung bei der individuellen Zielverfolgung im Alltag durchaus hinderlich sein; dies gilt ebenso für die Institutionen, die für ihre Problemlösungen darauf angewiesen sind, daß die Lebensführungsmuster der in sie involvierten Personen mit ihren Anforderungen kompatibel sind. Dies ist keineswegs selbstverständlich (zu den letzten beiden Punkten siehe Wehrich 1998, 1999).

Aus dieser Perspektive entwickelten sich in den letzten Jahren zahlreiche theoretische und empirische Forschungsaktivitäten. Die bisher umfangreichsten Untersuchungen wurden im Rahmen der 1996 formell abgeschlossenen Untersuchungen des Teilprojekts A1 des SFB 333 durchgeführt.<sup>2</sup> Aber auch darüber hinaus entstanden seitdem zahlreiche theoretische Arbeiten

---

2 Siehe die ersten Texte von Treutner/Voß 1982 und Jurczyk u.a. 1985 sowie dann insbesondere Voß 1991, Jurczyk/Rerrich (Hrsg.) 1993, Dunkel 1994, Behringer 1998, Wehrich 1998 und den aktuellen Reader von Kudera/Voß 2000, der zentrale Texte des Projekts bündelt, die bis dahin an ganz unterschiedlichen Stellen erschienen waren.

(z.B. Holzkamp 1995, Lange 1997) und empirische Studien (z.B. Zeiher/Zeiher 1994, Jürgens/Reinecke 1998, Luedtke 1998, Kirchhöfer 1998, Hielscher/Hildebrandt 1999, Hildebrandt (Hrsg.) 2000), die sich mehr oder weniger eng an das Konzept Alltägliche Lebensführung anlehnten bzw. davon inspiriert wurden.

Soll die inzwischen recht ansehnliche sozialwissenschaftliche Lebensführungsforschung in Deutschland weiter befördert werden, ist es wichtig, die verstreuten Aktivitäten zu bündeln und die an diesem Thema direkt oder indirekt arbeitenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler verstärkt zusammenzubringen. Der vorliegende Band ist ein Ergebnis solchen Bemühens.<sup>3</sup> Am 26. und 27.3.1999 fand an der Fakultät für Pädagogik der Universität der Bundeswehr München eine von den HerausgeberInnen dieses Bandes veranstaltete Tagung mit dem Thema „Alltägliche Lebensführung – Neue empirische Befunde und theoretische Impulse“ statt. Für einen Vortrag eingeladen waren vor allem Forscherinnen und Forscher, die nicht aus der ursprünglichen SFB-Forschungsgruppe stammen, sondern das Konzept der Alltäglichen Lebensführung in sehr unterschiedlicher Weise für sich entdeckt und für ihre Arbeiten nutzbar gemacht haben. Im Gegenzug erhofften wir nicht nur, etwas über die Fruchtbarkeit des Konzepts Alltägliche Lebensführung außerhalb des Ursprungkontextes zu erfahren, sondern auch Kritik und Anregungen für die Weiterentwicklung des Konzepts zu erhalten. Nicht zuletzt sollte die Tagung dem gegenseitigen Kennenlernen der alten und neuen LebensführungsforscherInnen dienen. All diese Erwartungen haben sich erfreulicherweise erfüllt.

Der vorliegende Band dokumentiert die Beiträge dieser Tagung, ergänzt sie um einschlägige Arbeiten von Kolleginnen und Kollegen, die an der Tagung nicht teilnehmen konnten und bildet, wie wir glauben, auch einen Teil der spannenden Auseinandersetzung ab, die die Tagung gekennzeichnet hat. Zur Präsentation der sehr verschiedenartigen Arbeiten wurde abweichend vom

---

3 Siehe auch die seit Anfang 2000 von G. Günter Voß und Jana Simon zusammen mit einem Newsletter herausgegebene Webseite [www.lebensfuehrung-im-wandel.de](http://www.lebensfuehrung-im-wandel.de). Sie informiert über abgeschlossene und laufende empirische und theoretische Aktivitäten zum Thema Alltägliche Lebensführung und bietet sich damit als eine Plattform für den wechselseitigen Austausch an. Die Selbstdarstellungen der vorgestellten Projekte werden ergänzt um Erläuterungen zum Begriff der Alltäglichen Lebensführung und seiner Geschichte, eine laufend aktualisierte Gesamtbibliographie, Texte zum downloaden sowie links und ein Diskussionsforum.

Ablauf der Tagung die folgende Gliederung für den vorliegenden Band gewählt:

Nach einer Vorbemerkung werden in einem ersten Kapitel Nutzungen des Konzepts Alltägliche Lebensführung in neueren empirischen Studien vorgestellt. Ein zweites Kapitel enthält Versuche, Brückenschläge zum Konzept Alltägliche Lebensführung aus der Perspektive einzelner Disziplinen zu unternehmen. Danach wechselt im dritten Kapitel die Perspektive, indem nun über Öffnungen des Konzepts Alltägliche Lebensführung aus der Binnensicht nachgedacht wird. Eine kritische Nachbemerkung eines externen Beobachters schließt den Band ab.

#### *Zu den Beiträgen im einzelnen*

In den *Vorbemerkungen* rekonstruiert *Wolfgang Dunkel* (München) die *Entstehungsgeschichte des Konzepts Alltägliche Lebensführung*, indem er den Suchbewegungen der Münchener Forschungspioniere folgt. Diese Bemühungen machen die schrittweise Konstruktion des Gegenstandes sichtbar und verfolgen über die verschiedenen Forschungsphasen des ursprünglichen Lebensführungsprojekts hinweg den Einsatz, den Ertrag und die dadurch wiederum angeregte Weiterentwicklung des Konzepts. Dabei zeigt sich deutlich, inwieweit ein Forschungsprogramm von den spezifischen Interessen der jeweiligen ProjektmitarbeiterInnen lebt und auf welche Weise seine Durchführung von Pfadabhängigkeiten – wie der deutsch-deutschen Vereinigung in diesem Falle – beeinflusst wird.

Im Kapitel *Nutzungen des Konzepts Alltägliche Lebensführung in neueren empirischen Studien* sind Beiträge von ForscherInnen versammelt, die nicht aus der Tradition der Lebensführungsforschung kommen. Sie entdecken das Konzept aus unterschiedlichen Kontexten heraus und importieren es fruchtbar in ihre eigenen Forschungsprogramme. Die AutorInnen eröffnen dabei nicht nur neue Anwendungsgebiete, sondern verweisen auch auf Leerstellen im Konzept, nuancieren vorhandene empirische Ergebnisse und formulieren konzeptionelle Modifikationen:

*Kerstin Jürgens* (Hannover) startet den Teil mit ihrem Beitrag *Familiale Lebensführung. Familienleben als alltägliche Verschränkung individueller Lebensführungen*. Sie macht auf den wichtigen Sachverhalt aufmerksam, daß die Alltägliche Lebensführung nicht nur ein individuelles Programm ist, sondern in der Regel in einer gemeinsamen Leistung mehrerer Personen besteht. Wie diese Leistung aussieht und welche Ergebnisse sie haben kann,

erarbeitet Jürgens auf Grundlage einer empirischen Untersuchung über die Umgangsweise der Beschäftigten mit einem neuen Arbeitszeitmodell der Volkswagen-AG. Sie plädiert dabei nicht zuletzt für eine Verbindung von Arbeits-, Familien- und Geschlechtersoziologie mithilfe eines Konzeptes „familialer“ Lebensführung.

Im folgenden Text untersucht *Dieter Kirchhöfer* (Berlin) *Kindliche Lebensführungen im Umbruch*. Er konzentriert sich auf den Umgang mit Zeit, den Kinder in Auseinandersetzung mit der Veränderung ihrer Lebensbedingungen im Zuge des ostdeutschen Transformationsprozesses entwickeln. Während sich die Gestaltungsleistungen der Kinder ändern, gilt dies, wie er auf Basis seiner empirischen Arbeiten zeigen kann, nicht unbedingt auch für das in den Lebensführungen verankerte zeitliche Handeln. So wird z.B. die zu DDR-Zeiten mit List erworbene Zeitsouveränität auch unter veränderten Bedingungen praktiziert. Das Verhältnis zwischen Stabilität und Wandel in den kindlichen Lebensführungen erweist sich jedoch letztendlich als anspruchsvoller Balanceakt zwischen oft widersprüchlichen Anforderungen. Denn das „Arrangement der Arrangements“ im Alltag kann, so Kirchhöfer, nicht dauerhaft stabil bleiben, wenn sich die Einzelarrangement ändern.

*Jens Luedtke* (Eichstätt) thematisiert in seinem Beitrag über *Lebensführung in der Arbeitslosigkeit – Veränderungen und Probleme im Umgang mit der Zeit* Arbeitslosigkeit als Zeitproblem. Für ihn erwies sich das Lebensführungskonzept als hilfreich, um sowohl den aktiven Auseinandersetzungsprozeß der Betroffenen mit der veränderten Zeitstruktur als auch die anfallende Neukoordination verschiedener Lebensbereiche in den Blick zu bekommen. Auf der Grundlage einer (für die Lebensführungsforschung unüblichen) quantitativen Untersuchung konstruiert Luedtke Lebensführungstypen und untersucht deren spezifischen Umgang mit der „Mehr-Zeit“ in der Arbeitslosigkeit. Damit nutzt er das Lebensführungskonzept für eine Differenzierung innerhalb der von Arbeitslosigkeit Betroffenen und diskutiert Chancen der Herausbildung von Lebensführungen, die nicht berufsorientiert, aber dennoch durch Arbeit gekennzeichnet sind.

Im zweiten Kapitel – den *Brückenschlägen zum Konzept Alltägliche Lebensführung aus der Perspektive einzelner Disziplinen* – sind AutorInnen versammelt, die einen programmatischen Beitrag zur Verknüpfung ihrer Disziplinen mit der Alltäglichen Lebensführungen leisten wollen, weil sie glauben, daß dies die spezifischen Forschungsprobleme, die sich jeweils für sie stellen, einer Lösung näherbringt:

Corinna Barkholdt (Dortmund) beantwortet in ihrem Beitrag *Das Lebensführungskonzept – Analytisches Potential für eine Weiterentwicklung des sozialpolitikwissenschaftlichen Lebenslagekonzeptes?* die gestellte Frage positiv, indem sie im Lebensführungskonzept eine handlungstheoretische Fundierungsmöglichkeit des für ihr Forschungsfeld wichtigen, aber eher deskriptiven Lebenslagekonzepts entdeckt. Die „Kategorisierung“ sozialer Ungleichheit durch das Lebenslagekonzept könne durch die dynamische Perspektive des Lebensführungskonzepts überwunden werden. Im Gegenzug könne jedoch, so Barkholdt, auch die Alltägliche Lebensführung von der sozialpolitikwissenschaftlichen Lebenslageforschung profitieren: Daß dort – ganz im Gegensatz zur Lebensführungsforschung – die Feststellung sozialer Ungleichheit in sozialpolitischen Veränderungsvorschlägen ihren Niederschlag finde, sei kein Nachteil.

Unter dem Titel *Lebensführung und Selbstsozialisation Jugendlicher. Ein Forschungsprogramm im Schnittpunkt von Jugendsoziologie, Familienforschung und Zeitdiagnose* untersucht Andreas Lange (Konstanz) das „gegenseitige Bereicherungspotential“ von Jugendforschung und den Arbeiten zur Alltäglichen Lebensführung. Während die Sozialisationstheorie vom Konzept der „Alltäglichen Lebensführung“ insoweit profitieren kann, als damit Jugendliche als Konstrukteure ihres eigenen Lebens erkennbar werden, könne die Lebensführungsforschung ihr „methodologisches und theoretisches Sezierbesteck schärfen“, indem sie ein breites Spektrum unterschiedlicher Lebensphasen betrachte. Neben der Verknüpfung der im Titel angesprochenen Forschungsgebiete mithilfe des Lebensführungskonzepts unternimmt Lange einen weiteren Brückenschlag, indem er über die Selbstsozialisation Jugendlicher einen Anschluß an die aktuelle Debatte zur Philosophie der Lebenskunst herstellt.

Die Sozialisationsforscherin Ursula Nissen (München) hat mit ihrem Beitrag: *Lebensführung als „Missing link“ im Sozialisationsprozeß?* ein ähnliches Thema. Konkret ist sie daran interessiert, auf welche Weise sich Mädchen öffentliche Räume aneignen, welche Folgen das für ihr späteres Leben hat und wie sich die unterschiedlichen Aneignungsformen zwischen den Geschlechtern erklären lassen. Konzeptionell wirft das die Frage nach den Vermittlungsprozessen zwischen Individuum und Umwelt auf. Obschon man, so Nissen, in der Sozialisationstheorie inzwischen einseitige Prägungen von Seiten der Gesellschaft verwerfe und davon ausgehe, daß autonome Individuen sich ihre Umwelt aneigneten, so sei doch keineswegs die Frage nach den Mechanismen dieses Vermittlungsprozesses beantwortet.



Nissen sieht im Lebensführungskonzept einen solchen Schnittpunkt und zeigt, daß das Konzept hilfreich bei der Beantwortung der Frage nach dem „wie“ dieser Vermittlungsprozesse ist. Für die Frage nach dem „warum“ indes reiche es jedoch nicht aus, das Lebensführungskonzept heranzuziehen, weshalb Nissen auf Honneths „Anerkennung“ und Holzkamps „Möglichkeitsbeziehungen“ zurückgreift.

Der Block endet mit einem Brückenschlag aus Sicht der Psychologie, den Hartmut J. Zeiher (Berlin) in seinem Beitrag *„Alltägliche Lebensführung: ein Ansatz bei Handlungsentscheidungen“* unternimmt. Er stellt die theoretische Grundlage eines Projekts zur Erforschung der Lebensführung zehnjähriger Kinder vor. Ausgangspunkt sind die Defizite einer Psychologie, die zwar ein Konzept der Persönlichkeit anbieten kann, aber keine Psychologie der praktisch handelnden Person und deshalb nicht in der Lage ist, das Zustandekommen von Handlungsentscheidungen im Alltag zu erklären. Zeiher entwickelt das Spannungsfeld zwischen Intentionen und Beschränkungen, innerhalb dessen tagtäglich Entscheidungen getroffen werden müssen, macht die zu erbringende Koordinationsleistung plausibel und sucht deshalb nach generativen Prozeßroutinen, die der einzelne zur Führung seines alltäglichen Lebens herausbildet. Diese überdauernden Routinen entwickeln sich für ihn seit der frühen Kindheit und liegen den Entscheidungen zugrunde, die der Einzelne im Rahmen seiner alltäglichen Lebensführung trifft.

Im dritten Kapitel, den *Öffnungen des Konzepts Alltägliche Lebensführung*, sind Beiträge von AutorInnen zusammengestellt, die in der Tradition der ursprünglichen Lebensführungsforschung stehen. In ihren Ausführungen arbeiten sie am Konzept der Alltäglichen Lebensführung mit dem Ziel, dessen Anschlußfähigkeit an aktuelle soziologische Debatten zu verbessern. Das schließt (Selbst-)Kritiken am Konzept ein:

Den Anfang macht Frank Kleemann (Chemnitz) mit seinem Artikel *Zur weiteren Entwicklung des Konzepts ‚Alltägliche Lebensführung‘. Überlegungen auf der Grundlage einer Untersuchung zur Teleheimarbeit*. Ähnlich wie Luedtke widmet er sich einer Situation, in der die Selbststrukturierung des Alltags (hier des Arbeitsalltags) eine zentrale Anforderung ist – und auch hier wird eine Differenzierung einer Gruppe anhand ihrer Alltäglichen Lebensführung vorgenommen. Ausgehend von seiner Untersuchung zur Teleheimarbeit entwickelt Kleemann das zentrale Anliegen seines Beitrags: Er unterzieht das Konzept der Alltäglichen Lebensführung einer konstruktiven Kritik und verspricht sich (ähnlich wie Lange) für die Theorieentwicklung

einiges von einer systematischen Veränderung der Empirie, da er manche blinden Flecken im empirischem Einsatz des Konzepts begründet sieht.

G. Günter Voß widmet sich in seinen Überlegungen zum Thema *Der eigene und der fremde Alltag* einem Problem, das ihn schon länger umtreibt: der eigenwilligen Eigenlogik der Alltäglichen Lebensführung und der dahinterstehenden paradoxen Dialektik zwischen selbstbestimmter Aneignung von Gesellschaft und einem daraus resultierenden Unterworfensein unter eine eigene Konstruktion. Voß faßt die Eigenlogik der Alltäglichen Lebensführung als ein System von Quasi-Verträgen mit anderen und mit sich selbst, das man aufgrund der dabei anfallenden Transaktionskosten nicht ohne weiteres beliebig ändern oder auflösen kann. Die daraus entstehende Verselbständigung von Lebensführung gegenüber ihrem Produzenten ist zum einen eine zentrale Funktionsbedingung von Lebensführung, zum anderen aber auch – als Selbstentfremdung – notwendige Bedingung einer möglichen aktiven (Wieder-)Aneignung des eigenen Lebens. Doch Voß hält es auch für denkbar, daß eine dauerhafte Selbstbeherrschung des auf diese Weise „eigenen“ Alltags letztendlich die Person nicht befreit, sondern auf perfide Weise gesellschaftliche Herrschaft perfektioniert.

Das Kapitel endet mit dem Beitrag von Margit Wehrich (München) mit dem Titel *Alltägliche Lebensführung und institutionelle Selektion oder: Welche Vorteile hat es, die Alltägliche Lebensführung in die Colemansche Badewanne zu stecken?* Die Autorin unterbreitet den Vorschlag, die Alltägliche Lebensführung in eine Sozialtheorie einzuarbeiten, die auf einer handlungstheoretischen Basis steht: Die Colemansche Badewanne aus dem Titel dient als das Modell einer solchen Erklärungslogik. Akteure stellen, so die Annahme, mit ihrer Alltäglichen Lebensführung ein Regelsystem her, das als Entscheidungshilfe für all die Handlungsentscheidungen herangezogen wird, denen sie tagaus tagein begegnen. Da eine gewisse Stabilität Voraussetzung für das Funktionieren von Regeln ist, kann die Alltägliche Lebensführung nicht ad hoc verändert werden, so daß die Akteure, wenn die Umstände es so wollen, auch scheitern können. Die Autorin plädiert für eine genauere Erforschung der Mechanismen, die die Alltägliche Lebensführung mit den jeweiligen Handlungsfolgen verbindet, um funktionalistische Argumentationen zu vermeiden und prüft am Ende, inwieweit das Programm der Subjektorientierten Soziologie die Voraussetzungen hierfür stellen kann.

Der Band schließt in den *Nachbemerkungen* mit dem Beitrag *Alltägliche Lebensführung. Bemerkungen zu einem Forschungsprogramm* von Michael Schmid (München). Schmid hat seinen Tagungskommentar, der schon da-

mals Anlaß für anregende, aber auch kontroverse Diskussionen war, zu einer pointierten Kritik des Konzepts der Alltäglichen Lebensführung aus wissenschaftstheoretischer Perspektive ausgebaut.

Die HerausgeberInnen möchten zum Schluß nicht versäumen, sich zu bedanken. An erster Stelle danken wir den Autorinnen und Autoren dieses Bandes für ihre Beiträge. Bei denjenigen unter ihnen, die aktiv an der Tagung teilgenommen haben, bedanken wir uns zudem für ihre Vorträge und damit für die Ermöglichung spannender Diskussionen mit nachhaltiger Wirkung. Ein besonderer Dank gilt der Fakultät für Pädagogik der Universität der Bundeswehr München und Prof. Dr. Hans-Rolf Vetter, der die Durchführung der Tagung in seiner Funktion als Dekan vielfältig unterstützt hat. Roslinda Hiltwein, Kira Marrs und Helga Loos danken wir für die Vorbereitungsarbeiten und die perfekte Tagungsorganisation. Nicht zuletzt gilt unser herzlicher Dank Susanne Kappler für ihre engagierte Arbeit an der Druckvorlage dieses Buchs.

### *Literatur*

- Abel, T./Cockerham, W. C. (1993). Lifestyle or Lebensführung? Critical Remarks on the Mistranslation of Weber's „Class, Status, Party“. *The Sociological Quarterly*, 34 (3), 551-556.
- Behringer, L. (1998). Lebensführung als Identitätsarbeit. *Der Mensch im Chaos des modernen Alltags*. Frankfurt a.M., New York.
- Bolte, K. M. (Hrsg.) (1985). *Mensch, Arbeit, Betrieb*. Weinheim.
- Bolte, K. M./ Treutner, E. (1983). *Subjektorientierte Arbeits- und Berufssoziologie*. Frankfurt a.M./New York.
- Dunkel, W. (1994). *Pflegearbeit – Alltagsarbeit. Eine Untersuchung der Lebensführung von AltenpflegerInnen*. Freiburg.
- Hielscher, V./Hildebrandt, E. (1999). *Zeit für Lebensqualität. Auswirkungen verkürzter und flexibilisierter Arbeitszeiten auf die Lebensführung*. Berlin.
- Hildebrandt, E. (Hrsg.). (2000). *Reflexive Lebensführung. Zu den sozialökologischen Folgen flexibler Arbeit*. Berlin.
- Holzkamp, K. (1995). Alltägliche Lebensführung als subjektwissenschaftliches Grundkonzept. *Das Argument*, 37 (6), 817-846.
- Jürgens, K./Reinecke, C. (1998). *Zwischen Volks- und Kinderwagen. Auswirkungen der 28,8-Stunden-Woche auf Alltagsarrangements von Schichtarbeiterfamilien*. Berlin.
- Jurczyk, K./Rerrich, M. S. (Hrsg.) (1993). *Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung*. Freiburg.
- Jurczyk, K./Treutner, E./Voß, G. G./Zettel, O. (1985). Die Zeiten ändern sich – Arbeitszeitpolitische Strategien und die Arbeitsteilung der Personen. In: S. Hradil

- (Hrsg.), Sozialstruktur im Umbruch (S. 147-167). Opladen (leicht gekürzt auch in W. Kudera/G. G. Voß (Hrsg.) (2000). Lebensführung und Gesellschaft. Opladen).
- Kirchhöfer, D. (1998). Aufwachsen in Ostdeutschland. Langzeitstudie über Tagesabläufe 10- bis 14jähriger Kinder. München.
- Kudera, W./Voß, G. G. (Hrsg.). (2000). Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung. Opladen.
- Lange, A. (1997). Lebensführung als Sozialisationskonzept. Theoretische Überlegungen und Illustration. Diskurs, Heft 1, 16-23.
- Luedtke, J. (1998). Lebensführung in der Arbeitslosigkeit. Differentielle Problemlagen und Bewältigungsmuster. Pfaffenweiler.
- Lutz, B. (Hrsg.) (2000). Entwicklungsperspektiven von Arbeit. Weinheim.
- Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (Hrsg.) (1995). Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung. Opladen.
- Treutner, E./Voß, G. G. (1982). Zum Zusammenhang von gesellschaftlicher Arbeitsteilung und der Verteilung von Arbeiten auf Ebene der Subjekte (unv. Vortrag). München (überarbeitet in W. Kudera/G. G. Voß (Hrsg.) (2000). Lebensführung und Gesellschaft. Opladen).
- Voß, G. G. (Hrsg.) (1991a). Die Zeiten ändern sich – Alltägliche Lebensführung im Umbruch (Sonderheft II der Mitteilungen des Sonderforschungsbereichs 333). München.
- Voß, G. G. (1991b). Lebensführung als Arbeit. Über die Autonomie der Person im Alltag der Gesellschaft. Stuttgart.
- Voß, G. G. (1995). Entwicklung und Eckpunkte des theoretischen Konzepts. In: Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (Hrsg.), Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung. Opladen.
- Voß, G. G./Pongratz, H. J. (Hrsg.) (1997). Subjektorientierte Soziologie. Karl Martin Bolte zum 70. Geburtstag. Opladen.
- Wehrich, M. (1998). Kursbestimmungen. Eine qualitative Paneluntersuchung der alltäglichen Lebensführung im ostdeutschen Transformationsprozeß. Pfaffenweiler.
- Wehrich, M. (1999). Handlungsspielräume und alltägliche Lebensführung. In: C. Honegger/S. Hradil/F. Traxler (Hrsg.), Grenzenlose Gesellschaft? Verhandlungen des 29. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, des 16. Kongresses der Österreichischen Gesellschaft für Soziologie, des 11. Kongresses der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie in Freiburg i. Br. 1998. Teil 2. (S. 56-66). Opladen.
- Wehrich, M. Alltägliche Lebensführung und institutionelle Selektion oder: Welche Vorteile hat es, die Alltägliche Lebensführung in die Colemansche Badewanne zu stecken. In diesem Band (S. 219-236).
- Zeiger, H./Zeiger, H. (1994). Orte und Zeiten der Kinder. Soziales Leben im Alltag von Großstadtkindern. Weinheim, München.

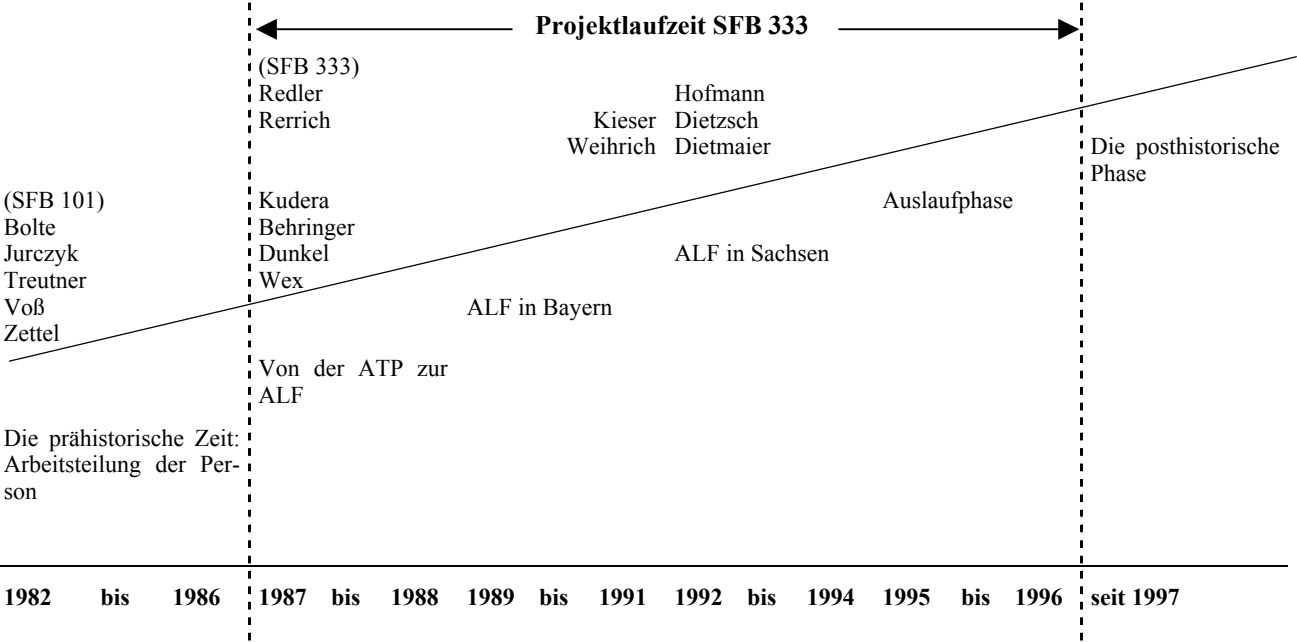


*Wolfgang Dunkel*

## **Zur Entstehungsgeschichte des Konzepts alltäglicher Lebensführung**

In diesem Beitrag wird es darum gehen, einen kurzen Abriß der Entstehungsgeschichte des Konzepts alltäglicher Lebensführung zu geben, in dessen Mittelpunkt die Arbeit der Münchner Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ im Rahmen des Münchner SFB 333 „Entwicklungsperspektiven von Arbeit“ steht. Aufgrund dieser Absicht soll hier keine systematisierende Abhandlung zum Konzept selbst versucht werden – dies ist andernorts vielfach geschehen (vgl. z.B. Projektgruppe Alltägliche Lebensführung 1995, Kudera/Voß 2000). Vielmehr soll der Hauptstrang der Konzeptentwicklung chronologisch nachgezeichnet werden. Da es sich um die Geschichte eines Projektes handelt, das über lange Zeit im Rahmen eines Sonderforschungsbereiches angesiedelt war, bietet es sich an, die Chronologie entlang der vier Förderphasen zu entwickeln, die das Projekt durchlaufen hat (1987-88, 1989-91, 1992-94, 1995-96). Dieser Logik folgend lassen sich dann auch eine „prähistorische“ (1982-86) und eine „posthistorische“ (seit 1997) Entwicklungsphase identifizieren, die die Zeiträume vor Projektbeginn und nach Projektende bezeichnen. Diese sechs Phasen werden in der folgenden Darstellung benannt und im Laufe des Beitrages jeweils kurz erläutert. Des weiteren finden sich in der folgenden Darstellung die Namen der Kolleginnen und Kollegen, die mit der Durchführung des SFB-Projektes direkt zu tun hatten. Sie erscheinen zu den Zeitpunkten, zu denen sie mit ihrer Arbeit für das Forschungsprojekt begannen und damit in der Regel auch zum ersten Mal mit dem Konzept der alltäglichen Lebensführung in Berührung kamen.

Wie das Konzept der Alltäglichen Lebensführung entstand, wie es sich entwickelte und wer daran beteiligt war



## 1 Die prähistorische Zeit: Arbeitsteilung der Person (1982 – 1986)

Die Ursprünge des Konzeptes der alltäglichen Lebensführung reichen in die frühen achtziger Jahre zurück. Zwei Mitarbeiter des damals in München aktiven Sonderforschungsbereiches 101, „Theoretische Grundlagen sozialwissenschaftlicher Berufs- und Arbeitskräfteforschung“, machten sich Gedanken zu einem theoretischen Konzept, das aus der Perspektive einer subjektorientierten Arbeitssoziologie (vgl. Bolte/Treutner 1983, Voß/Pongratz 1997) einen grundsätzlich neuen Blick auf den tätigen Menschen werfen sollte. Erhard Treutner und G. Günter Voß, so die Namen dieser beiden Mitarbeiter, hatten im Jahre 1982 in ihrem bis vor kurzem unveröffentlichten Papier mit dem Titel „Arbeitsmuster – Ein theoretisches Konzept zum Zusammenhang von gesellschaftlicher Arbeitsteilung und der Verteilung von Arbeiten auf Ebene der Subjekte“ folgendes formuliert:

„Es wird vorgeschlagen, gesellschaftliche Arbeit und Arbeitsteilung in einer *doppelten* Perspektive zu analysieren: nicht nur (wie bisher) aus der Perspektive ihrer gesellschaftsstrukturellen Bedingtheit, sondern auch aus der Perspektive der subjektiven Steuerung von Lebens- und Arbeitsaktivitäten. Probleme gesellschaftlicher Arbeit sollen damit auch als Folge veränderter Reproduktionsstrategien der Subjekte und einer entsprechend veränderten Aufteilung der verschiedenen von ihnen zu leistenden Arbeiten begriffen werden“ (Treutner/Voß 2000: 29).

Dieser Vorschlag wandte sich gegen die damals dominante Tradition einer deterministisch angelegten Arbeits- und Industriesoziologie, blieb aber zugleich der Perspektive einer vor allem marxistisch inspirierten Sicht des Lebens treu: Die zentrale Kategorie zur Entschlüsselung dessen, worum es im Leben des Menschen in einer westlichen Industriegesellschaft geht, ist die der Arbeit. Über seine Arbeit macht der Mensch aus sich etwas, er „verwirklicht“ sich. Und er tut dies in ganz besonderer Weise bei Treutner und Voß. Denn hier ist Selbstverwirklichung durch Arbeit nicht nur im Bereich der Erwerbsarbeit zu finden. Die beiden Autoren gehen vielmehr davon aus, dass der Mensch (bzw. das Subjekt) in verschiedenen Lebensbereichen Arbeit zu leisten habe (Erwerbsarbeit, Hausarbeit, Erziehungsarbeit, ehrenamtliche Arbeit, usw.) und – nicht genug damit – dass die Verbindung dieser unterschiedlichen Lebensbereiche eine aktive Leistung des Subjektes sei und damit nochmals Arbeit bedeute.

In der Frühphase des Konzeptes der alltäglichen Lebensführung wurde diese aktive Leistung des Subjektes als Investition personaler Ressourcen wie Zeit, Geld oder Qualifikationen in unterschiedliche Lebensbereiche gefasst, die insgesamt ein „Arbeitsmuster“ ergeben. Der Schwerpunkt der damaligen Be-



trachtungsweise lag primär auf der Aufteilung von Arbeit. Die mit der Aufteilung gegebene Notwendigkeit der Integration der unterschiedlichen Lebens- bzw. Arbeitsbereiche stand noch eher im Hintergrund und schien vielleicht bereits durch die Analogie betrieblicher und personaler Arbeitsteilung gelöst, die den Menschen ein Kalkül der Ressourceninvestition unterstellt, das nach ökonomischen Kriterien verfährt. Für die weitere Entwicklung des Konzeptes von hoher Bedeutung war des Weiteren die mit der Wahl der Kategorien der Arbeit, der Arbeitsteilung und der personalen Mikroökonomie einhergehende Entscheidung dafür, dass wir es mit einem rational handelnden Subjekt zu tun haben.

Die anstehende Einrichtung eines neuen Sonderforschungsbereiches zum Thema „Entwicklungsperspektiven von Arbeit“ war Anlass, aus den ersten konzeptuellen Überlegungen einen Forschungsantrag zu erarbeiten. Dieser wurde 1985 bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft eingereicht und hatte den Titel: „Veränderungen der Arbeitsteilung von Personen – Neue Muster der individuellen Verteilung von Arbeit auf verschiedene Lebensbereiche“. Von alltäglicher Lebensführung sprach damals noch niemand – allerdings taucht an einer Stelle des Antrages, scheinbar zufällig, der Begriff der Lebensführung bereits einmal auf.

## **2 Von der „Arbeitsteilung der Person“ zur „Alltäglichen Lebensführung“ (1987/88)**

Nach der Bewilligung des Antrages konnte das Forschungsprojekt – in der Besetzung Bolte, Dunkel, Jurczyk, Kudera, Redler, Voß, Zettel, später ergänzt durch Behringer und Rerrich – Anfang 1987 seine Arbeit beginnen. Das Spannende an diesem Projekt bestand darin, dass ein neuer Forschungsgegenstand etabliert, dass also ein Aspekt sozialer Realität untersucht werden sollte, der so bislang noch nicht begriffen worden war. Im Gegensatz zur prähistorischen Phase war es nun möglich, sich diesem Gegenstand empirisch zu nähern. Es wurden vierzig leitfadengesteuerte, erzählungsgenerierende Interviews mit hochkontrastiv ausgewählten Personen geführt. Diese Interviews blieben für die konzeptuelle Weiterentwicklung nicht folgenlos. So bestanden wesentliche Erkenntnisse aus den sehr offen und umfassend geführten Gesprächen mit den Interviewpartnern darin, dass das Leben nicht nur aus Arbeit besteht, dass das Leben in seiner gesamthaften Gestalt und nicht als bloße Summe verausgabter Arbeitsleistungen zu begreifen ist, dass das Leben in seiner Breite (synchrone Perspektive, die alle nebeneinander liegenden Lebensbereiche abbildet) nicht verständlich wird ohne das Leben

in seiner Länge (diachrone Perspektive, die die Biographie mit aufnimmt) und dass es gerade die Herstellung dieser Gesamtheit ist, die den genuine Gegenstand des Forschungsprojektes ausmacht. Zur Berücksichtigung all dieser Aspekte erwies sich die Kategorie der „Arbeitsteilung der Person“ als zu eng. Die Suche nach einer alternativen Kernkategorie des Projektes wurde entsprechend intensiviert. Dabei schälte sich mehr und mehr die Kategorie der „Alltäglichen Lebensführung“ als gegenstandsadäquat heraus. Hier wird zwar weiterhin deutlich gemacht, dass es um Alltag und damit eben auch vor allem um Arbeit geht. Zugleich wird aber die Möglichkeit eröffnet, das Leben insgesamt in den Blick zu nehmen und damit auch dem Umstand Rechnung zu tragen, dass dieses in einen zeitlichen Ablauf eingebettet ist und von der Person aktiv geführt werden muss.

<b>Arbeitsteilung der Person</b>	<b>Alltägliche Lebensführung</b>
Analytische Aufteilung in Bereiche	Zusammenhang des Lebens
Reich der Notwendigkeit: Leben als Mikroökonomie, auf Tätigkeiten fokussiert	Lebensführung als Strategiebündel, das nicht nur an Ökonomie, sondern auch an anderen Orientierungen, an Deutungsmustern und der Biographie orientiert ist
Theoretische Referenz: Marx (Arbeitsbegriff)	Theoretische Referenz: Weber (methodische Lebensführung)

Diese konzeptuellen Modifikationen wirkten sich wiederum (entsprechend der Vorgehensweise der grounded theory) in der empirischen Arbeit aus. Lautete bspw. die Eingangsfrage des Leitfadens anfangs „Wie sieht bei Ihnen ein Tag aus, was machen Sie da alles?“, wurde später als erstes gefragt: „Wie sieht Ihr persönlicher Werdegang aus, wo kommen Sie her?“

„Arbeitsteilung der Person“ und „Alltägliche Lebensführung“ existierten als leitende Kategorien des Forschungsprojektes eine Weile nebeneinander her – mitunter wurden sie auch ineinander verschlungen verwendet (vgl. die Publikation von Günter Voß 1991 mit dem Titel „Lebensführung als Arbeit“). Letztlich hat sich jedoch die Lebensführung als der dynamischere und umfassendere Begriff durchgesetzt. Damit stand am Ende der ersten Förderphase des Projektes ein entwickeltes Erhebungs- und Auswertungsin-

strumentarium sowie eine theoretische Umorientierung und die Konsolidierung eines Konzeptes, das von nun an „Alltägliche Lebensführung“ hieß und für die umfangreichen empirischen Erhebungen der kommenden Jahre erkenntnisleitend war.

### 3 Alltägliche Lebensführung in Bayern (1989-1991)

In der zweiten Projektphase wurde versucht, Prozesse gesellschaftlicher Modernisierung daraufhin zu untersuchen, in welcher Weise diese sich auf der Ebene alltäglicher Lebensführung – mithin aus der Sicht der Subjekte – realisieren. Hierfür wurden drei Trends gesellschaftlicher Entwicklung herangezogen:

- die zunehmende Bedeutung flexibilisierter Arbeitszeiten,
- die Erosion von Normalarbeitsverhältnis und Normalarbeitstag und
- die Erosion der Geschlechterrollen.

Verschiedene Berufsgruppen aus städtischen und ländlichen Milieus wurden gezielt ausgewählt, d.h. es wurden Bedingungen für die Modernität von Lebensführung variiert. Anhand der gut 100 Interviews, die in den Jahren 1989 und 1990 durchgeführt wurden, konnten dann auch entsprechend unterschiedliche Arrangements von Lebensführung rekonstruiert werden – nähere Informationen hierzu finden sich in Jurczyk/Rerrich (1993) und dem materialreichen Band der Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (1995), in dem die Ergebnisse dieser Projektphase ausführlich dargestellt sind. Des weiteren sind zwei Monographien erschienen, die sich mit zwei der untersuchten Personengruppen intensiv auseinandersetzen: mit der Gruppe der AltenpflegerInnen unter der Perspektive der Integration von Arbeit und Leben (Dunkel 1994), mit der Gruppe der JournalistInnen unter der Perspektive der Identitätsbildung (Behringer 1998).

Auch wenn die Intentionen des zweiten Projektantrages mit dem Titel „Flexibilisierte Arbeitsverhältnisse und die Organisation der individuellen Lebensführung“ durchaus umgesetzt werden konnten, verlief die zweite Projektphase doch ganz anders als erwartet. Denn mitten in den Erhebungen veränderten die Entwicklungen in der damaligen DDR und die sogenannte Wende nicht nur die politische Situation in Deutschland, sondern auch die Lebenssituation insbesondere der Menschen in Ostdeutschland. Sehr schnell war klar, daß der Fall der Mauer zwischen den beiden deutschen Staaten unverhoffte Chancen gerade auch für Lebensführungsforschung bot. Dank einer rasch erreichten Übereinkunft zwischen dem SFB 333 und seinem Geld-

geber, der Deutschen Forschungsgemeinschaft, war es dann bereits im Winter 1990/91 möglich, zusätzlich zwei KollegInnen zu beschäftigen (Rudi Kieser und Margit Wehrich), die in Leipzig Kontakte zu Betrieben und zu Kooperationspartnern aus den Sozialwissenschaften aufbauten und dort im Jahr 1991 gemeinsam mit MitarbeiterInnen des Projektes „Alltägliche Lebensführung“ eine erste Interviewphase durchführten.

Diese diente zugleich als Pilotphase für den dritten Förderzeitraum des Forschungsprojektes.

#### **4 Alltägliche Lebensführung in Sachsen (1992-94)**

Für die dritte Förderphase wurde die Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ erheblich ausgeweitet: An der Universität Leipzig wurde ein Schwesterprojekt ins Leben gerufen, das sich aus Ina Dietzsch und Michael Hofmann zusammensetzte. Die dreijährige Zusammenarbeit zwischen dem West- und dem Ostteam erwies sich aufgrund der unterschiedlichen wissenschaftlichen Kulturen und biographischen Erfahrungen der beiden Gruppen als fast ebenso spannend wie die gut 70 Interviews, die mit Leipzigerinnen und Leipzigern geführt wurden. Dabei interessierte zum einen, in welcher Weise eine dramatisch schnelle und tiefgreifende gesellschaftliche Veränderung wie die Wende der Jahre 1989/90 sich auf die Lebensführung der betroffenen Menschen auswirkt bzw. durch deren Lebensführung gefiltert und verarbeitet werden kann. Zum anderen sollte die Chance eröffnet werden, Lebensführung in West- und Ostdeutschland miteinander zu vergleichen. Um eine bestmögliche Vergleichbarkeit herzustellen, wurden deshalb auch ähnliche Berufsgruppen ausgesucht wie in der Erhebungsphase von 1989/90: Journalisten, Industriearbeiter, Verkäuferinnen, Altenpflegerinnen, Angestellte.

Allerdings konnte der damals intendierte systematische Vergleich nur sehr selektiv (Kudera 1997) durchgeführt werden. Im Vordergrund der Auswertung stand vielmehr die Frage danach, wie sich die ostdeutsche Wende auf der Ebene der Lebensführung darstellt (Hofmann/Dietzsch 1995). Diese Auswertungsrichtung bekam ihr besonderes Gewicht dadurch, dass Margit Wehrich ein Teilsample der Leipziger Pilotbefragung von 1991 in den Jahren 1992/93 ein zweites Mal befragte und auf der Grundlage einer solchen qualitativen Längsschnittuntersuchung die Frage nach der Veränderung von Lebensführung im Lebenslauf anders bearbeiten konnte als dies in den ande-

ren Untersuchungen des Forschungsprojektes, die allesamt auf Einmalbefragungen aufgebaut waren, möglich war (Wehrich 1998).

## **5 Auslaufphase (1995/96)**

Die Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ hat alles in allem etwa 240 ausführliche Interviews, die jeweils eine Dauer zwischen 90 und 210 Minuten aufwiesen, durchgeführt. Alle diese Interviews wurden transkribiert. Nicht alle Interviews wurden in gleicher intensiver Weise ausgewertet. Auch wenn es spannend gewesen wäre, weitere Erhebungen durchzuführen, erschien es doch sinnvoller, in einer zeitlich (2 statt 3 Jahre) und personell (das Projekt setzte sich in den beiden letzten Jahren aus Bolte, Behringer, Dietmaier und Kudera zusammen) reduzierten Form die letzte Projektphase darauf zu konzentrieren, die Forschungsergebnisse des Projektes zu publizieren. Im Mittelpunkt stand dabei der Forschungsbericht des Projektes (Projektgruppe Alltägliche Lebensführung 1995).

## **6 Die posthistorische Phase (seit 1997)**

Ein gewisses formales Ende fand die Geschichte des Projektes zur „Alltäglichen Lebensführung“ mit dem Auslaufen des SFB 333 Ende 1996.

Zugleich jedoch setzte ein zunächst verhaltener, in jüngerer Zeit jedoch stärker werdender Diffusionsprozeß des Konzeptes „Alltägliche Lebensführung“ in die scientific community ein. Dies führte dazu, dass nicht nur ehemalige Projektmitglieder weiter mit dem Konzept arbeiten (Voß, Wehrich, Jurczyk), sondern mehr und mehr auch Kolleginnen und Kollegen aus anderen Forschungszusammenhängen die theoretische und empirische Potenz des Konzeptes entdecken und mit ihrer Arbeit dazu beitragen, dass das Konzept nicht nur weiter verwendet, sondern auch weiterentwickelt wird. Der vorliegende Band versammelt einige dieser Beiträge und vermag so einen Eindruck des gegenwärtigen Entwicklungsstandes des Konzeptes „Alltägliche Lebensführung“ zu vermitteln.

*Literatur*

- Behringer, L. (1998). Lebensführung als Identitätsarbeit. Der Mensch im Chaos des modernen Alltags. Frankfurt a.M.
- Bolte, K. M./Treutner, E. (Hrsg.) (1993). Subjektorientierte Arbeits- und Berufssoziologie. Frankfurt a.M.
- Dunkel, W. (1994). Pflegearbeit – Alltagsarbeit. Eine Untersuchung der Lebensführung von AltenpflegerInnen. Freiburg.
- Hofmann, M./Dietzsch, I. (1995). Zwischen Lähmung und Karriere. Alltägliche Lebensführung bei Industriearbeitern und Berufsumsteigern in Ostdeutschland. In: B. Lutz/H. Schröder (Hrsg.), Entwicklungsperspektiven von Arbeit im Transformationsprozeß (S. 65-95). München.
- Jurczyk, K./Rerrich, M. S. (Hrsg.) (1993). Die Arbeit des Alltags. Über die wachsenden Anforderungen der alltäglichen Lebensführung. Freiburg.
- Kudera, W. (1997). Die Lebensführung von Arbeitern – ein gesamtdeutsches Phänomen. In: G. G. Voß/H. J. Pongratz (Hrsg.), Subjektorientierte Soziologie (S. 183-200). Opladen.
- Kudera, W./Voß G. G. (Hrsg.) (2000). Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung. Opladen.
- Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (1995). Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung. Opladen.
- Treutner, E./Voß, G. G. (2000). Arbeitsmuster – Ein theoretisches Konzept zum Zusammenhang von gesellschaftlicher Arbeitsteilung und der Verteilung von Arbeiten auf Ebene der Subjekte. In: W. Kudera/G. G. Voß (Hrsg.), Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung (S. 29-37). Opladen.
- Voß, G. G. (1991). Lebensführung als Arbeit. Über die Autonomie der Person im Alltag der Gesellschaft. Stuttgart.
- Voß, G. G./Pongratz, H. J. (Hrsg.) (1997). Subjektorientierte Soziologie. Opladen.
- Wehrich, M. (1998). Kursbestimmungen. Eine qualitative Paneluntersuchung der alltäglichen Lebensführung im ostdeutschen Transformationsprozeß. Pfaffenweiler.



**Nutzungen des Konzepts  
Alltägliche Lebensführung  
in neueren empirischen Studien**





*Kerstin Jürgens*

## **Familiale Lebensführung**

### **Familienleben als alltägliche Verschränkung individueller Lebensführungen**

In modernen westlichen Arbeitsgesellschaften sind der Vereinbarkeit von Familien- und Erwerbsleben enge Grenzen gesetzt. Eine Vielzahl familien- und geschlechtersoziologischer Forschungen hat in diesem Zusammenhang aufzeigen können, dass auch Ende der 90er Jahre eine weitreichende Hierarchisierung der Lebensbereiche stattfindet. Zwar haben sich geschlechtsbezogene Zuweisungen auf Sphären und Arbeitszusammenhänge gelockert, doch stellen egalitäre Beziehungsmuster noch immer eine Ausnahme dar: Nach wie vor sind es überwiegend Frauen, die nach der Familiengründung ihre Erwerbsarbeit reduzieren bzw. unterbrechen, um die Versorgung der Kinder zu übernehmen (vgl. Geissler/Oechsle 1996), während Männer ihre Erwerbsorientierung eher noch verstärken. Bleiben Frauen trotz der Mutterrolle erwerbstätig oder nehmen ihre Arbeit im Beruf wieder auf, gestaltet sich der alltägliche Synchronisations- und Koordinationsbedarf oft als immens. Die zum Zeitpunkt der Familiengründung einsetzende Traditionalisierung der Geschlechtsrollen durchzieht noch immer das Gros der Beziehungsmodelle und ist – wenngleich mit jeweils spezifischer Ausprägung – in allen sozialen Milieus anzutreffen (Frerichs/Steinrück 1997a,b).

Trotz unterschiedlicher Arbeitsanteile im Privaten stehen dennoch Mann *und* Frau gleichermaßen vor der Aufgabe, ihr Leben auf den gemeinsamen Bezugspunkt, die Familie, auszurichten: Sowohl aus ökonomischen Gründen, aber vielfach auch aufgrund veränderter Lebensentwürfe vor allem bei jungen, beruflich gut qualifizierten Frauen zeichnet sich das Modell der beiderseitigen Erwerbstätigkeit von Eltern als neues Leitbild ab, das mittlerweile auch in der Erwerbsstatistik seinen Niederschlag gefunden hat. Im Unterschied zu Alleinstehenden, kinderlosen oder älteren Paaren, deren Kinder bereits eigene Haushalte gegründet haben, oder den vor allem in Großstädten anzutreffenden kinderlosen VertreterInnen des „living apart together“ müssen erwerbstätige Eltern jedoch ihren Lebensrhythmus nicht nur mit dem des Partners bzw. der Partnerin abstimmen, sondern auch die Bedürfnisse und

Anforderungen der Kinder in eine gemeinsame alltägliche Lebensführung integrieren bzw. sich gegen sie abgrenzen. Die daran geknüpften Belastungen müssen – idealtypisch betrachtet – im Mikrosystem Familie aufgefangen werden, machen neue Arbeitsteilungsmuster erforderlich und stellen partiell auch traditionelle Rollenstereotype in Frage; Abstimmungs- und Aushandlungsprozesse in Paarbeziehungen gewinnen dadurch an Stellenwert.<sup>1</sup>

Eine Dynamisierung erhält dieser Konnex durch die aktuellen Veränderungen im Bereich der Erwerbsarbeit, vor allem durch die Flexibilisierung der Arbeitszeiten. Sowohl in zeitlicher als auch in räumlicher und inhaltlicher Hinsicht wird von den ArbeitnehmerInnen eine Anpassung an Produktions- und Dienstleistungsrhythmen erwartet, auch wenn diese häufig in Gegensatz und Konkurrenz zu den Anforderungen des privaten Lebenszusammenhangs stehen.<sup>2</sup> In der soziologischen Forschung – und maßgeblich durch die Arbeiten der Münchener Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ – ist diese Entwicklung unter dem griffigen Kürzel „die Arbeit des Alltags“ analysiert worden (Jurczyk/Rerrich 1993, Projektgruppe 1995).

Auf der Folie dieser Problemskizze soll im vorliegenden Beitrag der Frage nachgegangen werden, wie Familien „tagein tagaus“ einen gemeinsamen Lebensbezug herstellen bzw. im Kontext weitreichender Deregulierungs- und Flexibilisierungsprozesse im Erwerbsleben aufrechterhalten. Man könnte vermuten, dass zunehmend nur diejenigen Beschäftigten mit der Entwicklung Schritt halten, die ihren außerberuflichen Lebenszusammenhang flexibel auf diese Anforderungen abzustimmen vermögen und kaum Verpflichtungen außerhalb der Erwerbsarbeit zu erfüllen haben (vgl. auch Voß/Pongratz 1998). Der „vollmobile Single“ hat dabei mitunter bessere Partizipations- und Aufstiegschancen als „gebundene“ Menschen, die ihren Lebensalltag mit ihrem Partner, ihrer Familie abstimmen und nicht zuletzt

---

1 Gerade jüngeren Frauen mit hohem Qualifikationsniveau und ausgeprägter Erwerbsorientierung erscheint eine besondere Verantwortung für die Haus- und Familienarbeit fragwürdig und die Abstinenz des Mannes im Bereich der Hausarbeit begründungsbedürftig. Sie fordern daher von ihrem Partner verstärkt eine Beteiligung an der Reproduktionsarbeit ein (Geissler/Oechsle 1996).

2 Auch Voß/Pongratz (1998) zeigen in ihrer Analyse des „Arbeitskraftunternehmers“, eines neuen Idealtypus der gesellschaftlichen Verfassung von Arbeitskraft, dass die Anforderungen in der Erwerbssphäre zunehmen: Von den Beschäftigten wird räumliche, zeitliche, inhaltliche und soziale Flexibilität erwartet; sie sollen sich mit ihrer ganzen Persönlichkeit in den Arbeitsprozess integrieren, ihre Lebensführung auf die Arbeit abstimmen und sich als „Unternehmer“ ihrer eigenen Arbeitskraft verstehen, die es zu vermarkten gilt.

auch die Anforderungen des „Arbeitsplatzes Familie“ berücksichtigen müssen. Andererseits können für letztere Gruppe die Vorteile im Anpassungsprozess an diese Veränderungen gerade in ihren sozialen Bezügen liegen. Möglicherweise bieten diese ein Gegengewicht zu Deregulierung und Flexibilisierung im Erwerbsleben und werden in der subjektiven Perspektive keineswegs nur als Belastung, sondern gar als eine Art „Schonraum“ wahrgenommen, der – trotz aller Anstrengung – Sicherheit und Stabilität für das Alltagshandeln bietet und eine „Gegenwelt“ zur Erwerbssphäre eröffnet. Vor diesem Hintergrund ist das Ineinandergreifen je individueller Lebensführungen innerhalb der Lebensform Familie als eine für die Soziologie überaus relevante Analyseperspektive zu bewerten. Sie gewinnt in dem Maße an Bedeutung, in dem die Veränderungsdynamik im Erwerbsbereich für das Familienleben – und damit auch für die in dieser Sphäre geleisteten gesellschaftlichen Reproduktionsaufgaben – nicht folgenlos bleibt.

Ausgangspunkt der folgenden Überlegungen ist eine qualitative Untersuchung der Folgewirkungen des sogenannten „VW-Modells“ auf den Lebensalltag von Familien (Jürgens/Reinecke 1998).<sup>3</sup> Im Mittelpunkt dieser Studie stand die Frage, wie sich die neuen Arbeitszeitmodelle, die teilweise eine verlässliche Verkürzung, teilweise eine weitreichende Flexibilisierung der Arbeitszeit mit sich brachten, auf die Alltagsgestaltung, die Elternrolle und die Arbeitsteilung in Arbeiterfamilien auswirken, sowie ob und wenn ja welche Rückwirkungen sich hieraus wiederum für den betrieblichen Arbeitsalltag ergeben. Uns interessierte also einerseits, wie eine Veränderung struktureller Rahmenbedingungen auf die alltäglichen Arrangements in Familien wirkt, andererseits aber auch, ob und inwiefern die Individuen bzw. die Paare ihrerseits auf die „neuen“ Strukturen zurückwirken (vgl. Bolte 1997: 35f).

---

3 Die Volkswagen AG führte zum 1.1.1994 die 28,8-Stunden-Woche ein und reduzierte damit die Regelarbeitszeit der Beschäftigten um 7,2 Wochenstunden, d.h. einen ganzen Arbeitstag. Hintergrund dieses damals aufsehenerregenden Modells bei Europas erfolgreichstem Fahrzeughersteller waren eine Krise auf dem internationalen Automobilmarkt sowie interne Modernisierungsrückstände gegenüber der Konkurrenz, die – so die damalige Schätzung des VW-Managements – einen Personalüberhang von mehr als 20% hervorgerufen hatten. Wesentliche Nebenfolge dieses Modells war eine Flexibilisierung der Arbeitszeiten: Während einige Beschäftigte, vor allem am Standort Emden, tatsächlich und längerfristig im Rahmen einer planbaren Vier-Tage-Woche arbeiteten, setzte für viele eine Deregulierung ein, indem Stunden auf Arbeitszeitkonten durch Mehrarbeit innerhalb der Woche und an Wochenenden angesammelt wurden, jedoch nur bedingt wieder ausgeglichen werden konnten (vgl. ausführlich Jürgens/Reinecke 1998: 53ff).

## **1 Von der individuellen zur gemeinsamen Lebensführung: alltägliche Verschränkungen**

Die Münchener Projektgruppe hat in ihren Veröffentlichungen – insbesondere durch die theoretischen Arbeiten von Voß (1991, 1993, 1994, 1995) – veranschaulicht, dass die Vielzahl alltäglicher Handlungen im Alltag in einem systematischen Zusammenhang zueinander stehen. In Anlehnung an Weber definieren die ForscherInnen „alltägliche Lebensführung“ als spezifische Art und Weise, als ‘Methode’, mit der Individuen verschiedene Anforderungen der Lebensbereiche zu einer integrierten Lebensführung als Person vereinen (vgl. Voß in diesem Band). Das Verdienst dieses Ansatzes liegt maßgeblich darin, die Komplexität und das Zusammenspiel der verschiedenen Lebensbereiche, in denen sich Menschen tagtäglich bewegen, zu erkennen und sowohl die Motivationen als auch die Rahmenbedingungen sowie die konkreten Modi von Alltagspraxis zu ergründen. Durch den Rekurs auf Webers Begriff der Lebensführung wird darüber hinaus der aktive Charakter alltäglicher Lebensgestaltung betont: Leben ergibt sich nicht von allein, sondern muss aktiv hergestellt werden und kann daher als „Arbeitsleistung der Person“ verstanden werden.

Wie aber verhält sich diese je individuell notwendige „Arbeit des Alltags“ zu den Bedingungen des Zusammenlebens in sozialen Bezügen, insbesondere in Primärbeziehungen? Wie koordinieren Menschen Erwerbsarbeit, Partnerschaft und Elternschaft? Die Zweierbeziehung zwischen Eltern kann für die Bewältigung der im Zuge von Elternschaft anfallenden Aufgaben und Anforderungen sicher eine deutliche Erleichterung der Vereinbarkeit von Familienarbeit und Einkommenssicherung bewirken, da sich zwei Menschen die hierzu notwendigen Aufgaben teilen. Sie muss jedoch dafür auch aktiv gestaltet und gepflegt werden. Welche Prozesse sind also notwendig, damit das Familienleben als gemeinsamer Lebenszusammenhang gestaltet werden kann und nicht zu einer Summe von Einzel-Leben zerfranst?

Für die Analyse des Zusammenspiels von Erwerbsarbeit, Partnerschaft und Elternschaft ist „Lebensführung“ als soziologische Kategorie dienlich: Durch die konzeptuelle Erfassung von „alltäglicher Lebensführung“ als „Leben in seiner gesamten Breite“ und die empirische Identifikation von Lebensführungsmustern werden die Reaktionen von Menschen auf Veränderungen in den Rahmenbedingungen von Leben nachvollziehbar und auch typisierbar. Gerade diese konsequente Subjektorientierung ist ohne Zweifel die Stärke des Münchener Forschungsansatzes, jedoch, wenn es um die Analyse binnenfamiliärer Interaktionen geht, gleichzeitig auch ihr primäres Defizit:

Alltägliche Lebensführung wird als zwar sozial verankertes, letztlich jedoch individuelles Projekt gefasst.<sup>4</sup> Der Blick ist auf das Individuum und seine ihm spezifische Alltagspraxis ausgerichtet. Aussagen über das Geschlechterverhältnis sind daher nur begrenzt möglich, da der durch Modernisierungseinflüsse ausgelöste Wandel im Geschlechterverhältnis nur am Individuum und seiner Perspektive auf die Beziehung zum Partner/zur Partnerin aufgezeigt wird; das Zusammenspiel, das „tagein tagaus“ zwischen Partnern in einer Beziehung stattfindet, um Beruf, Familie und Beziehung in Einklang zu bringen, wird somit eindimensional betrachtet, d.h. aus der Perspektive nur eines Beteiligten, also eines Teils der Beziehung.<sup>5</sup> Die Art und Weise hingegen, mit der Menschen in der Familie – als einem Ort primärer Vergesellschaftung – ihre Lebensführung in eine soziale Passform bringen, ist Ausgangspunkt des Konzepts *familiale Lebensführung*, verstanden als Prozess der alltäglichen Verschränkung individueller Lebensführungen innerhalb der Familie.

Was unterscheidet nun also familiäre Lebensführung von alltäglicher Lebensführung? Durch die analytische und methodische Einbeziehung (mindestens) zweier Lebensführungen und ihrer je spezifischen Eigenlogik kann quasi eine „zweite Ebene“ der Lebensführung aufgezeigt werden: Während die „erste Ebene“ eindeutig auf der Ebene des Individuums anzusiedeln ist, erfasst die „zweite Ebene“ die primäre Sozialform der alltäglichen Lebensführung: ihre Verankerung und Funktionsweise im direkten sozialen Kontext – in unserem Falle: in der Familie. Dadurch eröffnet sich die Möglichkeit, das Zusammenspiel von Lebensführungen genauer zu analysieren.

Unter der Lebensform „Familie“ werden zu Beginn des 21. Jahrhunderts sehr unterschiedliche Personenkonstellationen subsumiert. Neben der klassischen Kleinfamilie mit verheirateten Eltern und Kind(ern) haben andere (jedoch keineswegs empirisch „neue“) Lebensmodelle wie z.B. die „Ein-Eltern-Familie“ Zulauf bekommen und auch in der soziologischen Debatte durch eine Neufassung des Familienbegriffs ihren Niederschlag gefunden: Als Kennzeichen der Familie wird das Zusammenleben von mindestens zwei Generationen verstanden, zwischen denen ein „spezifisches Kooperations- und Solidaritätsverhältnis“ besteht; sie ist „eine von vielen Lebensformen,

---

4 Diesem Erkenntnisinteresse entsprechend wurden Einzelinterviews mit erwerbstätigen, in spezifischen Formen flexibler Arbeitszeit beschäftigten Frauen und Männern durchgeführt und ausgewertet.

5 Auf die konkreten Probleme, die sich aus der Verzahnung von Lebensbereichen in Familien ergeben, hat bereits Rerrich hingewiesen (Rerrich 1993, 1994).

deren essentielles Kriterium die Generationsdifferenzierung aufgrund von biologischer und/oder sozialer Elternschaft ist“ (Nave-Herz 1998: 293). Dieses Zusammenleben von ein oder zwei erwachsenen Personen mit Kindern ist Ausgangspunkt für ein Konzept familialer Lebensführung. Dabei sind zunächst die Beziehungsformen zwischen den Familienmitgliedern genauer zu differenzieren: Angesichts einer zunehmenden Entkopplung von Liebe und Ehe, von Ehe und Elternschaft kristallisiert sich heraus, dass sich intime Zweierbeziehungen wiederholt unter Beweis stellen müssen, während das Generationenverhältnis qua sozialer oder biologischer Elternschaft nicht revidierbar ist und – unabhängig von seiner konkreten Ausgestaltung – in der Regel zeitlebens bestehen bleibt. Selbst im Falle einer Trennung bleibt man Vater oder Mutter, nicht jedoch Partner, Ehemann oder Ehefrau. Das Zusammenleben als Paar unterliegt somit im Unterschied zum Generationenverhältnis einer – milieuspezifisch differenzierten – Begründungsnotwendigkeit. Indem die Beziehungsqualität dadurch wiederholt auf den Prüfstand steht, kommt der Art und Weise der Verschränkung der Lebensführung eine für die Zweierbeziehung zentrale Bedeutung zu.

Charakteristisch für Zweierbeziehungen ist, dass sich die an ihr teilhabenden Menschen anders verhalten, als wenn sie alleinstehend wären. Der Partner ist, auch wenn er physisch nicht anwesend ist, so doch in der Wahrnehmung des Individuums präsent und beeinflusst das Denken und Handeln des anderen (vgl. auch Lenz 1998). Das „Eigene“ der Person kann in einer Beziehung durchaus erhalten bleiben, doch muss es in einer Zweierbeziehung in irgendeiner mehr oder weniger ausgeprägten Form mit dem Eigenen der anderen Person kompatibel gemacht werden. Es entsteht etwas „Drittes“, es wird – wie Berger und Kellner (1965) konstatieren – eine gemeinsame Wirklichkeit konstruiert.<sup>6</sup> Dabei nimmt die individuelle Identität „einen anderen Charakter an, sie muss ständig an der des Partners ausgerichtet werden“, so dass sich im Verlauf der Beziehung – vor allem mittels des Gesprächs – beide zuvor individuellen Realitäten schließlich zu einer gemeinsamen Realität ver-

---

6 Dieses Herstellen einer gemeinsamen Wirklichkeit ist für traditionelle Paare ebenso notwendig wie für Paare aus individualisierten Milieus. Lenz (1998) ist zuzustimmen, dass in modernisierten Paarbeziehungen solche gemeinsamen Wirklichkeitskonstruktionen besonders erforderlich sind, da diese Paare weniger auf verbindliche, tradierte Rollenmuster zurückgreifen.

Im Zusammenhang mit dieser Wirklichkeitsschaffung erklärt sich auch die spezifische Problematik von Trennungen: Man löst sich nicht nur vom Partner, sondern auch von seiner eigenen Rolle innerhalb der Beziehung, also von dem Dritten, das die eigene Identität über die Dauer der Beziehung hinweg mitprägte.

mischen, die durch die Außenwahrnehmung der Beziehung, durch soziale Kontakte des Paares, objektiviert wird (vgl. Berger/Kellner 1965: 226ff). Diese Interpretation konzentriert sich auf die Realitätskonstruktion von Individuen, lässt jedoch wiederum die konkreten alltäglichen Leistungen außer acht, die notwendig sind, um diese subjektive Realität auch in eine gemeinsame und lebbare Realität umzusetzen. Die Paarbeziehung ist ohne Frage eine Konstruktion der an ihr beteiligten Personen, basiert jedoch nicht nur auf gemeinsamen Interpretations- und Deutungsschemata, sondern darüber hinaus auch auf konkreten Arrangements individuellen Verhaltens. Verbindet man die Überlegungen von Berger/ Kellner mit dem Konzept der alltäglichen Lebensführung, kann somit das Zusammenleben in Familien unter der Perspektive eines Interaktions- und Tätigkeitszusammenhangs von Individuen analysiert werden.

Wie aber gestaltet sich vor diesem Hintergrund der Prozess des Aufeinandertreffens von Lebensführungen? Die Menschen arbeiten die in ihrem Alltag auftretenden Anforderungen sicher nicht nur ab, sondern werden versuchen, sie in ein zufriedenstellendes Arrangement von Familienleben umzusetzen. Um dieses herzustellen, müssen nun nicht mehr nur Lebensbereiche miteinander in Einklang gebracht, sondern die Lebensführungen der beteiligten Individuen in irgendeiner Form miteinander verschränkt werden (vgl. auch Rerrich 1994: 205). Dies gilt für Eltern gleichermaßen wie für Kinder. Dennoch kann für die Generationenbeziehung in Familien von einer Hierarchie der Lebensführungen ausgegangen werden: Zwar richtet sich gerade in jungen Familien der gesamte Tagesablauf häufig nach den Bedürfnissen und Zeitrhythmen des Kindes, doch sind es – zumindest im betreuungsintensiven Alter der Kinder – die Lebenszusammenhänge der Eltern, die über konkrete Alltagsarrangements entscheiden: Eltern orientieren sich in der gesamten Alltagsplanung und -gestaltung an der Anwesenheit des Kindes, doch wird damit nicht das basale Gestaltungsprinzip ihrer Lebensführung berührt. Sie werden mit ähnlichen Modi der Lebensführung auf die durch die Familiengründung veränderten alltäglichen Anforderungen reagieren.

Fassen wir familiäre Lebensführung als eine „zweite“ Ebene von Lebensführung, so impliziert dies, dass die individuellen Lebensführungen, die für sich ihre eigene Logik haben (bzw. hatten), nun – auch wenn der Grad der Verschränkung variieren kann – mit der Lebensführung des anderen Individuums koordiniert und zu etwas Gemeinsamem konstruiert werden. Die Formen der Lebensführung bleiben dabei nicht nebeneinander stehen, sondern treten in Austausch miteinander: Sind sie zu Beginn der Paarbeziehung möglicherweise schon ähnlich und machen das Gegenüber zu einem attrakti-



ven Partner, nähern sich im weiteren Verlauf die Sicht- und Verhaltensweisen und die Lebensgewohnheiten weiter an. Grundsätzlich behält dabei jede/r seine/ihre individuelle, geschlechtsgeprägte Lebensführung, die sich nur vor dem Hintergrund der Biographie, an die sie geknüpft ist, und unter Berücksichtigung makrostruktureller Einflussfaktoren verstehen lässt, jedoch findet zwischen den beteiligten Individuen etwas statt, das erst den Untersuchungsgegenstand selbst hervorbringt: ein gemeinsames Familienleben. Die alltägliche Lebensführung, das „eigene Leben“ (Beck/Ziegler 1997) wird also fortgesetzt, steht jedoch in der Folge in Wechselbeziehung zur familialen Lebensführung. Diese etabliert sich als Schaltstelle gemeinsamen Lebens, in die die Eigenlogiken individueller Lebensführungen einmünden, aber aus der das „eigene“ Leben auch wieder – modifiziert – austritt.

Familienleben stellt sich folglich nicht allein durch die Anwesenheit mehrerer Personen her oder durch die Vielzahl konkreter Arbeitsleistungen, die im privaten Alltag erbracht werden, sondern ist Ergebnis eines aktiven Prozesses der Verschränkung individueller Lebensführungen. In der Paarbeziehung von Eltern verknüpfen sich zuvor isolierte, gleichwohl sozial eingebundene, Lebensführungen in mehrdimensionaler Hinsicht miteinander.<sup>7</sup>

#### *Inhaltliche Verschränkung*

Bereits in der Phase des Kennenlernens, in der „Aufbauphase der Zweierbeziehung“ (Lenz 1998), finden zwischen den Individuen Verständigungsprozesse darüber statt, wie man sich das Leben vorstellt, wie man als Paar zusammenleben möchte. Inhaltliche Abstimmungen innerhalb der Zweierbeziehung werden in allen zentralen Lebensfragen relevant: die Vorstellungen zur Gestaltung der Partnerschaft, die Frage der Familienplanung, die Ziele und Maßstäbe der Kindererziehung, die individuellen beruflichen Perspektiven etc. Zu den zentralen Bausteinen einer familialen Zweierbeziehung zählt nicht zuletzt auch eine Verständigung über die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern. Die Präferenz einer bestimmten Form der Vereinbarkeit von Familien- und Erwerbsleben ist dabei durch strukturelle Rahmenbedingungen, kulturelle Vorgaben sowie anhaltende Geschlechtsrollenstereotypisierungen abgesteckt und lässt Paaren nur bedingt Spielraum, hiervon abweichende Lebensentwürfe umzusetzen. Dennoch ist ein wie auch immer gestal-

---

7 Die folgenden Überlegungen sind explorativ und werden in einem weiterführenden Aufsatz nochmals konkretisiert und systematisiert.

tetes Modell erforderlich, das Einkommenssicherheit einerseits, die Betreuung und Erziehung der Kinder andererseits gewährleistet.

Über die inhaltliche Verschränkung der Lebensführungen kann innerhalb der Zweierbeziehung auf unterschiedliche Art und Weise Verständigung erzielt werden. Sie kann – idealtypisch – Ergebnis von Auseinandersetzungen sein, in denen die Interessen beider Beteiligten verhandelt und in Abstimmung gebracht werden, durch einseitige Setzungen erfolgen oder ein für beide Beteiligten von vornherein selbstverständliches Modell darstellen, das keiner näheren Begründung bedarf und bereits Bestandteil der individuellen Lebensplanung war.

Mit der inhaltlichen Verschränkung der Lebensführungen ist auch das binnenfamiliale Geschlechterverhältnis angesprochen. Auch Paarbeziehungen enthalten Momente von Macht und Herrschaft, in denen sich die gesellschaftliche Geschlechterhierarchie widerspiegelt. Ein Beispiel hierfür sind geschlechtshierarchische Arbeitsteilungsmuster, in denen der Frau qua Geschlecht und mittels einer biologistischen Argumentationsfigur die Haus- und Familienarbeit zugewiesen wird. Gleichwohl ist hier eine objektive von einer subjektiven Perspektive auf das Geschlechterverhältnis zu unterscheiden: Ein Modell der Arbeitsteilung kann objektiv hierarchische Züge tragen, jedoch in der Subjektperspektive als gleichberechtigt empfunden werden, wenn beispielsweise die Frau die Alleinverantwortung für die Familienarbeit als gerechten Ausgleich zur Einkommensabsicherung durch den Mann definiert und hieraus Anerkennung und Selbstbestätigung gewinnt. Eine in der Aussenperspektive hierarchische Beziehung kann auf diese Weise in der Binnenperspektive der beteiligten Individuen durchaus als komplementäres Arrangement interpretiert werden.

### *Räumliche Dimension*

Die räumliche Verschränkung familialer Lebensführung gewinnt vor dem Hintergrund der Debatte über eine „vollmobile Single-Gesellschaft“ zunehmend an Bedeutung. Das Fazit lautet dabei häufig, dass Menschen – freiwillig oder erzwungenermaßen – angesichts steigender Mobilitätsanforderungen des Arbeitsmarktes zu alleinlebenden, in jeglicher Hinsicht flexiblen Wesen werden.

Ein Blick in die aktuelle Statistik zeigt hingegen, dass das Zusammenleben als Familie nach wie vor die dominante Lebensform darstellt (Statistisches Bundesamt 1999: 61ff) und an räumliche Lebensnähe gekoppelt ist: Spätestens zum Zeitpunkt der Familiengründung wählen Paare in der Regel einen

gemeinsamen Haushalt als Ort des Zusammenlebens, um ihren Kindern einen verlässlichen Lebensrahmen zu bieten, in dem beide Elternteile – trotz unterschiedlicher Anwesenheitszeiten – ihre Verankerung haben. Eltern, die in einer intakten Zweierbeziehung leben und trotz gemeinsamer Kinder nicht beide mit diesen zusammenwohnen, werden in der amtlichen Statistik nicht erfasst und sind als marginale Gruppe einzuschätzen. Nicht so sehr finanzielle, sondern in erster Linie soziale Gründe sind für das Zusammenwohnen von Familien ausschlaggebend: Für die Beziehung zu den Kindern wird die räumliche Nähe eines gemeinsamen Haushalts für so wichtig eingeschätzt, dass meist nur berufliche Gründe – z.B. ein attraktives oder alternativloses Arbeitsplatzangebot in einer entfernteren Region – Auslöser einer räumlichen Distanz sind. Ein solches Modell setzt nicht nur materielle Ressourcen zur regelmäßigen Distanzüberwindung voraus, sondern auch zeitliche Rhythmen, die den Beteiligten eine gemeinsame Freizeitgestaltung ermöglichen, sowie die Bereitschaft, dass einer von beiden – häufig ist dies die Frau – phasenweise die Kinder allein erzieht.

Auch in bezug auf die räumliche Verschränkung der Lebensführungen zeigen sich geschlechtsspezifische Zugänge. Es sind weit häufiger die Erwerbsverläufe von Männern, die einen Wohnortwechsel erforderlich machen, während Frauen „mitziehen“ und ihren Beruf dafür aufgeben bzw. einen Arbeitsplatz- und Wohnortwechsel akzeptieren. Erst im Zuge breiter Qualifikationsprozesse von Frauen, an die auch verbesserte Einkommens- und Aufstiegschancen gekoppelt sind, ist zu erwarten, dass zunehmend auch die Erwerbszusammenhänge von Frauen den räumlichen Bezugspunkt einer familialen Lebensführung bestimmen werden.

#### *Zeitliche Dimension*

Die Vereinbarkeit von Familien- und Erwerbsleben stellt besonders in zeitlicher Hinsicht Anforderungen an die Individuen. Die Einbindung der Familienmitglieder in unterschiedliche Lebensbereiche macht alltägliche Synchronisationsleistungen notwendig, um – auch bei beiderseitiger Erwerbstätigkeit – gemeinsame (Frei-)Zeiten sicherzustellen. Für die Zweierbeziehung setzen insbesondere die zeitlichen Flexibilisierungsprozesse im Erwerbsleben eine erhöhte Kommunikationsfähigkeit, Diskursivität und Aushandlungsvermögen voraus, wenn variierende Arbeitszeiten mit den Lebenszeiten der Familie koordiniert werden müssen. „Zeit-Management-Beratung“ in Form von Ratgeberliteratur oder auch Weiterbildungskursen findet daher beachtlichen Zulauf.

Im Unterschied zu kinderlosen Paaren erweitert sich für Eltern der Synchronisationsaufwand durch die Zeitrhythmen der Kinder. Häufig instabile bzw. wechselnde Schul- oder Kindergartenzeiten, Spiel- und Ruhephasen setzen ebenso wie plötzliche Krankheit oder das Bedürfnis nach mehr elterlicher Aufmerksamkeit eine flexible Alltagsplanung voraus. In diesem Zusammenhang können Aushandlungsprozesse sowohl am Arbeitsplatz als auch in der Familie an Intensität und Umfang zunehmen. Gleichwohl ist zu erwarten, dass sich in Beziehungen – vor allem nach längeren Erfahrungszeiträumen miteinander – auch Routinen herausbilden, die den Planungsbedarf reduzieren und sich an einem Minimalmodell orientieren: Man vereinbart, was für das Familienleben unabdingbar erscheint, alles andere wird flexibel – je nach aktueller Lage – entschieden.

Auch die zeitliche Verschränkung der Lebensführungen weist geschlechtsspezifische Züge auf. Frauen sind durch ihre im Vergleich zu Männern ausgeprägtere Doppelorientierung auf Familie und Beruf größeren Synchronisationsanforderungen unterworfen. Empirische Studien zeigen, dass, auch wenn der Mann Teile der Familienarbeit übernimmt, doch die Frau häufig die Regisseurin im Hintergrund bleibt. Sie plant die notwendigen Tätigkeiten und ist für den Gesamtzusammenhang verantwortlich (Rerrich 1993, Jürgens/Reinecke 1998).

### *Emotionale Dimension*

Auf der normativen Ebene ist die Liebe nach wie vor ein zentrales Bindeglied in Beziehungen, ein maßgebliches Konstitutionsmoment (vgl. Hahn/Burkart 1998). In der Phase des Kennenlernens zählt die romantische Liebe zum Ideal der Paare und behält auch im Verlauf der Beziehung eine große Bedeutung, da die Erinnerung an die gegenseitige Anziehungskraft auch kürzere Krisenphasen zu überdauern hilft. Die steigenden Scheidungszahlen können dabei dahingehend interpretiert werden, dass nicht die Ehe an sich an Bedeutung eingebüßt hat, sondern, im Gegenteil, mit dem Wunsch nach einer Liebesbeziehung normativ so stark aufgeladen wird, dass sich Menschen lieber trennen, als von ihrem Leitbild Abstand zu nehmen und in einer „unglücklichen“ Beziehung zu verweilen (Nave-Herz 1998: 293ff, vgl. auch Berger/Kellner 1965: 234). Diese Leitbilder treffen bereits beim Kennenlernen aufeinander: Man sieht an dem anderen vor allem die positiven Eigenschaften und versucht, um die eigene Attraktivität zu erhöhen, auch bei sich selbst die entsprechenden „Vorzüge“ hervorzuheben.

Der Liebe wird in bezug auf das Alltagshandeln eine zentrale Bedeutung zugesprochen. Während eine Partnerschaft auf der Gleichheit der Geschlechter, einer gerechten Arbeitsteilung und einer Kooperation der Geschlechter basiert, kann Liebe Ungerechtigkeiten überdecken, so z.B. wenn der „gebende“ Partner aus Liebe mehr in die Beziehung ‚investiert‘, als unter Partnerschaftsgesichtspunkten notwendig wäre. Nach Burkart (1998: 39) kann dadurch eine ungleiche Arbeitsverteilung zwischen Mann und Frau aufgefangen werden. Diese Argumentation greift aus der hier entwickelten Forschungsperspektive jedoch nicht weit genug. Die empirische Analyse familiärer Lebensführung zeigt auf, dass Frau und Mann häufig auch bei unerfüllten Liebes- und/oder Partnerschaftsidealen an einer Zweierbeziehung festhalten. Ihre gemeinsame Lebensführung ist in diesem Fall ein so dominantes, handlungsleitendes Moment geworden, dass ein Leben ohne den anderen unvorstellbar erscheint. Weder „Liebe“ noch „Partnerschaft“, sondern die gemeinsame Lebensführung ist hier der „Kitt“, der Paare – auch bei großer Unzufriedenheit – zusammenbleiben lässt.<sup>8</sup>

### *Soziale Dimension*

Während inhaltliche, zeitliche, räumliche und emotionale Verschränkungen die Beziehungen innerhalb von Primärbeziehungen berühren und damit auf eine zweite, der individuellen Lebensführung nachgeordnete Ebene rekurren, berührt die soziale Dimension der familialen Lebensführung eine dritte Ebene: die Gestaltung sozialer Bezüge ausserhalb der Familie. Nach einer Phase des ersten Kennenlernens wird der neue Partner mit der Herkunftsfamilie und/oder im Freundeskreis bekanntgemacht und als neues „Mitglied“ eingeführt. Durch den Partner werden zum einen neue Bezüge hergestellt, zum anderen werden Kontakte zu anderen Paaren nun einfacher als während des Single-Lebens (vgl. Lenz 1998). Zwar behält jeder eigene, von der Zweierbeziehung unabhängige soziale Bezüge, doch findet im Verlauf der Paarbeziehung häufig eine Annäherung der sozialen Netze statt. Der Freun-

---

8 Bei der emotionalen Verschränkung der Lebensführung kommt dem Verhältnis von Nähe und Distanz eine besondere Bedeutung zu. Das Bedürfnis, mit einem anderen Menschen das Leben zu teilen, ist in Beziehungen grundsätzlich vorhanden, doch variiert die konkrete Ausgestaltung erheblich. Von der „offenen Zweierbeziehung“, in der sexuelle Beziehungen zu Dritten toleriert werden, über heimliche Affären bis hin zu treuen Partnerschaften, getrennte Zimmer oder Ehebett, Familien- oder Alleinreise – im Zuge von Individualisierungsprozessen haben sich die Lebensmodelle ausdifferenziert.

deskreis wird zum gemeinsamen Freundeskreis, in welchem der einzelne als Teil eines Paares und weniger als Einzelperson auftritt.

Durch die Geburt der Kinder wird bei vielen Paaren eine Familisierung ausgelöst: Die Kontakte zu den Eltern werden intensiviert, um die Beziehung zwischen Kindern und Großeltern zu fördern und ggf. auch auf materielle oder soziale Unterstützung (Kinderbetreuung) zurückgreifen zu können (Nave-Herz 1998). Vor allem berufstätige Frauen, die ihre Erwerbsarbeit nur kurzzeitig unterbrechen wollen, sind häufig auf die Mithilfe der eigenen Mütter angewiesen und präferieren daher eine räumliche Nähe zu den Eltern. Auch in der Konstellation der Freundeskreise kommt es im Zuge der Familiengründung meist zu einer Verschiebung: Durch die Kinder ergeben sich vermehrt Kontakte zu anderen Eltern, deren Lebenssituation der eigenen gleicht und mit denen möglicherweise gegenseitige Unterstützungsleistungen arrangiert werden können.

In familialen Zweierbeziehungen zeigt sich auch hinsichtlich der Gestaltung der sozialen Dimension der Lebensführung eine Geschlechtskomponente. Zum einen sind es aufgrund der erwerbsbedingten zeitlichen Eingebundenheit der Männer häufig Frauen, die soziale Netzwerke und Kontakte im Nachbarschaftsumfeld aufbauen und pflegen, zum anderen sind diejenigen, die diese Familien durch „Zuarbeiten“ unterstützen, meist ebenfalls Frauen. Rerrich resümiert entsprechend, dass sich die Modernisierung patriarchaler Strukturen durch eine Umschichtung familialer Arbeit zwischen Frauen vollzieht und sieht hierin eine „neue Hierarchisierung“ innerhalb des weiblichen Geschlechts (Rerrich 1993: 330f).

Die skizzierten Dimensionen zeigen, dass sich in der Art und Weise, in der Individuen ihre Lebensführung verschränken, soziale Ungleichheiten widerspiegeln und – in doppelter Hinsicht – reproduzieren:

Erstens variiert die Form der familialen Lebensführung hinsichtlich der Verfügung nicht nur über kulturelle, sondern auch über soziale und materielle *Ressourcen*. Ob es einem Paar gelingt, Elternschaft, Erwerbsarbeit und Partnerschaft miteinander in Einklang zu bringen bzw. durch gesellschaftliche Rahmenbedingungen gesetzte Restriktionen zu kompensieren, wird ganz entscheidend davon beeinflusst, welche individuellen Ressourcen aktiviert werden können, um die aktuelle Lebenssituation, eigene Bedürfnisse und die an die Beziehung geknüpften Erwartungen in Kongruenz zu bringen. Die so-

ziale Herkunft und das aktuelle soziale Milieu, in das die Paare eingebunden sind, können hier als entscheidende Faktoren gelten.<sup>9</sup>

Zweitens lässt sich an allen genannten Dimensionen ablesen, inwiefern die Verschränkung der Lebensführung durch das bestehende *Geschlechterverhältnis* beeinflusst wird. Sie ist nicht nur durch die unterschiedlichen Aufgaben, die Frauen und Männern in diesem Prozess zukommen, geschlechtsspezifisch geprägt, sondern gleichzeitig auch von einer gesellschaftlichen Geschlechterhierarchie durchzogen, die das Handeln der Individuen innerhalb der Zweierbeziehung strukturiert, auch wenn scheinbare Handlungsspielräume bestehen. Die konkreten Formen der familialen Lebensführung sind also kulturell und sozialstrukturell überformt.

Die einzelnen Dimensionen der Verschränkung von Lebensführungen verweisen darüber hinaus auf eine generationenspezifische Differenzierung. Das Konzept konzentriert sich auf die gemeinsame, durch die Anwesenheit von Kind(ern) geprägte Lebensführung von Eltern, vernachlässigt dadurch aber die Eigenlogik einer kindlichen Lebensführung. Kann man für die ersten Lebensjahre des Kindes bereits eine starke Fixierung des Alltagslebens auf die Bedürfnisse und Rhythmen des Kindes feststellen, so nimmt dies mit dem Älterwerden des Kindes noch weiter zu, wenn der Alltag des Kindes durch Anforderungen aus Schule, Freundschaftsbeziehungen, Hobbies etc. eine Eigendynamik entwickelt. Eine systematische Einbeziehung der Lebensführung des Kindes steht somit aus und ist nicht zuletzt Ausdruck einer Lücke bisheriger (empirischer) Forschung (s. die Beiträge von Lange und Kirchhöfer in diesem Band).<sup>10</sup>

---

9 In bezug auf die Intensität der Verschränkung von Lebensführungen in einer Zweierbeziehung sind – abhängig vom Herkunftsmilieu, dem Sozialisationsverlauf, der Geschlechtsrollenidentität und dem Bildungsniveau – deutliche Unterschiede zu vermuten.

10 Lange (1998) stellt fest, dass das Handeln von Kindern – im Unterschied zu Erwachsenen – weit weniger vom Leitbild der Funktionalität von Handeln gesteuert wird, jedoch durch die Vielzahl alltäglicher Einbindungen in soziale Bezüge (Schule, Freundschaften, Hobbies etc.) auch in bezug auf die Alltagsgestaltung von Kindern von Lebensführung gesprochen werden kann.

Vor dem Hintergrund der skizzierten Dimensionen der Verschränkung von Lebensführungen ist m.E. davon auszugehen, dass auch die Lebensführungen von Eltern und Kindern miteinander in Austausch treten, jedoch – vergleichbar dem Geschlechterverhältnis – generationenspezifische Brüche auftreten: Ohne Zweifel dreht sich in der Phase der Familiengründung der Familienalltag vorrangig um das Kind, auf dessen

Insgesamt auffällig ist die Parallelität zwischen den skizzierten Dimensionen und zentralen Merkmalen der „Steuerung von Arbeit“ (Voß/Pongratz 1998: 140). Sie verweist auf den *Arbeitscharakter* der in diesem Zusammenhang von den Individuen erbrachten Konstruktionsleistungen: Die Vielzahl von Organisations- und Synchronisationsleistungen, die Paare tagtäglich im familialen Lebenszusammenhang erbringen, erhalten die gesellschaftliche Funktionalität der Familie aufrecht und liefern – im Idealfall – Stabilität, Sicherheit und gegenseitige Anerkennung im privaten Alltag. Familiäre Lebensführung kann aufgrund dieser für den Zusammenhalt und den Bestand der Gesellschaft wichtigen Funktionen als Arbeitsleistung des Paares charakterisiert werden.

## 2 Familiäre Lebensführung konkret: Forschungsmethoden und Befragungsergebnisse

Im Forschungsansatz „alltägliche Lebensführung“ wird Lebensführung als individueller Tätigkeitszusammenhang verstanden, der sich mittels Einzelinterviews und der Berücksichtigung unterschiedlicher Dimensionen von Lebensführung erschließen lässt.<sup>11</sup> Dieser auf die Konstruktionsleistung der Personen zielende Ansatz bietet einen wichtigen Anknüpfungspunkt für die Untersuchung von Familienleben: So wie alltägliche Lebensführung eine Konstruktion des Individuums ist, ist familiäre Lebensführung eine intersubjektive Konstruktionsleistung des Paares bzw. der Familienmitglieder. Diese Konstruktion strukturiert nicht nur das alltägliche Handeln der Menschen, sondern auch ihre Vorstellungen und Bedürfnisse sowie ihre Deutungsmuster. Während dieses Vorgehen in einigen theoretischen Ansätzen jedoch zu einer Abkehr vom Individuum, seinen alltäglichen Lebenszusammenhängen und damit verbundenen Widersprüchlichkeiten führt – so beispielsweise, wenn Bourdieu Habitusformationen im Sozialraum darstellt (Bourdieu 1987) –, müssen bei der Analyse familialer Lebensführung gerade die alltäglichen Konstruktions- und Vermittlungsleistungen von und zwi-

---

Rhythmen das Paar (bzw. ein Elternteil) seinen Alltagsablauf neu abstimmen muss. Inwiefern dadurch jedoch die Eigenlogik der Lebensführung der Eltern in ihrem konkreten Modus – also nicht nur die Handlungsinhalte sondern auch die konkreten Handlungsweisen – berührt werden, ist bislang nicht systematisch erforscht worden.

11 Der Leitfaden des Münchener Projekts enthält neben der Erfassung alltäglichen Handelns auch Fragen zur Steuerung und Regulierung von Handeln sowie zu subjektiv und objektiv wirksamen Handlungsbedingungen (Kudera 1995: 56f).



schen Personen in den Mittelpunkt der methodischen Konzeption rücken. Diese können durch hermeneutische Verfahren rekonstruiert werden, und – z.B. durch Verfahren der Typenbildung – auch Einsicht in überindividuelle Muster von Lebensführung geben.

## 2.1 Konsequenzen für die Operationalisierung

Die konzeptuellen Überlegungen führen konsequenterweise dazu, eine Befragung sämtlicher Familienmitglieder als methodisches Design für die Analyse familialer Lebensführung einzufordern. Hier besteht ohne Zweifel Nachholbedarf in der empirischen Erforschung alltäglicher Lebensführung.

Auch in der von uns durchgeführten Studie ergab sich aus forschungsökonomischen Gründen eine Reduzierung auf die Paarbeziehung von Eltern. In der nach wie vor dominanten Kleinfamilie sind zwei erwachsene Personen – gleich welcher Art ihr individueller Anteil ist – an der Vereinbarkeit von Familien- und Erwerbsleben beteiligt und beeinflussen durch ihr Verhalten auch die Lebensführung des Partners. Da sich diese Vermittlungsleistungen, die zwischen den Partnern im Kontext der Verschränkung ihrer Lebensführungen stattfinden, nicht im Interview mit nur einem der Beteiligten in ihrer Gesamtlogik erschließen lassen, sollten für die Analyse familialer Lebensführung beide Teile der Zweierbeziehung, also Mann *und* Frau, befragt werden. Die alltagspraktische Gestaltung von Familienleben kann dadurch ebenso berücksichtigt werden wie die sich in ihm widerspiegelnden – in der weiblichen und der männlichen (und auch der kindlichen) Perspektive möglicherweise je unterschiedlich ausfallenden – gesellschaftlichen Verhältnisse. Erst aus der Perspektive *beider* Individuen lässt sich also das binnenfamiliale Geschlechterarrangement, das Ausdruck des gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisses ist, in seiner spezifischen Eigenlogik analysieren<sup>12</sup> und eine Art „doppelte Spiegelung“ herstellen: Durch die Befragung beider Partner wird nicht nur die familiale Lebensführung, sondern auch die individuelle Lebensführung aus der Sicht von zwei Personen erhoben, indem

---

12 Um eine offene Gesprächsatmosphäre zu schaffen und die Thematisierung von Rollenkonflikten zu erleichtern, sollten Frauen von Interviewerinnen, Männern von Interviewern befragt werden. Bisher gibt es jedoch nur wenige männliche Forscher, die sich in ihren empirischen Studien explizit mit der Vereinbarkeitsproblematik von Familien- und Erwerbsleben aus männlicher Sicht beschäftigen.

der/die Einzelne nicht nur über die eigene und die gemeinsame Lebensführung Auskunft gibt, sondern auch über die Lebensführung des Partners.<sup>13</sup>

Im Auswertungsverfahren sollten die Einzelinterviews zunächst separat interpretiert werden, um Aufschluss über die je individuelle alltägliche Lebensführung zu erhalten und nicht fälschlicherweise von einem homogenen und widerspruchsfreien Beziehungsgefüge auszugehen. Die Analyse der Art und Weise, wie das Individuum unterschiedliche Lebensbereiche miteinander vereinbart, sowie des „Musters“, das sich hinter diesem Handeln verbirgt, ist gleichsam Voraussetzung dafür, um in einem nächsten Schritt die soziale Einbindung dieser Lebensführung zu erschließen. Die Aussagen der aus einer Familie Befragten werden in Beziehung gesetzt, wobei sich der Blick auf den Modus der Verschränkung von Lebensführungen richtet: Wie werden die individuellen Lebensführungen so miteinander verzahnt, dass ein gemeinsames Familienleben möglich wird? Als idealtypische Extreme sind hier auf der einen Seite stark verzahnte Lebensführungen vorstellbar, auf der anderen Seite Lebensführungen, die „nebeneinander“ zu stehen scheinen und erst bei genauerem Hinsehen ihre Schnittstellen offenbaren. Um solche Stränge zu entdecken, ist ein langwieriger Auswertungsprozess nötig. Die Lebensführung muss nicht nur für jedes Individuum in ihrer diachronen und synchronen Perspektive, sondern darüber hinaus nochmals für das Paar erschlossen werden.<sup>14</sup> Die „Geschichte“ des Paares beginnt nicht nur später als die der Person, sondern existiert darüber hinaus parallel zu dieser. „Eigenes“ und „gemeinsames“ Leben sind deshalb in der Auswertung des Materials voneinander zu trennen, jedoch auch aufeinander zu beziehen. In ausführlichen Paaranalysen können dabei die Aussagen der Befragten zueinander in Beziehung gesetzt und schließlich Hinweise dafür gefunden werden, welche

---

13 Ergänzend zu den Einzelinterviews ist eine Befragung des Paares sinnvoll, in der die zwischen den Beziehungspartnern ablaufenden Interaktionsprozesse direkt nachvollzogen werden können.

14 Da im Münchener Projekt (Jurczyk/Rerrich 1993; Projektgruppe 1995) die „Länge“ des Lebens nicht systematisch analysiert wurde, blieben die Ursachen und Bedingungen der Entwicklung bestimmter Modi von Lebensführung weitgehend offen. Auch die vorliegende Arbeit kann diese Lücke nicht schließen. Mehrgenerationeninterviews wären hierzu ebenso notwendig wie eine stärkere Verzahnung mit Forschungsansätzen und -ergebnissen der Sozialstrukturanalyse.

Funktionslogik den binnenfamilialen Geschlechterarrangements zugrundeliegt.<sup>15</sup>

Für die Frage nach den Wechselwirkungen zwischen Erwerbs- und Familienleben ist darüber hinaus ein die traditionellen soziologischen Schwerpunkte übergreifender Zugang zum Forschungsgegenstand obligatorisch. Blendet man die Sphäre der Erwerbsarbeit aus, können die Konstitutionsmomente einer Paarbeziehung nur partiell erfasst werden, da maßgeblich die Entwicklungsdynamiken im Erwerbsleben und hieran geknüpfte sozialstrukturelle und geschlechtsbezogene Ungleichheiten die zwischen den Partnern getroffenen Arrangements beeinflussen. Die grundsätzlichen Prämissen des Erwerbslebens sollten daher ebenso in die Analyse familialer Lebensführung einbezogen werden wie die sich im Zuge der Flexibilisierungstendenzen herauskristallisierenden „neuen“ Anforderungen an die Beschäftigten.

## 2.2 Familiäre Lebensführung und Arbeitszeitflexibilisierung

Erstes Ergebnis der Auswertung unserer Interviews mit VW-Beschäftigten und ihren Partnerinnen war zunächst die Identifikation dessen, was die gemeinsame Lebensführung der jeweiligen Paare auszeichnet.<sup>16</sup> Dafür haben sich das Gestaltungsprinzip der Lebensführung einerseits, das binnenfamiliale Geschlechterverhältnis andererseits als wesentliche Interpretationsraster erwiesen. Die Beobachtung, ob sich die Lebensführung – in Anlehnung an die Typologien der Münchener Empirie – eher durch strategische oder situative Momente, durch aktives Arrangieren oder Reagieren, durch „Zukunfts-offenheit“ oder Orientierung an traditionellen Vorgaben auszeichnet, wurde

---

15 Eine der wenigen Studien, in denen solche Paaranalysen erstellt werden, legte Klees (1992) mit ihrer detaillierten Untersuchung über Arbeitsteilung, Macht und Sexualität in Paarbeziehungen vor.

16 Die Aussagen basieren auf einem von der Hans-Böckler-Stiftung geförderten Projekt, in dem wir mit qualitativen Methoden insgesamt 36 Familien (VW-Arbeiter und Partnerinnen) mit kleinen Kindern in Einzelinterviews sowie rund 260 Beschäftigte in Gruppendiskussionen zur 28,8-Stunden-Woche befragten. Die Befragung fand an den VW-Standorten Emden, Salzgitter und Hannover statt. Da unser Forschungsinteresse ausdrücklich darauf ausgerichtet war, die Folgewirkungen einer Arbeitszeitverkürzung von Männern für das Familienleben zu ergründen, war die Sample-Auswahl auf *junge Väter* ausgerichtet. Der Umgang von Frauen mit einer Arbeitszeitverkürzung und ihre alltäglichen Probleme, Erwerbstätigkeit und Familienleben miteinander zu vereinbaren, ist bereits in einer Vielzahl von Studien erforscht worden (vgl. z.B. den Überblick von Geissler 1995).

entsprechend mit der Analyse der Interaktionen zwischen den Partnern und den von ihnen vorgenommenen alltäglichen Arrangements verbunden. Wir haben dabei innerhalb unseres Samples vier verschiedene Muster gemeinsamer Lebensführung interpretiert: Traditionelle Arbeitsteilungsmuster und Elternrollen existieren fort, aber parallel dazu sind Paarbeziehungen anzutreffen, in denen sich Männer an sämtlichen Familienarbeiten beteiligen und eine vergleichsweise aktive Vaterrolle einnehmen.<sup>17</sup> Familie besitzt übergreifend an sich bereits einen sehr hohen Stellenwert, doch das konkrete Engagement der Männer variiert erheblich: Während Männer mit traditioneller Orientierung eine eher rigide Aufgabenteilung vornehmen und die Familienarbeit als weiblichen Arbeitsbereich deklarieren, beteiligen sich die Männer der zweiten Gruppe an der Kinderbetreuung. Gruppe drei übernimmt darüber hinaus auch die im Zuge der Betreuung anfallenden Arbeiten wie Mahlzeiten zubereiten oder das Anziehen der Kinder; in der vierten Gruppe beteiligen sich die Männer – und dies zum Teil in bewußter Abgrenzung zum eigenen Vater – an allen Arbeiten, die im privaten Alltag anfallen. Zwar bleibt auch in diesen Familien der Anteil aufgrund der Vollzeit-Schichtarbeit geringer als der der Partnerin, doch ist das Engagement unter den gegebenen Bedingungen beachtlich. Hinter einer äußerlich gleichen Lebensform verbergen sich also unterschiedliche Lebensmuster.

Auf dieser Folie konnten wir in einem weiteren Schritt der Frage nachgehen, wie die Paare mit der Veränderung der Arbeitszeit des Mannes umgehen: Der Umgang mit Arbeitszeitflexibilisierung<sup>18</sup> wird u.a. durch die Erwerbs- und Familienorientierung der Befragten, ihre berufliche Qualifikation sowie

---

17 Die Erarbeitung einer Typologie familialer Lebensführung bot uns die Möglichkeit, die in qualitativen Interviews gewonnenen Ergebnisse zu interpretieren und vergleichbare Einstellungen und Verhaltensmuster so zu bündeln, dass über den Einzelfall hinausgehend Aussagen getroffen werden können (Jürgens/Reinecke 1998).

18 Ergebnisse aus der Forschung verweisen bereits seit Jahren darauf, dass die sog. „Normalarbeitszeit“, d.h. eine regelmäßig, an den Werktagen und tagsüber ausgeübte Vollzeittätigkeit, die in der Lage nicht variiert, nur noch für eine Minderheit (15%) der abhängig Beschäftigten gilt (Groß/Munz 1999). Neben einer Zunahme hiervon abweichender – und daher als „flexibel“ bezeichneter – Arbeitsverhältnisse lässt sich aktuell eine neue Qualität in der Arbeitszeitentwicklung ausmachen: Unternehmen fordern und praktizieren einen an die Marktrhythmen angepassten Personaleinsatz, verwalten geleistete Mehrarbeit und „Minusstunden“ auf Arbeitszeitkonten und flexibilisieren somit nochmals ohnehin flexible Arbeitszeiten wie z.B. die Schichtarbeit: Anstelle des Tages, der Woche oder des Monat werden das Jahr und das Erwerbsleben die zentralen Bezugsgrößen individueller Arbeitszeiten.

durch das zwischen den Partnern etablierte Arbeitsteilungsmuster beeinflusst. Der Blick auf die familiäre Lebensführung ermöglicht in diesem Zusammenhang eine weitergehende Interpretation. Die Familie bietet den Beschäftigten idealtypisch einen Raum für Rückzug, Vertrauen, soziale Nähe und gegenseitige Anerkennung. Gleichzeitig haben sich jedoch mittels einer gemeinsamen Lebensführung Interaktionsstrukturen etabliert, in und mit denen die Individuen auf Veränderungen in den Lebensbedingungen reagieren – also nicht autonom, sondern im Kontext familialer Bindungen. Abhängig von ihrem gemeinsamen Modus von Lebensführung ‚antworten‘ Familien auf externe Anforderungen. Eine erfolgreiche Bewältigung veränderter Lebensbedingungen wird dabei nicht bereits durch das Leben in einer Gruppe an sich, sondern erst durch bestimmte Modi und Qualitäten von gemeinsamer Lebensführung sichergestellt. Die gemeinsame Lebensführung wirkt in diesem Zusammenhang einerseits unterstützend, indem sie eine zentrale Bearbeitungs- und Lösungsinstanz der Vereinbarkeitsprobleme von Flexibilisierung und außerbetrieblichem Leben darstellt, andererseits ist sie jedoch gerade Ursache des Problems. Während sich Alleinstehende an die veränderten Bedingungen noch vergleichsweise flexibel anpassen können, ist dies für in Familien lebende Beschäftigte aufgrund der Anforderungen aus dieser Sphäre weitaus schwieriger.

Grundsätzlich zieht die Flexibilisierung der Arbeitszeit in allen Familien eine Modifikation der Alltagsarrangements nach sich. Sie berührt vor allem die zeitliche Dimension der Verschränkung der Lebensführungen, indem sie die verlässlichen Zeiträume einschränkt, die für primäre soziale Beziehungen bedeutsam sind. So zählt beispielsweise emotionale Nähe zu den zentralen Merkmalen von Primärbeziehungen, lässt sich jedoch nicht immer spontan oder unter Zeitdruck herstellen und schlicht organisieren, sondern muss konkret erfahrbar sein.<sup>19</sup> Die Flexibilisierung der Arbeitszeit wirkt sich offenkundig auf die zeitliche, in der Folge aber durchaus auch auf die inhaltliche, räumliche, soziale und emotionale Dimension familialer Lebensführung aus, da diese jeweils in Wechselwirkung zueinander stehen. Die Flexibilisierung erfasst also nicht lediglich einen Teil der familialen Lebensführung, sondern diese als Ganze. Erforderlich werden – abhängig von den jeweiligen Mustern

---

19 Nicht nur seitens der Erwerbssphäre, sondern auch seitens der Familienmitglieder sind die Anforderungen an die familiäre Lebensführung gestiegen: Sowohl die Eltern-Kind-Beziehung als auch die Partnerschaft hat einen deutlichen Wandel erfahren. Eltern investieren wesentlich mehr (Zeit, Geld, Gefühl) in die Erziehung der Kinder, sehen diese als identitätsstiftend für das eigene Leben und erwarten von der Partnerschaft Glück und Zufriedenheit.

familialer Lebensführung – nicht nur Abstimmungen und ggf. neue Arbeitsteilungen zwischen den Partnern bzw. Eltern und Kindern, sondern auch Erklärungen über und Reflexionen der Entwicklungen im Betrieb, um den Anpassungsdruck auch für die Familienmitglieder als indirekt Betroffene nachvollziehbar zu machen.<sup>20</sup> „Zeitlicher Lebensraum“, verstanden als individuelle Souveränität im Umgang mit arbeits- und verpflichtungsfreier Zeit, ist hierfür eine wichtige Voraussetzung. Die Anpassungsprobleme von Familien beschränken sich daher nicht lediglich darauf, den Alltag „auf die Reihe zu kriegen“, sondern auf die Schwierigkeit, darüber hinaus einen gemeinsamen Lebensbezug aufrechtzuerhalten, der jenseits von Organisations- und Koordinationsfragen liegt und dem gemeinsamen Zusammenleben einen ‘überrationalen’ Sinn gibt (vgl. Burkart 1998).

Konsequenz der Flexibilisierungsentwicklungen im Erwerbsleben ist aktuell eine Rationalisierung der Lebensführung, eine noch stringendere Anpassung an externe Anforderungen. Die Analyse hat aufgezeigt, dass diese keineswegs beliebig steigerbar ist, sondern innerhalb der Familie zu Desintegration und Gemeinschaftsverlust führen kann. Nicht die Verkürzung der Arbeitszeit – wie individualisierungstheoretische Ausführungen meist schließen lassen –, sondern maßgeblich ihre zunehmende Flexibilisierung bewirkt eine ‘individualisierende’ Dynamik und löst den Einzelnen aus seinen sozialen Bindungen heraus. Zunehmende Konflikte in den Familien, emotionale Distanz zwischen den Familienmitgliedern und psychosomatische Beschwerden können Ausdruck solcher Grenzen sozialer Anpassungsfähigkeit sein.

Familiale Lebensführung wird in dieser Hinsicht auch gesellschaftlich relevant: Familie ist nicht lediglich Ort gesellschaftlicher Reproduktion und Sozialisation, sondern darüber hinaus auch sozialer Lebensraum, in dem soziale Nähe und die Erfahrung von Anerkennung vermittelt werden – Werte, die für den Zusammenhalt von Gesellschaft von zentraler Bedeutung sind (vgl. Sennett 1998). Durch die Flexibilisierung der Arbeitszeit wird dies zunehmend erschwert und kann zu Regression führen, wenn Familienleben zum

---

20 Vor allem in den traditionellen Paarbeziehungen, in denen über die Arbeitssituation bei VW nicht oder kaum gesprochen wird, führt die Flexibilisierung bei den Frauen zu Unzufriedenheit: Ihnen bleiben die Veränderungen der Arbeitszeit unverständlich, und sie deuten – mangels Kenntnis des betrieblichen Geschehens – die Wochenendarbeit des Mannes eher als dessen „Selbstverschulden“ und nicht als Anpassung an betriebliche Anforderungen.

Verwaltungsakt, zur bloßen Schlafstätte degeneriert (vgl. auch Tyrell 1988: 149ff).<sup>21</sup>

Die Grenzen der Anpassung an Arbeitszeiten, die einen hochflexiblen, rein betriebswirtschaftlicher Logik folgenden Personaleinsatz vorsehen, können durch die Betrachtung von (familiärer) Lebensführung sichtbar gemacht werden. Die Analyse verweist auf die besonderen Schwierigkeiten von Eltern kleiner Kinder, Familienleben und flexible Arbeitszeit tagtäglich miteinander in Einklang zu bringen. Diese Interessen werden – so die Einschätzung der Befragten – in der betrieblichen Zeitpolitik meist als privates Anliegen deklariert und weder von der Personalleitung noch seitens der betrieblichen Arbeitnehmervertretung angemessen berücksichtigt. Die Deutlichkeit, mit der diese Kritik in den Interviews vorgebracht wird, verweist einerseits auf die subjektive Belastung der Familien aufgrund von Flexibilisierung, Leistungsintensivierung und Mehrarbeit an Wochenenden, andererseits aber auch auf eine offensichtlich unzureichend lebensform- und -phasenspezifisch orientierte betriebliche Zeitpolitik, die die Arbeitszeitwünsche und -notlagen von Eltern systematisch aufgreift. Gleichzeitig wird deutlich, dass nicht bereits flexible Arbeitszeiten als solche Familien an die Grenze der Belastbarkeit führen, sondern erst Flexibilisierungen, die eine permanente Abrufbarkeit der Beschäftigten voraussetzen.

Die Interviews bestätigen die Tendenz einer Ökonomisierung der Lebensführung, wie sie Voß/Pongratz (1998) für den Idealtypus des „Arbeitskraftunternehmers“ beschreiben: den Beschäftigten, der rundum eigenverantwortlich den Einsatz seiner Arbeitskraft plant, vermarktet, optimiert und seinen außerbetrieblichen Lebenszusammenhang als Ressource nutzt. Die vorgefundenen Muster familiärer Lebensführung zeigen jedoch darüber hinaus, dass Veränderungen in der Erwerbssphäre, wie auch die Arbeitszeitflexibilisierung, nicht nur in die Familie hinein-, sondern auch wieder ins Erwerbsleben zurückwirken. Lebensführung wird also einerseits durch die strukturellen Rahmenbedingungen beeinflusst, setzt diesen jedoch andererseits auch eine ‚eigenlogische Ökonomie‘ entgegen, indem sie die Anpassungsmöglichkeiten einschränkt und entsprechende Präferenzen her-

---

21 Im Zuge der Flexibilisierungsdynamik kann sich ein neuer Typus des familialen Zusammenlebens herausbilden – ein „living together apart“: Man lebt unter einem Dach, jedoch „nebeneinander“; die Populärwissenschaft beschreibt diese Lebensform als „Pinnbrett-Familie“. Aufgrund negativer Erfahrungen in ihrer eigenen Kindheit bewerten die befragten Männer ein solches Lebensmodell, das sie zum „abwesenden Vater“, zum bloßen „Ernährer“ macht, überwiegend negativ.

vorbringt, die vermittelt durch den Beschäftigten in den Betrieb zurückfließen. Vor diesem Hintergrund wirken sich die Schwierigkeiten zur Pflege und Aufrechterhaltung sozialer Beziehungen sowohl auf die Regeneration, als auch auf die Motivation, die Belastungsfähigkeit und schließlich auch die Leistungsbereitschaft und -fähigkeit im Betrieb aus. Die Eigenlogik familialer Lebensführung ist jedoch keineswegs nur kontraproduktiv für die Erwerbsphäre: Sie vermittelt dem Einzelnen sozialen Rückhalt, stärkt dadurch die soziale Identität und die Einsatzbereitschaft und Motivation im Betrieb. Familiale Lebensführung, als Leistung des Herstellens und Aufrechterhaltens sozialer Beziehungen, ist damit eine soziale Kompetenz, die in Familien vermittelt, zunehmend aber auch im betrieblichen Geschehen an Aufmerksamkeit gewinnen könnte.

### 3 Neue Perspektiven?

Die Münchener Projektgruppe hat bislang immer darauf verwiesen, dass nie beabsichtigt war, eine „Theorie der Lebensführung“ zu entwickeln: Lebensführung werde stattdessen als eine spezifische Analyseperspektive auf den Gesamtzusammenhang von Alltagstätigkeiten verstanden, für dessen Erfassung sich theoretische Ansätze häufig als zu eng erweisen (vgl. Voß 1991).<sup>22</sup> Die hier vorgenommene Erweiterung des Konzepts alltäglicher Lebensführung verweist auf die Potenziale des Ansatzes: Durch die Fokussierung der sozialen Vermittlung von Lebensführung in der Familie werden in zweifacher Hinsicht neue Zugänge erschlossen.

---

22 Kritik erfährt das Konzept „Alltägliche Lebensführung“ maßgeblich aufgrund seiner mangelnden theoretischen Einbindung (z.B. Evers 1993). Aktuell werden jedoch einige Versuche unternommen, eine solche Anbindung herzustellen: Wehrich (1998) verbindet das Konzept alltäglicher Lebensführung mit der Rational-Choice-Theorie, indem sie unter Rekurs auf Colemans Handlungsmodell das Verhalten der Akteure im ostdeutschen Transformationsprozess analysiert (vgl. Wehrich in diesem Band). Auch Vester u.a. (1993) verwenden in ihren Arbeiten über soziale Milieus und Mentalitäten mit Rekurs auf Weber den Begriff der Lebensführung, doch bleibt in diesen Analysen Lebensführung als alltagspraktische Handlungsstruktur abstrakt. Eine systematische Verknüpfung von sozialer Lage, Ressourcen, alltäglicher und familialer Lebensführung im hier entwickelten Verständnis steht bislang aus, könnte jedoch Aufschluss darüber geben, in welchem Zusammenhang Herkunftsmilieu, soziale Lage und Lebensführung zueinander stehen, sowie welche Anteile von Lebensführung strukturdeterminiert, und welche von der Person aktiv und kognitiv konstruiert werden.



*Zum einen* eröffnet sich durch den besonderen Blickwinkel auf die Verschränkung von Lebensführungen die Möglichkeit, das Alltagshandeln der Menschen stärker unter der Maßgabe seiner sozialen Einbindung in Primärbeziehungen zu analysieren und dadurch der Eigenlogik des Familienlebens Rechnung zu tragen. Durch diese Perspektive kann nicht nur der Modus des Handelns in seiner ganzen Breite entfaltet, sondern darüber hinaus auch ein Raster entwickelt werden, mit dem sich die Motivationen für bestimmte Reaktionen von Individuen rekonstruieren lassen und dadurch möglicherweise auch Prognosen zukünftigen Verhaltens erlauben. Durch die Einbeziehung der individuellen und familialen Lebensführung können – z.B. in bezug auf den Umgang mit veränderten Arbeitszeiten – unterschiedliche Reaktionen und Präferenzen auch innerhalb scheinbar homogener Beschäftigtengruppen transparent werden, die mittels der Analyse der Zugehörigkeit zu einem bestimmten sozialen Milieu nicht plausibel zu erklären sind. Indem verschiedene Kapitalien – materielle, kulturelle und soziale – in die Lebensführung als Gesamtzusammenhang von Handeln einfließen, wird Lebensführung zur zentralen Ressource, mit der sich das Individuum auf die Gesellschaft bezieht. Familiäre Lebensführung wird dabei als Kompetenz wirksam: als Fähigkeit, die aus unterschiedlichen Lebensbereichen erwachsenden Anforderungen zu bewältigen und gleichzeitig soziale Anpassungsfähigkeit und Kompatibilität herzustellen.

*Zum anderen* erschließen sich durch den Zugang über die familiäre Lebensführung die mikrosoziologischen Bestimmungsmomente, die zur Aneignung, aber auch zur Reproduktion der Dichotomie gesellschaftlicher Lebensbereiche beitragen. Im traditionellen Familienmodell sind die gesellschaftlichen Bereiche in der Regel voneinander getrennt, indem Mann und Frau ihre individuelle Lebensführung jeweils auf eine Sphäre (Beruf oder Familie) ausrichten. In der familialen Lebensführung treffen diese aber dennoch aufeinander und werden trotz all ihrer Widersprüchlichkeiten vom Paar in einen lebhaften Handlungsrahmen gesetzt und in der gemeinsamen Lebensführung verzahnt. Erwerbs- und Familiensphäre und die ihnen je eigene Logik wirken also in einer Paarbeziehung auch in die Lebensführung der-/desjenigen hinein, die/der qua individueller Lebensführung nicht in diesen Lebensbereich eingebunden ist. Damit lassen sich Verbindungslinien verfolgen, die Verknüpfungen zwischen gesellschaftlichen Teilbereichen herstellen (vgl. Becker-Schmidt 1998). Sie verknoten sich in der familialen Lebensführung, deren Analyse ihr Ineinandergreifen sichtbar macht.

Die Grenzen traditioneller soziologischer Herangehensweise über die Arbeits- oder die Familien- oder die Geschlechtersoziologie werden in diesem Zusammenhang offensichtlich: Sie zerreißen, was im Lebensalltag der Menschen systematisch zusammengehört und von ihnen zu einem leb-  
baren Modell zusammengefügt werden muss. Studien über die Auswirkungen neuer Arbeitszeitmodelle auf das Familienleben sind daher darauf angewiesen, den Wirkungszusammenhang von individueller Lebensführung und sozialen Bindungen sowohl konzeptuell als auch methodisch zu berücksichtigen.

### Literatur

- Beck, U./Ziegler, U. E. (1997). *Eigenes Leben: Ausflüge in die unbekannte Gesellschaft*. München.
- Becker-Schmidt, R. (1998). Zum feministischen Umgang mit Dichotomien. In: G. A. Knapp (Hrsg.), *Kurskorrekturen. Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne* (S. 84-125). Frankfurt a.M./New York.
- Berger, P. L./Kellner, H. (1965). Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Abhandlung zur Mikrosoziologie des Wissens. *Soziale Welt*. Heft 16, 220-235.
- Bolte, K. M. (1997). „Subjektorientierte Soziologie“ im Rahmen soziologischer Forschung – Versuch einer Verortung In: G. G. Voß/H. J. Pongratz (Hrsg.), *Subjektorientierte Soziologie* (S. 31-40). Opladen.
- Bourdieu, P. (1987). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a.M.
- Burkart, G. (1998). Auf dem Weg zu einer Soziologie der Liebe. In: K. Hahn/G. Burkart (Hrsg.), *Liebe am Ende des 20. Jahrhunderts. Studien zur Soziologie intimer Beziehungen* (S. 15-49). Opladen.
- Burkart, G./Kohli, M. (1992). *Liebe, Ehe, Elternschaft. Die Zukunft der Familie*. München.
- Evers, S. (1993). Literaturbesprechung: Gerd-Günter Voß. *Lebensführung als Arbeit*. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 48, 814-816.
- Frerichs, P./Steinrücke, M. (1997a). Klasse und Geschlecht. Forschungskonzeption und Ergebnisse eines empirisch-theoretischen Forschungsprojekts. In: P. Frerichs/M. Steinrücke (Hrsg.), *Klasse, Geschlecht, Kultur. Dokumentation eines Workshops anlässlich des 25jährigen Bestehens des ISO*. *Berichte des ISO 54* (S. 12-46). Köln.

- Frerichs, P./Steinrück, M. (1997b). Kochen – ein männliches Spiel? Die Küche als geschlechts- und klassenstrukturierter Raum. In: I. Dölling/B. Kraus (Hrsg.), Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis (S. 231-255). Frankfurt a.M.
- Geissler, B. (1995). Einleitung zum Kapitel „Familie und Beruf“. In: L. A. Vaskovisc (Hrsg.), Soziologie familialer Lebenswelten. Sonderheft 3 der Soziologischen Revue (S. 231-236). München.
- Geissler, B./Oechsle, M. (1996). Lebensplanung junger Frauen. Zur widersprüchlichen Modernisierung weiblicher Lebensläufe. Weinheim.
- Groß, H./Munz, E. (1999). Erste Ergebnisse einer 1999 durchgeführten repräsentativen Beschäftigtenbefragung zu Arbeitszeitformen und -wünschen. Manuskript. Köln.
- Hahn, K./Burkart, G. (Hrsg.) (1998). Liebe am Ende des 20. Jahrhunderts. Studien zur Soziologie intimer Beziehungen. Opladen.
- Herlth, A. (1988). Was macht Familien verletzlich? Bedingungen der Problemverarbeitung im familialen System. In: K. Lüscher/F. Schultheis/M. Wehrspau (Hrsg.), Die „postmoderne“ Familie. Familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit (S. 312-326). Konstanz.
- Jürgens, K./Reinecke, K. (1998). Zwischen Volks- und Kinderwagen. Auswirkungen der 28,8-Stunden-Woche bei der VW AG auf die familiäre Lebensführung von Industriearbeitern. Berlin.
- Jürgens, K. (1999): Familiäre Lebensführung im Kontext flexibilisierter Arbeitszeiten. Dissertation. Hannover.
- Jurczyk, K./Rerrich, M. S. (Hrsg.) (1993). Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung. Freiburg.
- Klees, K. (1992). Partnerschaftliche Familien. Arbeitsteilung, Macht und Sexualität in Paarbeziehungen. Weinheim/München.
- Kirchhöfer, D. Kindliche Lebensführungen im Umbruch. In diesem Band (S. 61-86).
- Kudera, W. (1995). Lebenskunst auf niederbayerisch: Schichtarbeit in einem ländlichen Industriebetrieb. In: Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (Hrsg.), Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung (S. 121-170). Opladen.
- Lange, A. (1998). Kinder in ländlichen Räumen heute – von der Vielfalt der Lebensführung auf dem Lande. Sozialwissenschaftliche Informationen, 3, 199-207.
- Lange, A. Lebensführung und Selbstsozialisation Jugendlicher. Ein Forschungsprogramm im Schnittpunkt von Jugendsoziologie, Familienforschung und Zeitdiagnose. In diesem Band (S. 123-148).
- Lenz, K. (1998). Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung. Opladen/Wiesbaden.
- Nave-Herz, R. (1998). Die These über den „Zerfall der Familie“. In: J. Friedrichs/ R. M. Lepsius/K. U. Mayer (Hrsg.), Die Diagnosefähigkeit der Soziologie. Sonder-

- heft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (S. 286-315). Opladen.
- Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (Hrsg.) (1995). Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung. Opladen.
- Rerrich, M. S. (1993): Wie entsteht Familie im Alltag? Die Verschränkung von Lebensführungen als aktive Leistung der Subjekte. In: H. Schattovits (Hrsg.), Familie als Lebensqualität? Dokumentation der Tagung der Österreichischen Gesellschaft für interdisziplinäre Familienforschung. Linz. Publikationen des Instituts für Ehe und Familie. Heft 9 (S. 174-185). Wien.
- Rerrich, M. S. (1994): Zusammenfügen, was auseinanderstrebt: Zur familialen Lebensführung von Berufstätigen. In: U. Beck/E. Beck-Gernsheim (Hrsg.), Riskante Freiheiten (S. 201-218). Frankfurt a.M.
- Sennett, R. (1998). Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin.
- Statistisches Bundesamt (1999). Statistisches Jahrbuch 1999. Wiesbaden.
- Tyrell, H. (1988). Ehe und Familie – Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung. In: K. Lüscher/F. Schultheis/M. Wehrspau (Hrsg.), Die „postmoderne“ Familie. Familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit (S. 145-156). Konstanz.
- Vester, M./von Oertzen, P./Geiling, H./Hermann, Th./Müller, D. (1993). Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Köln.
- Voß, G. G. (1991). Lebensführung als Arbeit. Über die Autonomie der Person im Alltag der Gesellschaft. Stuttgart.
- Voß, G. G. (1993). Der Strukturwandel der Arbeitswelt und die alltägliche Lebensführung. In: K. Jurczyk/Rerrich, M. S. (Hrsg.), Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung (S. 70-111). Freiburg.
- Voß, G. G. (1994). Das Ende der Teilung von „Arbeit und Leben“? In: N. Beckenbach/W. v. Treek (Hrsg.), Umbrüche gesellschaftlicher Arbeit (Soziale Welt. Sonderband 9) (S. 269-294). Göttingen.
- Voß, G. G. (1995). Entwicklung und Eckpunkte des theoretischen Konzepts. In: Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (Hrsg.), Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung (S. 23-43). Opladen.
- Voß, G. G./Pongratz, H. J. (Hrsg.) (1997). Subjektorientierte Soziologie. Opladen
- Voß, G. G./Pongratz, H. J. (1998). Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft? Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 50 (1), 131-158.
- Wehrich, M. (1998). Kursbestimmungen. Eine qualitative Paneluntersuchung der alltäglichen Lebensführung im ostdeutschen Transformationsprozeß. Pfaffenweiler.



Dieter Kirchhöfer

## Kindliche Lebensführungen im Umbruch

### 1 Ziel der Untersuchung

Der Beitrag berichtet über ein Forschungsprojekt, das 1990 unmittelbar nach der Wende gemeinsam mit Wissenschaftlern des Max-Planck-Institutes für Bildungsforschung begonnen und bis 1998 in Berlin bearbeitet wurde. Ziel des Projektes war es, den im Ostteil Berlins stattfindenden Umbruch in den Lebensverhältnissen von Kindern und der gesellschaftlichen Konstruktion von Kindheit über einen längeren Zeitraum zu dokumentieren und die Veränderungen in den alltäglichen Lebensführungen zu rekonstruieren. Die Untersuchung ging davon aus, daß sich die Umbruchsprozesse nicht nur in den veränderten Bedingungen von Kindheit oder den möglicherweise wandelnden Wertorientierungen identifizieren lassen, sondern *vor allem in der Art und Weise, wie Kinder ihr Handeln im Alltag organisieren und ihre Lebensführungen konstituieren*. Aus kindzentrierter Perspektive sollten deshalb Zusammenhänge zwischen den veränderten Handlungsbedingungen und deren Vorstrukturierungen, den individuellen Handlungsvoraussetzungen der Kinder und den von ihnen praktizierten Lebensführungen identifiziert werden. Das Forschungsinteresse war sowohl auf die *biographische Dimension* der individualgeschichtlichen und entwicklungsspezifischen Verarbeitungen des Umbruchs in den Lebensführungen der Kinder wie auch auf die *sozialökologische und sozialhistorische Dimension* der transformationsbedingten Veränderungen von Kindheit gerichtet. Der vorliegende Beitrag wählt aus den sozialen, medialen und intentionalen Dimensionen der Lebensführungen die *Zeitorganisation* der kindlichen Lebensführungen aus und sucht den veränderten Umgang mit Zeit zu rekonstruieren.

## 2 Anlage und Plan der Untersuchung

### *Die Erhebung*

Im Unterschied zu anderen Untersuchungen zur Lebensführung setzte das Vorhaben bei Tagesläufen einzelner Kinder an. Seit Anfang 1990 begleiteten Wissenschaftler in Ostberliner Wohnquartieren zehnjährige Kinder in ihrem Alltag. Vom morgendlichen Aufstehen bis zum abendlichen Zubettgehen wurden – einem Vorgehen von Barker/Wrigth (1951, 1955) folgend – sieben Tage der Kinder aufgezeichnet. Nach einer Methodik von Zeiher/Zeiher (1991, 1994) protokollierten die Kinder zu jedem Erhebungszeitpunkt während der Untersuchungstage ihre Tätigkeiten, die Zeiten, Orte und Personen, mit denen sie in diesen Tätigkeiten verbunden waren und rekonstruierten am jeweils folgenden Tag gemeinsam mit dem Bearbeiter die Tätigkeitszusammenhänge. 1992 und 1994 wurde wiederum mit diesen Kindern zusammengearbeitet, außerdem wurden zehnjährige Kinder der Jahrgänge 1982 und 1984 in die Untersuchung einbezogen, so daß sich ein Kohorten-Sequenz-Plan ergab (Abb. 1). Damit lagen die Daten zu zwei „geschlossenen“ Jahrgängen als Panele und zu drei Jahrgängen als Querschnitte vor, die einen Vergleich von Jahrgängen ermöglichten, die mit unterschiedlichem Alter in den Umbruch eingestiegen waren. Mit dem Jahrgang der 1980 Geborenen wurden außerdem mit Hilfe einer Methode, die wir authentische Fiktion (Kirchhöfer 1998a) nannten, sieben Tage des Jahres 1989 rekonstruiert, um die Lebensführungen vor der Wende analysieren zu können.

Die Untersuchung bestätigte in ihrem Verlauf auch die angestrebte zeitliche Lebensphase, in der mit den Kindern zusammengearbeitet wurde. Der Beginn mit dem 10. und der Abschluß mit dem 14 Lebensjahr ermöglichten, einen Lebensabschnitt zu dokumentieren, in dem sich die alltäglichen Lebensführungen und die sie steuernden Muster verselbständigten. Das Zusammenfallen einer in der Ontogenese relativ dynamischen Entwicklungsphase mit der gleichfalls entscheidenden Phase der gesellschaftlichen Veränderungen in Ostdeutschland bot die Chance, einerseits die subjektive Verarbeitung von veränderten Lebensbedingungen zu rekonstruieren und andererseits in den individuellen Entwicklungsverläufen die sich verändernden Verhältnisse des Umbruchs zu studieren.

Die Erhebungen fanden in zwei großstädtischen Wohnquartieren – einem Altbau- und einem Neubaugebiet – des Stadtbezirkes Berlin-Lichtenberg statt. Die beiden Wohnquartiere können exemplarisch zwar auch für andere Wohnquartiere, aber nicht repräsentativ für den östlichen Stadtteil stehen (Kirchhöfer 1995). Es sei nur angedeutet, daß damit auch die Frage verbun-

den war, inwieweit regionale – speziell Berliner Untersuchungen – verallgemeinernde Aussagen zu ostdeutschen Lebensverhältnissen zulassen.

**Tab.1: Das Erhebungsprogramm**

Erhebungsjahr	1989	1990	1992	1994	1996
<b>Jahrgang</b>			→	→	
<b>1980</b>	9 Jahre	10 Jahre 12 Kinder	12 Jahre 8 Kinder	14 Jahre 8 Kinder	
<b>1982</b>		↘	10 Jahre 10 Kinder	12 Jahre 10 Kinder	14 Jahre 10 Kinder
<b>1984</b>			↘	10 Jahre 9 Kinder	

#### *Auswertung und Analyse*

Für die Auswertungen standen im Unterschied zu Wehrich (1993, 1996, 1999), Geulen (1998) oder Diezinger (1995) keine geschlossenen Interviewtexte zur Verfügung, die eine vergleichbare Datengrundlage geboten hätten. Die Erhebungen hatten die protokollierten Tagesläufe lediglich als *Folgen von Tätigkeiten bzw. als Tätigkeits-Raum-Zeit-Personen-Zusammenhänge* rekonstruiert. In der von uns praktizierten Methode mußte eine vergleichbare Datenbasis erst aus den Tagesläufen extrahiert und damit eine Konstruktion zweiten Grades erarbeitet werden. Das Erkenntnisinteresse war dabei vor allem auf die *Tätigkeitswechsel* gerichtet, bei denen die Kinder über die nachfolgenden Tätigkeiten oder die Tätigkeitsfolge entschieden und dazu entsprechende Intentionen abriefen oder bilden mußten. An diesen Tätigkeitswechseln setzte auch die Rekonstruktion der Lebensführungen der Kinder an. In der Organisation ihres Tageslaufs mußten die Kinder die verschiedenen zeitlichen, räumlichen und sozialen Anforderungen und Möglichkeiten *koordinieren*, sie mußten zwischen den Handlungsoptionen und –



alternativen *entscheiden* und dabei gegenwärtige, vergangene und zukünftige, innere und äußere Handlungsbedingungen in ermöglichender, begrenzender oder bewirkender Beziehung (Zeher/Zeiher 1991: 248) zusammenführen. In den Entscheidungen folgten die Kinder bewußt oder unbewußt *Intentionen, die sie bildeten oder realisierten*, und die wiederum auf *Muster* und *Formen* der Lebensführungen verwiesen. Insofern ist die Konstruktion von Lebensführungen auch eine vielfach hierarchisierte Entscheidungsleistung, deren Beschreibung als empirischer Zugang zur Analyse von Lebensführungen dienen kann.

Die Auswertung erfolgte unter verschiedenen Perspektiven (vgl. Tabelle 2), die an anderer Stelle ausführlich dargestellt sind (Kirchhöfer 1998a,b):

**Tab. 2: Analyseebenen der Untersuchung**

Perspektive der Analyse	Gegenstand der Analyse
<i>tagesbezogen</i>	Tätigkeitswechsel eines Tages
<i>individuenbezogen tagesübergreifend</i>	Übereinstimmungen/Nichtübereinstimmungen in den Handlungszusammenhängen, die individuelle Lebensführung in den Erhebungstagen eines Jahres
<i>individuenübergreifend jahrgangsbezogen</i>	Alltägliche Lebensführungen der Kinder eines Jahrganges
<i>individuenbezogen jahresübergreifend</i>	Veränderungen/Nichtveränderungen in der Lebensführung eines Kindes
<i>jahrgangsbezogen jahresübergreifend</i>	Veränderungen/Nichtveränderungen der Lebensführung des Jahrgangs der 1980 Geborenen in Ostberlin
<i>jahrgangsvergleichend</i>	zeitgeschichtlich bedingte Veränderungen/Nichtveränderungen

Der folgende Situationsexkurs zur Analyse eines Tätigkeitswechsels soll das Vorgehen demonstrieren, er dient nicht als Beispiel oder gar als Datenbasis für die nachfolgenden verallgemeinernden Aussagen zu Veränderungen in der Zeitorganisation ostdeutscher Kinder:

*Analyse eines Tätigkeitswechsels 1990*

14. Tätigkeitswechsel des Mädchen Adina an einem Mittwoch im Monat Oktober

*Entscheidungssituation 14.45 Uhr:*

Das zehnjährige Mädchen Adina hat die Hausaufgaben beendet, sie ist allein in der Wohnung, ihr Training beginnt um 16.00 in einer Sporthalle, für den Weg benötigt sie erfahrungsgemäß mit dem Bus 35 Minuten:

*Handlungsvarianten:*

V1 fernsehen

V2 eine Freundin anrufen (was sie oft tut)

V3 zur Sporthalle gehen

V4 lesen

*Entscheidung:*

Sie packt ihre Sportsachen und verläßt die Wohnung.

Ihre Entscheidung, frühzeitig zu gehen, könnte auf folgende Intentionen zurückzuführen sein:

*Leitende Intentionen:*

Annahme 1: Adina plant Zeitreserven ein, um das Risiko des Zuspätkommens zu vermeiden.

Annahme 2: Adina vermag den Zeitbedarf nicht abzuschätzen.

Annahme 3: Adina hat zu Hause Langeweile.

Der Entscheidung des Nachmittags gingen zwei Entscheidungssituationen des Tages voraus, welche die erste Annahme glaubwürdiger erscheinen lassen, wobei wir uns methodisch der Theorie des plausiblen Schließens von Carnap bedienen:

*Plausibilitätsverstärkung:*

7. Tätigkeitswechsel: Adina verläßt morgens die Wohnung 40-50 Minuten vor Unterrichtsbeginn, obwohl sie nur 5 Minuten Schulweg hat.

10. Tätigkeitswechsel: Sie informiert sich auf dem Rückweg von der Schule am Busfahrplan, um sich über die Abfahrt des Busses zu vergewissern.

Es liegt für diesen Tag nahe, auf ein Muster der Lebensführung zu schließen, in dem zeitliches Risiko vermieden und Pünktlichkeit gesichert werden soll.

*Analyse der Veränderungen des Zeitverhaltens*

1992

Adina hat die Schule gewechselt und einen längeren Schulweg. Sie hält jedoch ihre morgendliche Zeitordnung ein und ändert ihre Aufstehzeit, um die Zeitreserve von ca. 50 Minuten beizubehalten. Ähnliche Reservezeiten plant sie auch für andere schulische Veranstaltungen wie z.B. den Chorbesuch ein.

1994

Adina verläßt nach wie vor an allen Erhebungstagen morgens mit einer großen Zeitreserve die Wohnung, wobei sie verbal begründet, „nicht hasten“, „keine Hektik machen“, sich „keinen Stress antun“ zu wollen. Sie berichtet, daß sie unruhig schläft, wenn morgens ein früherer Termin ihre Aufstehzeit verändert.

Dieses Zeitverhalten praktiziert sie auch bei Verabredungen mit Freundinnen, bei der wöchentlichen Fahrt zum Reiterhof oder bei einem Konzertbesuch.

Die Aussage über mögliche Veränderungen/Nichtveränderungen verweist auf die Konsistenz eines Zeitverhaltens, in dem zeitliches Risiko vermieden und Pünktlichkeit gesichert werden sollte.

### 3 Theoretisches Konzept der Untersuchung

Die Untersuchung war von Beginn an theoriegeleitet konzipiert (vgl. zusammenfassend zu den verschiedenen theoretischen Ansätzen der Kindheitsforschung: Alanen 1994, Zeiher 1994, Honig/Leu/Nissen 1996, Zinnecker 1996, Honig 1999). Mit der von Voß u.a. (Voß 1991, 1995, Jurczyk/Rerrich 1993, Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ 1995) entwickelten Theorie der alltäglichen Lebensführung lag für die Untersuchung ein Konzept vor, das gestattete, nicht nur den Übergang von den Tagesläufen zu den Lebensführungen zu vollziehen, sondern auch den von den Lebensführungen zu den darin enthaltenen gesellschaftlichen Verhältnissen von Kindheit und deren sozialer Konstruktion. Dabei ging die Untersuchung entgegen gelegentlich geäußelter Bedenken davon aus, daß Kinder ähnlich den Erwachsenen *ihr* Leben *führen* und im praktischen Umgang mit Personen und Verhältnissen sich bei ihnen Lebensführungen herausbilden (Lange 1998). Auch Kinder konstruieren trotz des hohen Anteils fremdbestimmter zeitlicher, räumlicher und sozialer Vorstrukturierungen ihres Handelns und der starken Verflechtung ihrer Lebensführungen mit denen der Familienmitglieder *ihre* Lebensführungen. Kinder sind vielleicht sogar in einem noch höheren Maße als Erwachsene zu Gestaltungsleistungen gezwungen, um sich mit dem elterlichen Angebundensein, den Institutionalisierungszwängen und den Normierungen ihrer sozialen Welten zu arrangieren und die verschiedenen Interessen auszubalancieren. Kinder sind insofern nicht nur in die familialen Lebensführungen eingeordnet, und ihre Lebensführungen sind nicht nur Ergebnis eines Transfers elterlicher Lebensführungen auf die Bedingungen konkreten Kindseins, sondern *eigenständige Gestaltungsleistung*. Die Analyse ihrer Lebensführungen zeigte oft, daß sie ihre veränderten Wirklichkeiten anders wahrnahmen und verarbeiteten als ihre Eltern. So wurden Ereignisse, die Eltern als Einschränkung oder Belastung ihrer Lebensführung auffaßten,

z.B. die Häufung von Autos im Wohngebiet, die kulturelle Anspruchslosigkeit vieler Waren, die mediale Pluralität, die Eintönigkeit des Fastfood von McDonalds von den Kindern auch als Entgrenzung und Erweiterung ihrer Handlungsräume aufgenommen und mit entsprechenden Strategien genutzt.

Mit dem Konzept der alltäglichen Lebensführung lag zudem ein Ansatz vor, die biographische Dimension der Fallstudien über einzelne Kinder mit den zeitgeschichtlichen Veränderungen und damit Geschichte und Biographie (Qvortrup 1993) zu verbinden und so auch das soziologische mit dem entwicklungspsychologischen Erkenntnisinteresse (Elder/Caspi 1990, Krappmann/Oswald 1995, Youniss/Noack/Hofer 1995, Oswald 1998) zusammenzuführen.

#### **4 Die Veränderungen kindlicher Lebensführungen in Ostdeutschland**

##### **4.1 Die veränderten Bedingungen und Vorstrukturierungen kindlicher Lebensführungen**

Die veränderten makrosozialen *Bedingungen* für kindliches Handeln in Ostdeutschland sind in der Literatur unter verschiedenen Perspektiven z.B. der Kinderberichterstattung (vgl. Nauck 1993, Bertram 1994, Zinnecker/Silbereisen 1996) oder der kindheitssoziologischen Forschung (Büchner/Fuhs/Krüger 1996a,b, du Bois-Reymond u.a. 1994) diskutiert. Die eigene Untersuchung unterschied sich jedoch von den genannten, als sie die Beziehungen zwischen dem Wandel der Bedingungen und den Veränderungen im individuellen Handeln untersuchte und dabei von einer Ungleichzeitigkeit beider Entwicklungslogiken ausging. Diese Ungleichzeitigkeit ließ von einer Veränderung im makrosozialen Bereich nicht darauf schließen, daß eine solche auch in den Lebensführungen auftreten mußte, aber sie gestattete den Schluß von veränderten individuellen Handlungszusammenhängen auf veränderte gesellschaftliche Verhältnisse. Ein Nachteil des Vorgehens war, daß damit sich gleichfalls verändernde Gegebenheiten ausgeschlossen wurden, die nicht in den Handlungszusammenhängen der Kinder auftauchten, zugleich vermied aber eine solche Herangehensweise, veränderte Verhältnisse nur auf einer abstrakten Makrosystemebene zu konstatieren. In den kindlichen Lebensführungen ließen sich solche veränderten Bedingungen identifizieren wie die *Umstrukturierung des Arbeitsmarktes und der Inhalte und Organisationsformen der beruflichen Arbeit der Eltern, die Reduzierung*

*der integrierenden, koordinierenden und kontrollierenden Funktion der Schule und der (Klassen)Lehrer, die Auflösung des einheitlichen Lebensraumes in den Wohnquartieren, die veränderte Institutionskultur in der Freizeit, die veränderten Eigentümerverhältnisse in den Wohnhäusern und eine veränderte soziale Kontrolle in der Öffentlichkeit, die Veränderung der materiellen Ressourcen in den Familien, die Ausgliederung der Kinder aus der Arbeitswelt der Erwachsenen oder die neue Gegensätzlichkeit von Privatem und Öffentlichem.* Die veränderten Bedingungen waren in ihren Wirkungen für die kindliche Lebenswelt ambivalent, so daß Argumentationen eines ausschließlichen Verlusts oder Gewinns an Kindsein in und durch Transformation zu kurz greifen. Ein und dieselbe Gegebenheit, z.B. die Implementierung des Marktes, erweiterte einerseits die Handlungsmöglichkeiten der Kinder und engte sie andererseits mit vorgefertigten Handlungsmustern des Angebotes wieder ein; der Abbau einer allgegenwärtigen formellen Kontrolle der Freizeit durch die Schule erweiterte die Freiheitsgrade der Selbstbestimmung der Kinder in dieser Zeit, zugleich entstand ein Handlungs- und Optionsvakuum.

Die veränderten Bedingungen beeinflussten das kindliche Handeln vor allem über die veränderten *Vorstrukturierungen*, die den Kindern sicher nicht immer bewußt waren, aber die sie zu berücksichtigen und die sie selbst als Teil ihrer Lebensführung auch erzeugt hatten. So setzte die Schule Zeitpunkte des Unterrichtsbeginns und –endes oder des Einlasses in das Schulhaus. Die Treffzeiten auf dem Schulhof – und damit die reale, informelle Vorstrukturierung – legten die Kinder fest. Die Lage der Wohnung bestimmte die Länge des Schulweges, die Kinder die dafür erforderliche Zeit. Die Vorstrukturierung wurde zum Teil der Lebensführung, die von den Kindern zwar subjektiv hervorgebracht wurde, dann aber als objektive Gegebenheit existierte. Aus der Vielzahl ermittelter Veränderungen in diesen Vorstrukturierungen seien nur wenige, für das Zeitverhalten relevante herausgegriffen:

#### *Die Segregation der kindlichen Lebensbereiche in der Familie*

Eine elementare Segregation vollzog sich in den Wohnungen. Kinder wurden von den Eltern zum einen mit ihren Spielen zunehmend aus den übrigen Zimmern der Wohnung verdrängt, zum anderen wurden die Kinderzimmer zu einem geschlossenen Lebensraum, in dem Kinder alle wichtigen Lebensfunktionen – von der Welt der Eltern getrennt – vollziehen konnten. Ein solcher Umstand intensivierte auch die Entkopplung der Tagesbahnen der Familienmitglieder. In allen Stichproben reduzierten sich die Kontakte zwischen Eltern und Kindern, gemeinsame Mahlzeiten wurden seltener, und

gemeinsame Aktivitäten, wie z.B. die Einkäufe, fanden ohne Kinder statt. Auch abends löste sich der Familienverband auf, indem die Kinder sich in ihre Zimmer zurückzogen und dort aßen, fernsahen oder Computer spielten.

#### *Die wachsende Unberechenbarkeit und Unüberschaubarkeit der kindlichen Umwelt*

Die veränderten Arbeitsverhältnisse der Eltern führten auch zu einer veränderten zeitlichen Arbeitsorganisation, einige Eltern hatten sich zudem zusätzliche Arbeitsverhältnisse aufgebaut oder durchliefen Weiterbildung und Umschulung. Aber selbst dort, wo Mütter sich zeitweilig in Arbeitslosigkeit befanden, führten Gelegenheitsjobs, Besuche beim Arbeitsamt, Vorstellungen, Gespräche mit Bekannten zu einer wachsenden zeitlichen Unberechenbarkeit. Unberechenbarer wurden für die Kinder auch die sozialen Netze der Familien und der Gleichaltrigen. Kollegen aus den Arbeitsbereichen verloren sich, Verwandte und Freunde waren durch eigene Verpflichtungen in höherem Maße gebunden oder durch Verunsicherungen in ihren sozialen Beziehungen zurückhaltender geworden. Kinder konnten so aus den Verhaltensweisen der Eltern nicht mehr schließen, welche Bekannten als Bezugspersonen zur Verfügung standen.

#### *Die Reduzierung der institutionellen Koordinierung*

Veränderte Vorstrukturierungen ergaben sich aus der reduzierten institutionellen Koordinierung und Kontrolle durch die Schule. Bisher hatte die Schule nicht nur den Leistungsanteil des Einzelnen ständig herausgefordert, kontrolliert und reguliert, sondern auch sein Freizeitengagement, seine politische Partizipation an Öffentlichkeit oder das prosoziale Verhalten gegenüber Klassenkameraden zeitlich, räumlich und sozial koordiniert. Jetzt standen die Kinder verschiedenen separierten Lebensbereichen gegenüber, die in ihren physischen und psychischen Anforderungen, zeitlichen Belastungen und personellen Bindungen nicht mehr aufeinander abgestimmt waren. Schulhorste und Kindertagesstätten, Kindereinrichtungen freier Träger und kommunale und städtische Einrichtungen, Sportvereine oder politische Organisationen entfalteten ihre Aktivitäten ungeachtet möglicher anderweitiger Anforderungen und überließen die Balance den Kindern.

*Die Destrukturierung der Tagesläufe und ihre funktionale Durchmischung*

Die Tagesläufe der Zehnjährigen hatten noch 1990 eine Unterscheidung von Vorschul-, Schul-, Mittags-, nachmittäglicher Freizeit und einer zweigeteilten Abendphase (vor und nach dem Abendbrot) erkennen lassen. Diese relativ klare Segmentierung von Tagesabschnitten mit eindeutigen Funktionszuweisungen wich einer allgemeinen funktionalen Durchmischung. Schon in der Morgenphase sahen die Kinder fern oder spielten intensiv, der Übergang in die nachmittägliche Spielzeit wurde durch die Unberechenbarkeit der elterlichen Arbeitsorganisation nicht mehr berechenbar, die Hausaufgaben wurden zu verschiedenen Zeiten des Tages gemacht. Mittags- und Nachmittagszeit gingen ineinander über, und die Diffusität der Mittagsphase übertrug sich auf die Nachmittagszeit. Das Abendbrot verlor seine strukturierende Funktion und paßte sich in der Zeit und der sozialen Form den Möglichkeiten an.

**4.2 Die veränderten Gestaltungsleistungen der Kinder**

Der Umgang mit den veränderten Bedingungen und Vorstrukturierungen erforderte auch veränderte Gestaltungsleistungen der Kinder. Kinder hatten die erweiterten und pluralen Handlungsangebote und Handlungsanforderungen auf veränderte Weise zu koordinieren, sie hatten in kontingenteren Handlungskonstellationen auf neue Weise über ihre Handlungen zu entscheiden und für komplexer gewordene Handlungszusammenhänge Intentionen zu bilden und zu realisieren. Wir verweisen nur auf einige Veränderungen – hier als Übergänge oder Tendenzen gefaßt – die sich in den Tagesläufen der Kinder als besonders auffällig erwiesen:

*Der Übergang von der institutionalisierten zur selbstbestimmten Koordinierung*

Wir hatten bei den Vorstrukturierungen darauf verwiesen, daß in der Vergangenheit den Personen durch institutionelle Strukturen die subjektiven Koordinierungsleistungen vielfach abgenommen wurden. Seit Anfang der 90er Jahre zwangen die zunehmende Separierung der Lebensbereiche, die wachsende Unberechenbarkeit der Alltagsorganisation und die Destrukturierung der Tagesläufe Kinder und Eltern dazu, die einzelnen Tätigkeiten zeitlich, materiell und sozial selbst zu koordinieren. Die Koordinierungsleistungen wurden darauf gerichtet, die separierten Lebensbereiche in einen einheitlichen Lebenszusammenhang zu integrieren; die Balance zwischen

Perspektivischem und Gegenwärtigem im alltäglichen Handeln zu sichern; die Berechenbarkeit der Tagesläufe zu gewährleisten und stabile Zyklen der Lebensführung und in diesem Zusammenhang berechenbare feste Punkte zu installieren. In allen Bereichen mußte die Koordinierung auch Festlegungen erzeugen und nicht nur solche er- oder ausfüllen.

#### *Der Übergang von der Ausführungs- zur Zielsetzungsentscheidung*

Eine erste Analyse der Entscheidungsleistungen schien 1990 und 1992 eine Reduzierung der Entscheidungsleistungen anzudeuten. Die Entpflichtung im Haushalt, die Entlastung von Funktionen und Aufgaben („Diensten“) in der Schule oder die Deinstitutionalisierung in der Freizeit verringerten die Anzahl der Entscheidungssituationen und -anlässe. Die weiterführende Analyse zeigte jedoch, daß sich die Entscheidungsanforderungen auch erhöhten und in ihren Inhalten von den bisherigen Entscheidungsleistungen unterschieden. In der Vergangenheit hatten die Kinder eine Vielzahl von Entscheidungen treffen müssen, die auf die erfolgreiche und effektive Ausführung von fremdbestimmten Zielvorgaben gerichtet waren, z.B. den Bruder aus dem Kindergarten abzuholen, einen Arbeitseinsatz zu organisieren, Material für einen Zirkel zu beschaffen. Jetzt wurden die Zielsetzungen selbst zum Gegenstand der Entscheidungen. Solche Zielentscheidungen fanden sich vor allem in den biographischen Entscheidungen über Laufbahnen und Karrieren; über das persönliche Engagement gegenüber dem eigenen Leistungsanteil in der Schule; über Interessenprioritäten und die Interessenbalance in der Freizeit.

#### *Der Übergang von der Reflexion eines Fremdinteresses zur Reflexion des Eigeninteresses*

Die wachsenden Freiheitsgrade des kindlichen Handelns und die damit verbundenen Zielentscheidungen zwangen die Kinder über die Interessen zu reflektieren, denen sie folgten. Die Kinder des älteren Jahrganges hatten 1990 noch neben dem Eigeninteresse das Interesse einer Bezugsperson (Mutti will, Frau M. möchte), das Interesse eines kollektiven Subjektes (unsere Klasse, meine Schule) und auch das Interesse eines abstrakten – meist aparten – kollektiven Subjektes (die Pionierorganisation, das Vaterland) oder das Interesse von Fernstehenden wie die Kinder anderer Länder oder der Solidarität Bedürftiger reflektiert. In den Reflexionen 1994 entfielen auch in der jüngeren Stichprobe weitgehend die beiden zuletzt genannten Interessen, dagegen erweiterte sich die Reflexion über das Eigeninteresse, indem auch ü-



ber die eigenen Ressourcen und den Selbstwert und mögliche Selbstwertgefährdungen reflektiert wurde. Die Bewertungen unter der Perspektive des Eigeninteresses waren noch nicht Indikatoren für einen sich entwickelnden Egozentrismus oder Individualismus der Lebensführungen, aber sie verwiesen zumindest auf neu sich herausbildende Intentionen, die nicht nur aus einem Alterseffekt heraus erklärbar waren.

*Der Übergang von einem geschlossenen Intentionsgeflecht zu einer Aufsplitterung der Intentionen*

In den Untersuchungen unmittelbar nach der Wende hatten wir noch beobachtet, daß Kinder – zwar längerzeitig wechselnd – in den frei verfügbaren Zeiten relativ stabilen Intentionen folgten. Dazu trugen u.a. auch institutionelle Regelungen bei, die einen permanenten Wechsel z.B. von einer zur anderen Arbeitsgemeinschaft verhinderten. Regionale Spielprojekte wurden aus diesen Interessen heraus favorisiert und auch wieder aufgegeben (das Tischtennispiel in den Höfen, informelle Straßenturniere im Zweimannfußball, die Spiele mit Plastikfiguren oder der Modellbau). Mit den erweiterten und pluralen Waren- und Medienangeboten und der Reduzierung festgelegter Tätigkeitsangebote splitteten sich die Intentionen auf und wirkten gleichzeitig und –rangig.

Die veränderten Gestaltungsleistungen brachten auch eine widersprüchliche Spannung von Konsistenz und Inkonsistenz der Muster der Lebensführungen (wie z.B. die Risikominimierung, die Priorität institutioneller Termine, die Aversion gegen Wartezeiten, die Ökonomie fester Zeiten) hervor, auf die hier nur verwiesen werden soll.

### **4.3 Stabilität und Dynamik in den kindlichen Lebensführungen**

Die veränderten Gestaltungsleistungen der Kinder bedeuteten noch nicht, daß sich auch die Lebensführungen geändert haben mußten, und tatsächlich stießen wir in unseren Untersuchungen – ähnlich wie Wehrich das für erwachsene Ostdeutsche festgestellt hat – auf eine hohe Stabilität der individuellen Lebensführungen. Das war um so erstaunlicher, als die zeitgeschichtlich bedingten Veränderungen auf ein Lebensalter der Kinder trafen, in dem sich ihre Lebensführungen erst herausbildeten und damit einer bestimmten Altersdynamik unterlagen. Einzelne Kinder sahen auch weiterhin in der Aneignung und Demonstration von Kompetenz das entscheidende Gestaltungsprinzip ihrer Lebensführung, das Aufstieg und Sicherheit ermöglichen konn-

te. Andere trennten schulische und außerschulische Lebensbereiche und suchten ansonsten unverändert in allen Bereichen – vor allem in der Gruppe der Gleichaltrigen – Autonomie und Unabhängigkeit zu wahren. Wieder andere suchten unverändert Felder für phantasievolle und kreative Tätigkeiten in nunmehr veränderten Handlungsräumen. Alle agierten mit hoher Selbstständigkeit, die das Streben nach Regeltheit einschloß, mit Zeitökonomie und sozialer Kooperativität.

Die offenkundige Stabilität täuschte jedoch darüber hinweg, daß Lebensführungen auch im Kindesalter eine Balance zwischen verschiedenen, oft widersprüchlichen Anforderungs- und Bedingungskonstellationen herstellen mußten. Insofern hatten sich auch in den scheinbar stabilen Lebensführungen veränderte Präferenzen und Proportionen ergeben. Das „Arrangement der Arrangements“ (Voß) konnte nicht dauerhaft stabil bleiben, wenn sich die Arrangements änderten.

Die Untersuchungen zeigten, daß die Veränderungen sich in widersprüchlichen Spannungsverhältnissen bewegten. Es genügte dabei nicht, die Veränderung der Lebensführungen nur eindimensional zu denken und sie vorschnell – evtl. sogar noch normativ – zu attributieren. Wir fragten also nicht, ob ein Kind einer mehr traditionellen oder modernen, einer mehr geregelten oder variablen, einer autonomen oder fremdbestimmten oder einer antizipativen oder situativen Lebensführung folgte, sondern wie es *die Balance zwischen den widersprüchlichen Momenten seiner Lebensführung* gestaltete. Die von den Kindern praktizierte Dialektik war insofern nicht nur eine geußvolle erkenntnisstützende Konstruktion der Bearbeiter, sondern fand sich in der Praxis selbst.

#### *Das Verhältnis von konstant bleibender Regeltheit und sich erweiternder Variabilität*

Die relative Stabilität der Lebensfunktionen in den Familien und in der Schule bedingte auch eine weitgehend konstant bleibende Regeltheit der Zeitorganisation, der Hygiene, der Ordnung, der gegenseitigen Unterstützung und Rücksichtnahme, wenn man von einzelnen Alterseffekten im Längsschnitt absieht. Dabei akzeptierten die Kinder nach wie vor die Regelungen nicht nur als fremdbestimmte Festlegungen, sondern als zweckmäßige rationelle Formen der Alltagsorganisation, die auch durch ihre eigenen Erfahrungen bestätigt worden waren. Kinder strebten auch weiterhin danach, ihrer Lebensführung eine bestimmte Rhythmik und Zyklizität zu geben. In vereinfachter Form könnte man sagen, daß sie wissen wollten, woran sie wa-

ren und wonach sie sich richten konnten. Ein solches konstant bleibendes Streben war nicht vorrangig auf ein Gehorsamkeits- oder Pflichtmuster zurückzuführen, sondern sollte dazu dienen, mehr Variabilität zu gewinnen. Insbesondere die Gruppenregelungen, mit denen sich nahezu alle Kinder identifizierten, waren hinsichtlich der Festlegungen der Treffs, der Modi der Selbstinszenierung, der Regeln der Einordnung so offen und flexibel, daß sie Variabilität regelrecht erzwingen. Die Gerechtigkeit realisierte sich über das Moment der Variabilität.

#### *Das Verhältnis von erweiterter Autonomie und anonymer Fremdbestimmung*

In der Diskussion zu den veränderten Vorstrukturierungen hatten wir eine Erweiterung der Freiheitsgrade des kindlichen Handelns festgestellt. Die Kinder bewegten sich in diesem erweiterten Handlungsraum mit einer Autonomie, die sie aus bisherigen Erfahrungen begründeten. So gehorchten sie durchgängig einem Selbstkonzept, das auf Bildung und Leistung orientierte – so unterschiedlich deren Inhalte auch gewesen sein mögen –, sie lehnten formelle Zwänge ab, und sie reagierten sensibel auf den demonstrativen Gebrauch von formaler Autorität. Zugleich aber begaben sich dieselben Kinder – nun aber selbstbestimmt – in anonyme Zwänge von Fangemeinden und deren Symbolen, von Cliques und deren Regeln oder von Kommunikationszirkeln (z.B. der Barbie- oder Startrekgemeinden) und erfüllten mit großer Selbstverständlichkeit deren soziale oder finanzielle Forderungen.

#### *Das Verhältnis von stabiler Kooperativität und wachsender Individuation*

Vor allem die Analyse der Muster der Lebensführungen zeigte eine über alle Erhebungszeitpunkte hinweg stabil bleibende Kooperativität der Lebensführungen. Selbst dort, wo veränderte Vorstrukturierungen, wie z.B. bei der Entkopplung der familialen Tagesbahnen, diese Kooperativität zu reduzieren schienen, banden sich die Kinder auf veränderte Weise wieder in die sozialen Netze ein. Auch in den Gleichaltrigengruppen blieben viele Normen der sozialen Unterstützung weitgehend konstant, wenn sich auch ein Abbau an altruistischen Mustern oder eine Zunahme instrumenteller Kooperativität abzeichnete. Der stabil bleibenden Kooperativität standen jedoch auch – vor allem in den Schulen – Erscheinungen der Indolenz und Konkurrenz gegenüber. So förderten die Selektionsmechanismen der Schulen zumindest zeitweilig ein konkurrierendes Leistungsstreben. Die Pluralität der Freizeitangebote und die damit verbundenen Differenzierungsmöglichkeiten führten dazu, daß viele der Kinder ihren Freizeitaktivitäten jeweils allein nachgingen,

und die Kommerzialisierung vieler Aktivitätsräume ließ auch Ressourcendifferenzen sichtbar werden, die 1992 noch kompensiert wurden, sich aber 1996 schon differenzierend auswirkten.

*Das Verhältnis von bewußter Lebensführung und wachsender  
Nichtrationalität*

In den Tagesläufen war erkennbar geworden, daß kindliches und elterliches Handeln einem Rationalitätstypus folgte, der durch die Ökonomie der Zeit (Zeitgewinn, Zeiteinsparung und planmäßige Zeitorganisation) und den Zusammenhang von Zeit und Wert geprägt war. Mit den gesellschaftlichen Veränderungen schienen Kinder plötzlich mehr Zeit zur Verfügung zu haben, und sie gingen offensichtlich auch großzügiger mit der Zeit um. In der Analyse der Tagesläufe ergab sich jedoch, daß sie nach wie vor danach strebten, Zeitbedarf zu antizipieren, Zeitverbrauch zu kontrollieren und Zeitreserven zu gewinnen. Die wachsende Kontingenz der alltäglichen Abläufe beantworteten auch die jüngeren Jahrgänge mit einer rational organisierten Lebensführung. Zugleich fand sich aber auch eine verstärkende Nichtrationalität. Kinder verzichteten nicht nur auf perspektivische Entscheidungen oder entkoppelten ihre gegenwärtigen Bestrebungen von zukünftig zu erreichenden Zwecken ab oder betonten den Selbstzweck ihrer Tätigkeiten, sondern verzichteten auf Antizipationen und Planungen und reagierten in höherem Maße situativ und spontan, was durchaus wiederum zu neuen, oft rational begründeten Mustern führen konnte, wie im folgenden am Zeitverhalten demonstriert werden soll.

#### **4.4 Kontinuität und Wandel im kindlichen Umgang mit Zeit**

Die veränderten Bedingungen des kindlichen Handelns bedeuteten noch nicht, daß sich auch das zeitliche Handeln in den Lebensführungen geändert haben mußte, und es ist sogar Anliegen des Beitrages, einen solchen linearen Wirkungszusammenhang in Frage zu stellen. Zwar hatten sich auch Kinder im Umgang mit Zeit in der DDR wichtige Disziplinierungs- und Formierungszwänge der Erwachsenenengesellschaft angeeignet, sich mit ihren eigenen Tätigkeiten in die verschiedenen fremdbestimmten Vorstrukturierungen eingepaßt und auch das Phänomen entfremdeter Zeit erlebt. Sie hatten sich aber jedoch in diese Zeitstrukturierungen nicht nur eingefügt, sondern sie umgeformt, sie hatten die Macht der Zeitvorgaben überlistet und sich neue, nun zwar eigene, aber genauso stringent zu befolgende Zeitstrukturen geschaffen. Die Zeit war eine von ihnen gestaltete und strukturierte Gegeben-

heit gewesen (Jurczyk 1999). Diese erworbene Zeitsouveränität praktizierten sie auch unter veränderten Bedingungen. Neue Handlungssituationen wurden als unverändert oder bekannt wahrgenommen und mit vertrauten Strategien und Regelsystemen bewältigt. Sie schätzten Zeitverbrauch und Zeitbedarf realistisch ein, konnten sich mit verschiedenen Zeitangeboten und -forderungen arrangieren, sie übten über den Tag eine kontinuierliche Zeitkontrolle und sie suchten zeitliche Gerechtigkeit. Die zeitlichen Arrangements, welche die Kinder im Umgang mit ihrer Umwelt konstruiert hatten, wurden jedoch durch die veränderten Verhältnisse ständig gestört. Es vollzog sich eine schleichende und auch widersprüchliche *Erosion des bisherigen Zeitverhaltens*, die gegenwärtig noch nicht abgeschlossen ist. Im Beitrag konzentrieren wir uns nur auf wenige widersprüchliche Momente des Zeithandelns, wie sie sich in der DDR herausgebildet hatten und mit dem Begriff der Ökonomie der Zeit gefaßt werden (Kirchhöfer 1999a,b):

#### *Die Variabilität im Planen*

Die familiäre und außerfamiliäre Lebensorganisation hatte in der DDR Planen notwendig und möglich gemacht. Kinder planten die Zeitpunkte, zu denen sie die häuslichen Arbeitspflichten verrichteten, sie planten die Zeiträume für die Erfüllung der schulischen Hausarbeiten oder die Termine für öffentliche Arbeiten. Jede Schulklasse hatte einen Arbeitsplan für das Jahr mit Terminstellungen und Zeitpunkten der Rechenschaftslegungen; Lern- und Arbeitsbrigaden in der Klasse agierten nach Arbeits- und „Kampfplänen“ mit individuell abzurechenden Aufgaben; an vielen Schulen hielten sich über Jahre hinweg individuelle Pläne mit Selbstverpflichtungen und persönlichen Zielsetzungen. Das Produktionsprinzip der strikten Planung der Zeit war zumindest in den 50er und 60er Jahren auch ein Organisationsprinzip schulischer Lernarbeit und fand seinen konsequentesten Ausdruck in der Forderung nach Lehrplanerfüllung in den dafür vorgesehenen Zeiten. Schüler erlebten durch die von den Lehrern bewußt gemachte Zeitnot in der Lehrplanerfüllung schulische Arbeitsdisziplin und Arbeitsordnung als zeitlichen Druck, den sie in den Hausaufgabenzeiten im Hort verstärkt fanden.

Dieser Druck einer gesetzten anonymen Planzeit hob sich auf, der Plan als eine abstrakte fremde Herrschaft der Zeit verlor zumindest in der Schule seine Macht. Da aber viele der Lebensfunktionen in den Familien und auch in der Schule nach der Wende stabil blieben, erhielt sich die Gerechtigkeit der Zeitorganisation. Kinder strebten auch weiterhin danach, ihrer Lebensführung eine zeitlich bestimmte Rhythmik zu geben, Fixpunkte für Treffs und Verabredungen zu finden, Termine festzulegen. Insofern planten Kinder

auch weiterhin ihre Tätigkeiten. Hatten sie sich mit Kameraden und Freunden zu einer Unternehmung verabredet, dann bildete dieser Termin einen Zielpunkt, zu dem hin – z.T. über Wochen (z.B. beim Besuch eines Konzertes) – geplant wurde. Das Planen bezog sich jedoch vor allem auf die *selbstbestimmten Festlegungen*, weniger auf die von außen gesetzten Zeitvorgaben. Für die fremdgesetzten Zeiten wurden weniger Zeitressourcen geplant, mögliche Verstöße wurden nicht mehr angstvoll reflektiert. Es verschoben sich die Ziele und Inhalte des Zeitplanens, weniger dessen Verfahrensweisen. Außerhalb der selbstgesetzten Vorgaben warteten die Kinder ab, was als Termine von außen angeboten wurde und entschieden dann darüber, mit welcher Intensität sie diesen Zeitangeboten oder Forderungen folgen wollten. *Ob* das Zeitgebot erfüllt wurde, stellten die Kinder auch da nicht in Frage.

In diesem Zusammenhang beobachteten wir ein Phänomen, das vielleicht als *Zerfaserung der Zeit* bezeichnet werden und mit der Aufsplitterung der Intentionen zusammenhängen könnte. In der Analyse der Tätigkeitssequenzen und -wechsel war 1990 noch auffällig gewesen, daß die Kinder sich Projekten zuwendeten, die längerfristig verfolgt wurden, verschiedene Tätigkeiten bündelten und einer Spielidee folgten. Die späteren Erhebungen zeigten auffällige Wandlungen: Die Kinder wendeten sich jetzt den Tätigkeiten zu, weil sie Zeit zu füllen hatten, und sie entschieden sich spontan für diesen oder jenen Tätigkeitsbereich, der sich in der Umwelt anbot. Innerhalb nur weniger Minuten brachen die Kinder die eine Tätigkeit ab, um sich einer anderen zuzuwenden, um bei Überdruß wieder zur ersteren zurückzukehren oder eine dritte zu suchen. Sie *pendelten* zwischen den Tätigkeiten, z.B. dem Fernsehen, Computerspielen und Videosehen, ohne daß sie für ihre Tätigkeitswechsel Begründungen angeben konnten. Eine solche Hinwendung verstärkte nicht nur die Abhängigkeit von den zur Verfügung stehenden materiellen Gegenständen und Ressourcen, sondern die Zuwendung erfolgte zudem kurzzeitig und unkonzentriert.

#### *Die Erosion der Zeitdisziplin*

Schon in den ersten Erhebungen 1990 war festgestellt worden, daß die Kinder eine beachtenswerte Souveränität im Umgang mit Zeit aufwiesen und zeitliche Koordinierungsleistungen erbrachten, die mit denen von Erwachsenen vergleichbar waren (z.B. nachmittags das Abholen der Geschwister, der Einkauf, die Schularbeiten, das Spiel mit den Freunden, die rechtzeitige Rückkehr, die häuslichen Verpflichtungen). Dabei waren Initiative, Flexibilität und Entscheidungsfreude gefragt. Diese Art von selbstbestimmter Initia-

tive bezog sich jedoch vor allem auf die Sicherung der zu erfüllenden Aufgaben. Die Souveränität im Umgang mit Zeit schloß Fähigkeiten zur Zeitabschätzung, zur Zeitkontrolle oder zur Koordinierung paralleler Zeitanforderungen ein und erzeugte deshalb auch eine bestimmte *Disziplinierung und Selbstdisziplinierung*, die häufig mit den Sekundärtugenden der Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit verbunden wird. Die Einhaltung zeitlicher Festlegungen galt als familiales Organisationsprinzip und als Moment öffentlicher Disziplin. Eine entwickelte Form fand die Zeitdisziplin in der produktiven Arbeit im polytechnischen Unterricht, in welchem die Kinder Normzeiten, Maschinenzeiten, Durchlauf- und Endzeiten kennenlernten. Kinder praktizierten diese zeitliche Disziplin jedoch weniger, um eine Pflicht zu erfüllen oder Gehorsam zu leisten oder das Wohlwollen von Erwachsenen zu erreichen, sondern weil man sie als zweckmäßig erachtete. Nach der Wende erodierte die Zeitdisziplin. Mit einer Strategie der Folgeabschätzung wurde entschieden, welche zeitlichen Verpflichtungen unbedingt, mit Einschränkungen oder (zumindest gegenwärtig) gar nicht einzuhalten waren und mit welcher Intensität jene zu sichern waren. In ihrer eigenen Sprache bezeichneten sie ihre Verhaltensweise als „nicht heiß machen lassen“ oder „cool bleiben“. Nach wie vor hoch gewertet wurde die Zeitdisziplin in der Gruppe der Gleichaltrigen: Verabredungen, Termine, zeitliche Vereinbarungen in der Gruppe hatten unbedingten Vorrang gegenüber allen anderen Verpflichtungen; die Zeitkontrolle, um solche Termine zu sichern, war hoch; die Kritik an Verstößen entsprechend streng.

#### *Die verringerte Zeitnot*

Kinder erlebten in der DDR durch die Vielzahl ihrer Tätigkeiten, durch Institutionalisierungszwänge und familiale Alltagsorganisation einen permanenten Mangel an Zeit. Vor allem die Zeitmuster der berufstätigen Mütter zwangen auch die Kinder dazu, ihre häuslichen Tätigkeiten zu beschleunigen und führten zu zeitökonomischen Eingriffen in den Kinderalltag. Die Knappheit der Zeit und damit das Edikt der Sparsamkeit wurden zu einer Grundintention individueller Verhaltensregulierung, die mit einem gesellschaftlich gewünschten und geforderten Muster der Ökonomie der Zeit übereinstimmte. Diese Sparsamkeit bezog sich zum einen auf den Gewinn von frei verfügbarer Zeit für eigene selbstbestimmbare Tätigkeiten mit Freunden, andererseits auch auf eine mögliche Gemeinsamkeit für die und mit der Familie. Die funktional bestimmte Arbeitsteilung in den Familien hatte nicht nur die Ernsthaftigkeit der kindlichen Arbeit hervorgebracht, sondern auch das Bewußtsein erzeugt, daß erst die Erfüllung dieser Aufgaben Freiräume

für gemeinsame Tätigkeiten in der Familie bot. Die Kaffeestunde mit der Mutter am Nachmittag, das abendliche Spiel in der Woche, die gemeinsame Fernsehzeit an den Sonntagen oder die gemeinsame Unternehmung an den Wochenenden wurden nur möglich, wenn die häuslichen und schulischen Arbeiten erfüllt waren und die freie Zeit „erwirtschaftet“ worden war. Sparsamkeit als Arbeitsverhalten bezog sich auch auf den Umgang mit vergänglichem Zeit. Die gängigen Losungen der Wirtschaftspropaganda „Spare mit jedem Gramm, mit jeder Sekunde, mit jedem Pfennig“ waren auch verbindliche Erziehungsorientierung für die kindlichen Arbeiten in der Schule und im Betrieb, Verschwendung von Material (oder Zeit) galt als Verfehlung.

In den Jahren nach der Wende erweiterte sich die Freizeit der Kinder, und man hatte nicht nur objektiv mehr Zeit zur Verfügung, sondern diese Zeit war selbstbestimmt auszufüllen. In der vergangenen Zeitorganisation hatte man ständig Zeit für mögliche Tätigkeiten gebraucht, jetzt brauchte man Tätigkeiten für die reichlich vorhandene Zeit.

#### *Der Verzicht auf kollektive Zeiten*

Vor allem die Arbeitsprozesse in der Schule und in der Produktion hatten in der DDR den Kindern die Erfahrung kollektiver Zeitorganisation vermittelt. Lernkollektive strebten danach, daß die Kollektivmitglieder zu einer bestimmten Zeit die Lernvorbereitungen abgeschlossen hatten; die gegenseitige Hilfe wurde mit dem Ziel organisiert, daß alle zu einem bestimmten Zeitpunkt das Lernziel oder die Aufgabenerfüllung erreicht hatten; das einzelne Brigademitglied trug die Verantwortung dafür mit, daß aus dem Kollektiv keine Störungen kamen, die den Lernprozeß aller hätten beeinträchtigen können. Ziel dieses sozialen Lernprozesses war es, die Kinder im Rahmen des jeweiligen Kollektives an die Verantwortung für den Umgang mit Zeit auch beim Mitschüler heranzuführen. Mit der kollektiven Arbeit entwickelte sich auch eine Kultur der kooperativen Zeit, in der die Berechenbarkeit und Verlässlichkeit des einzelnen zur Voraussetzung für die Erfüllung der Aufgaben der Gemeinschaft wurde und eine Art wechselseitige Verantwortung des Kollektivs für die Arbeit des einzelnen und des einzelnen für die kollektive Leistung gefordert war. Es ist unübersehbar, daß damit natürlich auch Kontroll- und Selbstkontrollmechanismen in Gang gesetzt wurden, die persönliche Abhängigkeits- und Herrschaftsverhältnisse erzeugten.

Die nach wie vor wirkende Disziplinierung des Zeitverhaltens in der Gleichaltrigengruppe hatte in den Erhebungen der 90er Jahre darauf verwiesen, daß



auch nach der Wende soziale Zeitnormen wirkten, ohne daß es jedoch zu einem kooperativen Zeitverhalten gekommen wäre. Die individuelle Zeiteinteilung und –kontrolle erfolgte nicht mehr um eines Zieles willen, das für die Gemeinschaft von außen gesetzt worden war, und die Gemeinschaft wurde auch nicht mehr danach beurteilt, wieviel Zeit sie in der Gesamtheit verbraucht hatte und welchen Anteil der einzelne dabei hatte. Die Zeit verlor die Eigenschaft, Disziplinierungsmittel der und in der Gemeinschaft zu sein. Das führte dazu, daß der einzelne auch kein Zugriffsrecht mehr auf die Zeit des anderen hatte, wenn es dieser nicht ausdrücklich gestattete. Der Gebrauch *meiner* Zeit oblag weitgehend meiner Verfügung.

#### *Reduzierte Sinnstiftung in der Zeit*

Die vor allem in der Schule bzw. durch die Schule organisierte Erziehung war in der DDR in das Konzept der Arbeitsgesellschaft eingeordnet gewesen und erhielt von dort Ziellegitimation und Sinnorientierung. Die Arbeit war nicht nur selbst sinnstiftend, sondern über die Arbeit sollten Einsichten in politische und ökonomische Zusammenhänge herausgebildet und entsprechende Wertvorstellungen auch der Zeit angeeignet werden. Ganz im Sinne der protestantischen Ethik konnte und sollte der Einzelne seinen moralischen Wert in der disziplinierten Arbeit erweisen und dafür die ihm zur Verfügung stehende Zeit maximal nutzen. Kinder und ihre Eltern stimmten zumindest partiell mit einer solchen ideologischen Vorgabe überein. Zu den elterlichen Mustern gehörte z.B., daß Zeit nicht untätig vertan werden sollte. Kinder sollten sich immer mit etwas beschäftigen, etwas Sinnvolles tun, wobei „Sinn“ immer mit der Vorstellung von „etwas Nützlichem“ verbunden war. Muße, Träumen, Nichtstun erschienen als vergeudete Zeit. Insofern war Zeit auch im Alltagsverständnis der Familien immer „Zeit für etwas“. Traditionelle Regeln wie „Morgen, morgen, nur nicht heute, sagen alle faulen Leute“, „Nichts verschiebe auf morgen, was du heute tun kannst“, „Erst die Arbeit, dann das Vergnügen“ wurden zu eingeübten Routinen der Alltagsorganisation. In ihnen lag das Gewicht eher auf einer selbstaufgelegten freiwilligen Übung des Arbeitens als auf einer passiven Unterwerfung unter Zeitpläne und Routinen, aber diese Übung erfolgte letztlich um der künftig effizienteren, d.h. disziplinierten, intensiveren Erfüllung von Arbeitsaufgaben und der damit verbundenen Zeitorganisation willen. Das Gesetz der Ökonomie der Zeit hatte in der DDR alle Bereiche der Gesellschaft durchdrungen. Die Zeiten bildeten wie in anderen industriellen Gesellschaften ein Gespinnst von einander abhängigen Verhältnissen, das sich verselbständigt hatte (Zeicher1988) und als Disziplinarmacht wirkte.

Die Erziehungsmaxime, Kinder zu einem sinnvollen Zeitverbrauch anzuhalten, erhielt sich auch in dem gesellschaftlichen Umbruch. Die Deutung dessen, was unter diesem „sinnvoll“ zu verstehen sei, erweiterte sich jedoch. Computerspielen gehörte in vielen Familien zu den sinnvollen Tätigkeiten, eine hohe Wertschätzung durch die Eltern erfuhr das Lesen, Sporttreiben galt ungebrochen als sinnbesetzt. Weniger sinntragend wurde das Fernsehen angesehen. Durchgängig war aber auch feststellbar, daß die Eltern Ent- oder Abspannen, Erholen, Träumen (in der Sprache der Kinder: „ich gönne mir mal eine Pause“, „ich relaxe jetzt“, „ich brauche eine Pause vom Streß“) im Unterschied zu vergangenen Jahren akzeptierten. Muße, Nichtstun, Bum-meln wurden aufgewertet. Die persönliche Zeitordnung der Kinder hatte diese Zeiten aufgenommen, und die Eltern fanden sich damit nicht nur ab, sondern belegten sie sogar – übereinstimmend mit den Kindern – mit einem Sinn.

Die Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse nach der Wende hob die Herrschaft der Zeit nicht auf, aber sie reduzierte ihre Orientierung und Bindung an den Arbeitsprozeß und relativierte ihre Wirkung als Erziehungsmaxime. Es spricht manches dafür, daß insofern in der heutigen Kindheit in Ostdeutschland *Zeitordnungen verschiedener Gesellschaften gleichzeitig* bestehen, daß die Veränderungen des Zeithandelns in verschiedene Richtungen laufen und die Zeitmuster in den kindlichen Entwicklungen ambivalent wirken.

Eine solche Feststellung verleitet zu einigen wenigen Anmerkungen zur Transformationsrhetorik:

1. In Diskussionen und wissenschaftlichen Untersuchungen findet sich wiederholt die Denkfigur, daß die Veränderung der objektiven Bedingungen auch eine linear bewirkte Veränderung der Lebensweisen und Denkmuster erzeugen würde. So wird z.B. begründet (Grundmann et al. 1998), daß Krisenerfahrungen im Zuge der sozio-politischen Transformation nach der Wiedervereinigung zu einer verstärkten Wahrnehmung von Anomie und zu einer – wenn auch vielleicht kurzzeitigen – Orientierungslosigkeit der Individuen führen würde. Journalistisch wird einerseits immer wieder Verwunderung gezeigt, wenn das reichere Warenangebot und die gestiegene Kaufkraft nicht eine größere soziale Zufriedenheit erzeugen, andererseits mit der flächendeckenden Langzeitarbeitslosigkeit keine größeren sozialen Konflikte entstehen. Unsere Untersuchungsergebnisse lassen erkennen, daß in der Kindheit in Ostdeutschland sehr unterschiedliche Veränderungsprozesse sowohl der Bedingungen und Vorstrukturierungen wie auch der Lebensführungen, Muster und Werte verlaufen und daß diese Veränderungen nicht unmittelbar auf-

einander beziehbar sind oder sich gegenseitig determinieren. Es liegt die Annahme nahe, daß es sich bei den gegenwärtigen Entwicklungen in Ostdeutschland nicht um *einen* oder *den* Transformationsprozeß handelt, sondern um verschiedene Transformationen, die unterschiedliche Intensität, Tiefe und Tempi aufweisen.

2. In der Literatur (Biedenkopf 1995, Schluchter 1996, IFAD 1998) wird immer wieder Erstaunen darüber geäußert, daß sich der Anpassungsprozeß an westliche Muster bei den Ostdeutschen so langsam und so generationsdifferenziert vollziehe und eine „neue Mauer“ in den Köpfen entstehe. Unsere Analyse läßt Zweifel daran entstehen, ob sich die Veränderungen linear im Sinne der Anpassung oder der Angleichung an westliche Muster vollziehen oder ob nicht vielmehr eine *Mehrdimensionalität* auftritt, in der neben Anpassungs- auch Ausdifferenzierungsprozesse und Neubildungen entstehen. Es könnte möglich sein, daß über historisch längere Zeit auch jüngere Jahrgänge eine ostdeutsche Spezifik der Lebensführung ausprägen, die Biographie und Geschichte, Anpassung und Beharrung, Integration und Ausdifferenzierung vereint, ohne daß deshalb davon gesprochen werden kann, daß sich ein „moralischer Machtkampf zweier kollektiver Identitäten“ vollziehe (Ensel 1993, S.115). Eine solche Widersprüchlichkeit in den Entwicklungen der Lebensführungen läßt auch wenig Anzeichen dafür erkennen, daß die jetzigen Veränderungen in ostdeutscher Kindheit einen Übergang von einer eher traditional bestimmten zu einer rationaleren modernen Form der Lebensführung darstellen, wie in der Untersuchung überhaupt Zweifel daran entstanden, ob die Konzepte der Traditionale und Moderne (gegebenenfalls Postmoderne) den Transformationsprozess in Ostdeutschland begreifen und beschreiben lassen.

3. Vor allem politisch bestimmte Diskussionen betonen in der letzten Zeit die neuen Defizite von Kindheit (Kinderarmut, Kinderbetreuung, Kinderdevianz) und werten entsprechend die vergangene Kindheit der DDR auf (Emnid 1997) oder auch ab (z.B. Wald 1998, Pfeiffer 1999). Es bestätigte sich auch in unserer Untersuchung die Annahme, daß die Veränderungen ambivalent wirken und sich einer moralischen Wertung als Verlust- oder Fortschrittsgeschichte, als Aufbruch oder Abbruch, als Öffnung oder als Begrenzung von Kindheit entziehen. Insofern könnten auch Aussagen zu kurz greifen, daß in Ostdeutschland eine verlorene Generation entstehe, die durch geringere Ausprägung von Tatkraft, durch Apathie und Erschöpfung und eine geringere Ausprägung von Glücksgefühl gekennzeichnet sei (Hessel et al.: 23). Eine solche relativierende Deutung gegenwärtiger Generationsentwicklungen führt auch Denkfiguren ad absurdum, bestimmte Ent-

wicklungen aufhalten oder wieder aufleben zu lassen. Unabhängig vom Wollen und Wünschen mancher Akteure sind Prozesse in Kindheiten historisch irreversibel, man kann Kindheiten – selbst wenn man wollte – nicht zurückholen.

### Literatur

- Alanen, L. (1994). Zur Theorie der Kindheit. Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau, 1994 (28), 93-112.
- Barker, R. G./Wright, H. F. (1951). One Boys day. A specimen Record of Behavior. New York.
- Barker, R. G./Wright, H. F. (1955). Midwest and its children. The psychological Ecology of an american town. New York.
- Bertram, H. (1993): Sozialberichterstattung zur Kindheit. In: M. Markefka/B. Nauck (Hrsg.), Handbuch der Kindheitsforschung (S. 91-108). Neuwied.
- Biedenkopf, K. (1995). Die Einheit: Eine einzigartige Leistung. Die Zeit. 29.9. 1995.
- Bois-Reymond, M./Büchner, P./Krüger, H.-H./Ecarius, J./Fuhs, B. (1994). Kinderleben. Opladen.
- Büchner, P./Fuhs, B./Krüger, H.-H. (Hrsg.) (1996a). Wege aus der Kindheit in Ost- und Westdeutschland. Opladen.
- Büchner, P./Fuhs, B./Krüger, H.-H. (1996b). Vom Teddybär zum ersten Kuß. Opladen.
- Diezinger, A. (1995). Biographien im Werden. Qualitative Forschung im Bereich von Jugendbiographieforschung. In: E. König/P. Zedler (Hrsg.), Bilanz qualitativer Forschung. Bd.II (S.265-288). Weinheim.
- Elder, G. H./Caspi, A. (1990). Persönliche Entwicklung und sozialer Wandel. In: K. U. Mayer (Hrsg.), Lebensverläufe und sozialer Wandel. Kölner Zeitschrift f. Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 31/1990 (S. 22-58). Opladen.
- Emnid. (1997). Die Ostdeutschen. Berliner Zeitung. 1. August 1997.
- Ensel, L. (1993). „Warum wir uns nicht leiden mögen ...“. Was Ossis und Wessis voneinander halten. Münster.
- Geulen, D. (1999). Politische Sozialisation der staatsnahen Intelligenz in der DDR. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament. B12/99, 3-14.
- Grundmann, M./Binder, T./Edelstein, W./Krettenauer, T. (1998). Soziale Krisenerfahrung und die Wahrnehmung sozialer Anomie bei Ost- und Westberliner Jugendlichen: Ergebnisse einer Kohorten- und Längsschnittanalyse. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, 2. Beiheft 1998, 171-187.
- Hessel, A./Geyer, M./Würz, J./Brähler, E. (1997). Psychische Befindlichkeiten in Ost- und Westdeutschland im siebten Jahr nach der Wende. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Zeitschrift Das Parlament. B13/97.

- Honig, M.-S. (1999). Entwurf einer Theorie der Kindheit. Frankfurt a. M.
- Honig, M.-S./Leu, H. R./Nissen, U. (1996): Kindheit als Sozialisationsphase und als kulturelles Muster. In: M.-S. Honig/H. R. Leu/U. Nissen (Hrsg.), *Kinder und Kindheit*. Weinheim.
- IFAD. (1998). Zukunftsvorstellungen ostdeutscher Jugendlicher. Privatinstitut für angewandte Demographie (hrsg. von Robby Finke) (IFAD).
- Jurczyk, K. (1999). Zeithandeln: Die zeitliche Dimension alltäglicher Lebensführung. In: *Materialien zum Workshop: Alltägliche Lebensführung – Neue empirische Befunde und theoretische Impulse*. München, Neubiberg (unv.).
- Jurczyk, K./Rerrich, M. S. (Hrsg.) (1993). *Die Arbeit des Alltags*. Freiburg.
- Kirchhöfer, D. (1995). Soziale Formen alltäglichen Handelns Ostberliner Kinder. In: E. Renner (Hrsg.), *Kindliche Lebenswelten* (S. 95-115). Weinheim.
- Kirchhöfer, D. (1998a). Aufwachsen in Ostdeutschland. Weinheim.
- Kirchhöfer, D. (1998b). Veränderungen in den alltäglichen Lebensführungen ostdeutscher Kinder – ein qualitativer Längsschnitt. In: *Zeitschrift für Erziehung und Sozialisation*, 2. Beiheft 1998, Sozialisation und Entwicklung in den neuen Bundesländern, hrsg. von H. Oswald, (S. 33-51). Weinheim.
- Kirchhöfer, D. (1999a). Kinder zwischen fremd- und selbstbestimmter Zeitorganisation. In: J. Fromme/S. Kommer/J. Mansel/K.-P. Treumann (Hrsg.), *Selbstsozialisation, Kinderkultur und Mediennutzung* (S. 100-112). Opladen.
- Kirchhöfer, D. (1999b). Kinderarbeit und die Ökonomie der Zeit in der DDR. Eine Betrachtung zur Rationalität des Kinderalltages in der DDR. In: *Sozialwissenschaftliche Informationen (SOWI)* 27 (2), 142-153.
- Lange, A. (1996). Kinderalltage in einer modernisierten Landgemeinde. In: M.-S. Honig/H. Leu/U. Nissen (Hrsg.), *Kinder und Kindheit*. Weinheim.
- Nauck, B. (1993). Soziostrukturelle Differenzierung der Lebensbedingungen von Kindern in West- und Ostdeutschland. In: M. Marckfeldt/B. Nauck (Hrsg.), *Handbuch der Kindheitsforschung* (S. 143-164). Neuwied.
- Oswald, H. (1998): Sozialisation und Entwicklung in den neuen Bundesländern. Ergebnisse empirischer Längsschnittforschung. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 2. Beiheft 1998.
- Pfeiffer, C. (1999). Die letzte Bastion der DDR. *Berliner Zeitung*, 12. März 1999.
- Projektgruppe Alltägliche Lebensführung (Hrsg.). (1995). *Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung*. Opladen.
- Qvortrup, J. (1993). Die soziale Definition von Kindheit. In: H. Marckfeldt/B. Nauck (Hrsg.), *Handbuch der Kindheitsforschung* (S. 109-124). Neuwied.
- Schluchter, W. (1996). Neubeginn durch Anpassung. *Studien zum ostdeutschen Übergang*. Frankfurt.
- Voß, G. G. (1991). *Lebensführung als Arbeit. Über die Autonomie der Person im Alltag der Gesellschaft*. Stuttgart.
- Voß, G. G. (1995): Alltägliche Lebensführung. Entwicklung und Eckpunkte des theoretischen Konzepts. In: Projektgruppe Alltägliche Lebensführung (Hrsg.), *Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung* (S. 23-45). Opladen.
- Wald, R. (1998). *Kindheit in der Wende – Wende der Kindheit*. Opladen.

- Wehrich, M. (1993). Wenn der Betrieb schließt. Über alltägliche Lebensführung von Industriearbeitern im ostdeutschen Transformationsprozeß. BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 1993 (2), 224-238.
- Wehrich, M. (1996). Alltag im Umbruch? Alltägliche Lebensführung und berufliche Veränderung in Ostdeutschland. In: M. Diewald/K. U. Mayer (Hrsg.), Zwischenbilanz der Wiedervereinigung (S. 215-228). Opladen.
- Wehrich, M. (1999). Alltägliche Lebensführung im ostdeutschen Transformationsprozeß. Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament. B12/99, 15-26.
- Youniss, J./Noack, P./Hofer, M. (eds.) (1995). Human development under conditions of social change. In: Psychological Responses to Social Change (S. 1-9). Berlin, New York.
- Zeiber, H./Zeiber, H. (1991). Wie Kinderalltage zustandekommen. In: C. Berg (Hrsg.), Kinderwelten. Frankfurt.
- Zeiber, H./Zeiber, H. (1994). Orte und Zeiten der Kinder. Soziales Leben im Alltag von Großstadtkindern. Weinheim.
- Zeiber, H. (1988). Verselbständigte Zeit – selbständigere Kinder? Neue Sammlung 28 (1), 75-92.
- Zinnecker, J./Silbereisen, R. K. (1996). Kindheit in Deutschland. Aktueller Survey über Kinder und ihre Eltern. Weinheim, München.
- Zinnecker, J./Silbereisen, R. K. (1996). Soziologie der Kindheit oder Sozialisation des Kindes? Überlegungen zu einem aktuellen Paradigmenstreit. In: M.-S. Honig/H. R. Leu/U. Nissen (Hrsg.), Kinder und Kindheit. Weinheim, München.



Jens Luedtke

## Lebensführung in der Arbeitslosigkeit – Veränderungen und Probleme im Umgang mit der Zeit

*Aber bei näherem Hinsehen erweist sich (...) diese  
Freizeit als tragisches Geschenk. (...) Lösgelöst von  
ihrer Arbeit und ohne Kontakt mit der Außenwelt,  
haben die Arbeiter die materiellen und moralischen  
Möglichkeiten eingebüßt, die Zeit zu verwenden.*

Jahoda et al. 1975, S. 83

*Man sitzt und zählt sich zu den Arbeitslosen.  
So faul ist man! Und hat so viel zu tun.  
Und Uhren ticken rings in allen Taschen.  
die Zeit entflieht und will, man soll sie haschen  
und rennt sich fast die Sohlen von den Schuhen (...).*  
Auszug aus: Erich Kästner: „Fauler Zauber“

### 1 Arbeitslosigkeit als Zeitproblem

In einer Arbeitsgesellschaft erfolgt die Integration bzw. Vergesellschaftung der Mitglieder sehr wesentlich über Art und Umfang der Erwerbsarbeit.<sup>1</sup> Der Verlust des Arbeitsplatzes gefährdet die Integration: Für die unmittelbar Betroffenen fällt die gesellschaftliche Vermittlungsinstanz zwischen Individuum und Gesellschaft, der Austausch zwischen Struktur und Subjekt, wie

---

<sup>1</sup> Dabei ist das sog. „Normalarbeitsverhältnis“ von seinem Konzept her Ausdruck eines „Geschlechterkontraktes“, der ungleiche Chancen der Integration in das System der Erwerbsarbeit verteilt. Es ist an der tradierten Vorstellung der „Hausfrauen- und Versorgungerehe“ ausgerichtet und bevorzugt damit die arbeitsförmige Integration von Männern (vgl. Holst/Maier 1998). Auch Frauen, die einen „doppelten Lebensentwurf“ – Integration in das System der Erwerbsarbeit (z.B. über Teilzeitarbeit) und Familie – anstreben, haben schlechtere Chancen auf dem Arbeitsmarkt (vgl. Geissler 1998).



sie der Beruf bewirkt, weg (vgl. Voß 1997: 205f). Das „Qualifikationsbündel“, die „Potentiale der Fähigkeiten“ (Voß 1997: 206), sind zwar weiterhin gegeben; allerdings können Qualifikationen und Fähigkeiten mit der Dauer der Erwerbslosigkeit veralten, so dass das Humankapital relativ entwertet wird bzw. werden kann. Auf jeden Fall ist es dem Individuum nicht mehr möglich, seine Fähigkeiten aktuell, sichtbar und damit nach außen beweisbar einsetzen, um darüber seine Identität (mit) zu generieren bzw. zu stabilisieren oder sich zeitliche Strukturierungen und Handlungsorientierungen zu geben. Daher untersuchen Erwerbslose ihre Handlungsstrategien und analysieren, ob die bisherige Verortung im Erwerbssystem (subjektiv) aufrechterhalten werden kann (vgl. Mutz 1997: 163, siehe auch: Mutz et al. 1995).

Arbeitslosigkeit bildet für die Betroffenen in erheblichem Maße und in vielfacher Hinsicht ein Zeitproblem. Erwerbslosigkeit – vor allem Langzeiterwerbslosigkeit – ist eine „neue“ bzw. geänderte soziale Lage (vgl. Hradil 1987). Die ungleichheitsrelevante Bedeutung einer sozialen Lage ist aber sehr wesentlich zeitlich bedingt, nämlich über die Dauer, die Stabilität, den Verlauf und die erwartete Länge der „Statuspassage“ (Geissler 1994: 555). Für „Arbeitslosigkeit“ bedeutet dies: an welcher Stelle der Erwerbsbiographie trat sie ein, wie lange dauert sie bereits und bleibt sie (auch in der subjektiven Wahrnehmung) nur eine Statuspassage?

Ein weiteres Problem ist die latente oder manifeste Stigmatisierung, die die „Zeit“ für Arbeitslose zu einer prekären Ressource werden lässt: In einer Arbeitsgesellschaft, die Freizeit nur als Komplement zur Erwerbstätigkeit kannte (vgl. Novotny 1990: 107), geriet die Zeit der Arbeitslosigkeit schnell zur „unverdienten Freizeit“ (Vester 1988). Dies wurde gefördert durch die öffentlichkeitswirksam verbreitete Behauptung, Arbeitslose wollten zu großen oder zumindest erheblichen Teilen doch gar nicht arbeiten (so z.B. Noelle-Neumann/Gillies 1987), sie seien quasi arbeitsscheu.

Für die Frage nach der (alltäglichen) Lebensführung in der Arbeitslosigkeit, also der Strukturierung von Zeit, dem Herausbilden von Handlungsrouinen und der darüber erfolgenden aktiven Vermittlung zwischen den verschiedenen Lebensbereichen, in denen die Subjekte tätig sind, ist ein anderer Aspekt von Zeit bedeutsam: So zerbricht gerade die gewohnte Alltagsorganisation des Haushalts durch das Hinzukommen der Zeit, die bis dato für die Erwerbsarbeit vorgesehen war. Die Zeitroutinen und die Zeitorganisation – die zudem einen Großteil des Tages auf ein Haushaltsmitglied weniger abgestimmt waren – müssen umstrukturiert werden: Die kollektiven Rhythmen von Arbeitszeit und Freizeit, die Anpassungen von Arbeitszeiten und Eigenzeiten (vgl. Garhammer 1996, Büchtemann 1979) verlieren (vorübergehend)

ihre Gültigkeit. Erwerbslose leben in einer anderen Zeitordnung, sie stehen vor dem Problem, ihre neue „Eigenzeit“ zu finden, also ihre spezifische Form der Geschwindigkeit, Zeitverwendung und Zeitorganisation (vgl. Novotny 1990).<sup>2</sup>

Dies geht nicht ohne Probleme: Etwa knapp sechs Zehnteln der Arbeitslosen macht die freie Zeit zu schaffen (Hess et al. 1991). Es treten Schwierigkeiten bei der Tagesgestaltung auf (vgl. Wolsky-Prenger/Rothardt 1996); Langeweile, Unausgelastetsein, Nichtstun werden für ein Drittel der Erwerbslosen zu unangenehmen Erfahrungen. Hinzu kommt bei gut der Hälfte der Arbeitslosen das Gefühl, nutzlos zu sein (vgl. Brinkmann 1984). Probleme lassen sich auch bei den Zeitbudgets und Zeitstrukturen von Vorruhestandlern nachweisen. Lehmann (1996) stellt bei einer Untersuchung ostdeutscher Vorruhestandler fest, dass in der nachberuflichen Phase das „Zeitregime der Erwerbsarbeit“ zerbricht, neue Sinnfindungsprozesse notwendig werden und das Herausbilden eines eigenen Zeitregimes zum Problem wird. Neue Beschäftigungen werden an der Struktur des Normalarbeitstages ausgerichtet und zugleich ausgedehnt, um den Tagen ihre „bedrohliche Länge“ zu nehmen (1996: 297). Der Versuch, den Arbeitslosenalltag an den (gewohnten) Ablauf des Arbeitsalltags anzugleichen, um darüber gleichsam Normalität aufrechtzuerhalten oder wiederherzustellen, zeigt sich auch bei anderen Arbeitslosenpopulationen (vgl. Mutz et al. 1995: 231).

Die (Mehr-)Zeit kann sogar zum Desorganisationsphänomen werden. Jahoda et al. (1975) sprechen von einer „doppelten Zeit“, einer für Männer und einer für Frauen. Männer hatten nur wenige Orientierungspunkte im Tag (aufstehen – essen – schlafen gehen), Nichtstun war die Hauptbeschäftigung. Für die Frauen, die „verdienstlos“, aber nicht eigentlich „arbeitslos“ wurden, dominierten Haushalt und Haushaltsbeschäftigungen. Insgesamt beginnt damit der „ärmer gewordenen Ereignis- und Anforderungswelt allmählich eine ärmere Zeitordnung zu entsprechen“ (Jahoda et al. 1975: 92). Die Zeitperspektiven verschieben sich, wenn Arbeitslose mehr und mehr das Ausgegrenztwerden vom Arbeitsmarkt wahrnehmen (vgl. Kronauer et al. 1993): Besteht zunächst noch Freude über die selbstständige Zeitznutzung, so kommt später das Gefühl auf, die Zeit für den Wiedereintritt in das Berufsleben laufe davon. Es folgt das Gefühl des nicht mehr Zurückkehren-Könnens; der

---

2 Dies erfolgt selten alleine. Da Familien ihre eigenen Zeitkulturen bzw. spezifischen Zeitordnungen entwickeln, mit denen sie ihre Binnensteuerung und -synchronisation erreichen (vgl. Garhammer 1996: 25), kommen auf familial lebende Arbeitslose weitere Abstimmungsprobleme zu.

Tag wird bereits mit nicht erfüllenden Tätigkeiten verbracht. Mit der Zeit wird die freie Zeit zu einer deutlichen Belastung. Wenn die Arbeitslosigkeit übermächtig geworden ist, treten zuerst Leere und Langeweile auf. Haben Arbeitslose bei (über-)langer Erwerbslosigkeit dann den inneren Abschied von der Erwerbsarbeit vollzogen, sind neue Routinen mit einem veränderten Zeitgefühl entstanden, wobei die Zukunft nicht mehr als etwas Geplantes (oder Planbares) wahrgenommen wird.<sup>3</sup>

## 2 Theoretisches Modell und methodische Hintergründe

### 2.1 Die Bedeutung des Lebensführungsansatzes für die Analyse der Arbeitslosigkeit

Als soziologisch-theoretisches Modell für die Analyse der Lage von Arbeitslosen wurde der Lebensführungsansatz verwendet. Dafür spricht die relative Nähe mit theoretischen Modellannahmen aus der Arbeitslosenforschung, was die *Subjektkonzeptionen* anbelangt. Weiterhin bezieht sich der Ansatz auf die zeitliche *Organisation* zwischen den *verschiedenen Lebensbereichen*, in denen die Subjekte stehen, vor allem „Arbeit“ und „Leben“ bzw. (Erwerbs-)Arbeit und Familie. Daher kann er ebenso gut verwendet werden, um das Verhältnis von Nicht-Erwerbsarbeit und Familie zu behandeln, zumal gerade bei Arbeitslosen die Frage nach neuen Zeitkonzepten von Bedeutung ist. Nicht zuletzt kann damit versucht werden, der Ungleichheit *innerhalb* der Population der Arbeitslosen nachzugehen, was eine bislang etwas vernachlässigte Größe bildet (vgl. Geissler 1994). Der Lebensführungsansatz läßt sich gerade zur Analyse von sozialen Ungleichheiten einsetzen, wobei die Subjektebene in Verbindung mit der Strukturebene einbezogen wird, allerdings bei Präferenz der Subjektebene (vgl. Rerrich/Voß 1992).

---

3 In einer qualitativen Studie über Zeitperspektiven bei ostdeutschen Sozialhilfeempfängerinnen hält Mierendorff (1998: 319) fest, dass diese „in der Verknüpfung von wahrgenommenen Handlungsspielräumen und lebensphasen- und milieuspezifischen Lebensentwürfen“ entstehen, also von den wahrgenommenen Problemen (hier: aus dem Sozialhilfebezug) und den wahrgenommenen Chancen, an der eigenen Situation etwas zu ändern, beeinflusst werden. Buhr (1995: 173ff) arbeitet acht verschiedene subjektive Zeittypen unter Sozialhilfeempfängern heraus, die sich in ihrer Wahrnehmung der Bezugsdauern und ihren wahrgenommenen Zukunftsoptionen unterscheiden.

Arbeitslose sind „produktiv realitätsverarbeitende Subjekte“ (Hurrelmann/Ulich 1991), Handelnde mit Gestaltungsmöglichkeiten und Gestaltungswillen. Wenn wir von einem wechselseitigen Konstitutionsverhältnis von Mensch und Gesellschaft ausgehen, dann lassen sich aus der subjektorientierten Soziologie (Bolte 1983) folgende Fragestellungen ableiten: a. Wie beeinflussen gesellschaftliche Strukturen und Strukturelemente das Denken und Handeln der Subjekte, welche Handlungsweisen zwingen sie auf? b. Wie groß ist die relative Autonomie des Subjekts bei der Reaktion auf die äußeren Strukturen, und worauf beruht sie?

Arbeitslosigkeit ist zuerst eine veränderte oder „neue“ soziale Lage, deren zentrale Dimensionen die ökonomischen Ressourcen und „Zeit“ (verstanden als Ressource und als veränderte Zeitökonomie) sind, aber – zu den „neuen“ Dimensionen zählend – auch die Diskriminierung bzw. die Stigmatisierung, z.B. durch die „unverdiente Freizeit“ (vgl. Abb. 1). Hinzu kommen sekundäre Kriterien wie die ungenügende soziale Absicherung und die zumindest partiell reduzierten sozialen Beziehungen (vgl. dazu: Hradil 1987). Auf diese „objektiven“ Strukturen<sup>4</sup> reagiert der Einzelne, aber vermittelt durch (Mikro-)Milieus (wie Haushalt, Netzwerke etc.). Vorhandene Ressourcen und Handlungsvoraussetzungen werden milieuspezifisch wahrgenommen und erst dadurch als Handlungsmittel bedeutsam (vgl. Hradil 1992: 32). Dabei erhalten sie ihre ungleichheitsrelevante Bedeutung.

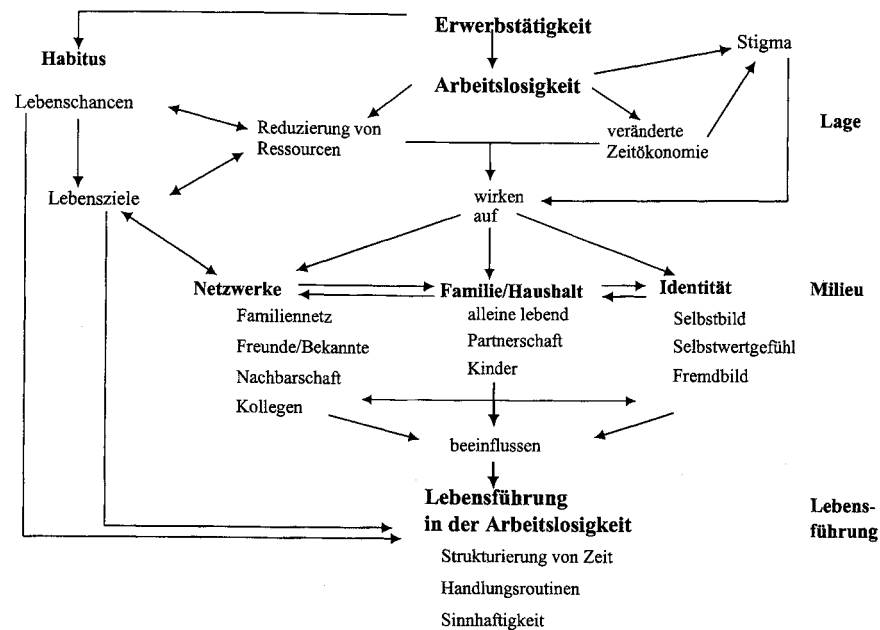
Die Lebensführung verbindet die verschiedenen Lebensbereiche, in denen die Subjekte involviert sind (wie z.B. Erwerbsarbeit, Familie, Netzwerkkontakte) und verhindert deren Auseinanderfallen im Alltag. Das bedeutet eine *aktive* Vermittlung zwischen allen relevanten Bereichen (*Ganzheitlichkeit*), wobei das Subjekt relativ *autonom* seine zeitliche Organisation des Alltags erstellt: sie bildet dann sein Verarbeitungs- und Strukturierungsmuster für die eigene Lage (vgl. Voß 1995, Rerrich/Voß 1992).<sup>5</sup> Die „objektiven“ sozialen Bedingungen sind für die Subjekte „harte“ Vorgaben, die aber

---

4 Der Lebensführungsansatz erfasst diese Dimensionen in der Ebene der Handlungsbedingungen (vgl. Kudara 1995: 57).

5 Die alltägliche Lebensführung verbindet die Idee der „methodischen Lebensführung“ nach Max Weber mit dem Konzept der „personalen Arbeitsteilung“ (vgl. Kudara 1995: 47f) und erfasst dabei das tätige Leben in seiner Breite, die Synchronie des Alltags, das relativ Stabile im Alltag (vgl. Voß 1997: 210f).

Abb. 1: Soziale Folgen von Arbeitslosigkeit



keinesfalls determinieren, sondern über die Lebensführung aktiv verarbeitet werden. Werden die eigenen, wahrgenommenen Chancen und Optionen in der alltäglichen Lebensführung genutzt, besteht die Möglichkeit, den Randbedingungen ein wenig ihren potentiellen Zwangscharakter zu nehmen (vgl. Voß 1995: 37).

Zentrale „objektive“ Rahmenbedingungen für Arbeitslose sind: weniger finanzielle Ressourcen und mehr Zeit, verstanden als Ressource. Das zentrale Regulierungsproblem ist der Dissens mit den bisherigen Lebensplänen. Die Erwerbsarbeit und die daraus ableitbare Identität, die wesentliche Grundlagen bisheriger Handlungsbedingungen waren, gingen verloren. Biographieplanungen können besonders mit zunehmender Dauer der Erwerbslosigkeit hinfällig oder zumindest fragwürdig werden.<sup>6</sup> In ihrem Alltag

6 Jugendliche und Postadoleszenzente stehen dabei vor dem erheblichen Problem, dennoch eine (erwerbs-)arbeitsbezogene (Erwachsenen-)Identität aufzubauen (vgl. dazu: Vonderach et al. 1992; siehe bereits: Geiger (1987 [1932]) zur Lage der Jungarbeiter in den 20er Jahren).

müssen die Arbeitslosen in einer Reihe von Feldern Regulierungen bzw. Arrangements treffen:

- a. Die *Regulierung der Haushaltsökonomie*: Sie erfolgt durch unterschiedlich intensive Einsparungen bzw. „Zwangs-Einsparmuster“. Sie können das Selbstwertgefühl reduzieren und die Verzweiflung an der eigenen Lage vergrößern (vgl. dazu: Luedtke 1998: 154ff).
- b. Die *Regulierung von Familienbeziehungen*: Arbeitslosigkeit verändert in Familien- und Partnerschaftshaushalten die Relationen der Haushaltsmitglieder zueinander, stellt eingelebte Rollenmuster (vorübergehend) in Frage. Neue Konfliktfelder entstehen und sind zu bewältigen, die Kooperation innerhalb des Haushalts muss (besonders bei Arbeitslosigkeit des männlichen Partners) neu organisiert werden (vgl. Schindler/Wetzels 1990). In Familienhaushalten kann die Arbeitslosigkeit sich negativ auf die Kinder auswirken (vgl. u. a. Silbereisen/Walper 1987, Zencke/Ludwig 1985).
- c. Die *Regulierung der Netzwerkkontakte*: Arbeitslose entwickeln teilweise Angst vor Außenkontakten, brechen sie teilweise ab oder reduzieren sie (vgl. dazu: Lüders/Rosner 1990: 87, Zencke/Ludwig 1985: 276).
- d. Die *Regulierung der Ressource „Zeit“*, der Gegenstand dieses Beitrages. Handeln in den verschiedenen Alltagsbereichen kostet (knappe) Zeit, „objektive“ Struktur und subjektiv Gewolltes klaffen daher (oft) auseinander. Eine Lösung dieses Dissenses erfordert Präferenzsetzung und möglichst effektive Organisation, um den Anforderungen aus den verschiedenen Bereichen wenigstens annähernd gerecht werden zu können. Auch bei der Frage nach der „Zeit“ bildet das Verhältnis von Subjektivem und Objektivem ein prinzipielles Problem. Jurczyk (1997) weist darauf hin, dass Zeit „nicht einseitig in einem der beiden Pole ‘Subjekt’ oder Struktur zu verorten“ ist (Jurczyk 1997: 178). Sie ist „Handlung“, also eine soziale Tätigkeit: Menschen machen (ihre) Zeit. Sie ist zudem „Wissen“, und zwar intersubjektives Wissen über Zeit. Subjekte generieren die Zeit als „Handlungs- und Wissenssystem im sozialen Kontext“ (Jurczyk 1997: 179) – also letztlich im Rahmen von (Mikro-) Milieus -, wobei intermediäre Instanzen oder Gruppen, z.B. Interessenverbände oder Medien, mitwirken.<sup>7</sup>

---

7 Letzteres zeigt sich für Arbeitslose am Stigma der „Arbeitsunwilligkeit“, das massenmedial über das als illegitim definierte Zeitbudget und dessen Nutzung befördert wird.

Der Dissens im Arbeitslosenalltag liegt dagegen gerade nicht in der Zeitnot, sondern im Gegenteil in der „Mehr“-Zeit, dem (scheinbaren) Zeitüberfluss, begründet, der die Erwerbslosen vor die Schwierigkeit der Neuorganisation ihres Alltags und den Aufbau neuer Alltagsroutinen stellt. Sie stehen vor dem Problem, eine neue Balance zu finden zwischen dem Wegfall der Erwerbsarbeit (und seinen Auswirkung auf die Identität), den reduzierten ökonomischen Ressourcen und der zusätzlichen Zeit. Durch eine produktive Zeitnutzung und neue Zeit-Arrangements zwischen verschiedenen Lebensbereichen (z.B. Nutzung der Mehr-Zeit für eigene Interessen, Weiterbildungen, Familie, Netzwerkkontakte etc.) können Arbeitslose tendenziell dem Problem begegnen. Vielleicht können sie damit auch ihrer Lage zumindest vorübergehend einen neuen Sinn abgewinnen und eventuell negative Gefühle aufgrund der finanziellen Einbußen abmildern.

Die zentralen Fragen in diesem Beitrag beziehen sich auf die Probleme, die Arbeitslosen aus der Mehr-Zeit erwachsen, auf ihre Möglichkeiten, mit dieser Mehr-Zeit produktiv umzugehen und ihre Zukunftsoptionen. Zum andern wird deskriptiv herausgearbeitet, welche Tätigkeiten Arbeitslosen als sinnvolle Alternativen zur Berufsarbeit gelten.

## **2.2 Alltägliche Lebensführung: quantitativ?**

Das wesentliche Problem bei der Anwendung des Konzeptes der „Alltäglichen Lebensführung“ lag in der Übertragung in ein quantitatives empirisches Verfahren, bezog sich also auf die Operationalisierung. Daneben sollte das Instrument auch anschlussfähig sein an bestehende Instrumentarien der (quantitativen) Arbeitslosenforschung.

Die Umsetzung des Konzeptes durch die Forschungsgruppe „Alltägliche Lebensführung“ erfolgte methodisch gesehen qualitativ durch Verwendung eines Leitfadens im Rahmen von themenzentrierten Interviews. Ziel war die Rekonstruktion der Logik des Handelns aus dem vorliegenden System von Handlungen (vgl. Kudara 1995: 49). Das System von Handlungen wurde auf drei Ebenen mit Leitfragen und den jeweiligen Dimensionen erhoben: die Ebene der Handlungen, die der Steuerung und Regulierung von Handlungen und die der Handlungsbedingungen (vgl. Kudara 1995: 54ff). Die drei Ebenen sollten zumindest in Teilen und näherungsweise für die Analyse der Situation von Arbeitslosen in einem standardisierten Erhebungsinstrument einbezogen werden. Die Lebensweltnähe und der Informationsgehalt der qualitativen Daten sind mit einem quantitativen Verfahren nicht einzuholen, wo-

gegen dessen Vorteil in der besseren Vergleichbarkeit der Antworten und in der prinzipiellen Möglichkeit der Generalisierung liegt.

Von der Ebene der Steuerung und Regulierung konnten Fragen dazu übertragen werden, was reguliert wird und welche Regulierungsprobleme (bezogen auf die Ressourcen, aber auch auf die Lebenspläne) auftreten. Auf der Ebene der Handlungsbedingungen wurden folgende (eher „objektive“) Dimensionen einbezogen: Lebensform, Lebensstandard, Lebenskontext, Lebensweise, daneben die vorhandenen Ressourcen, Erwerbsarbeit, Wohnung, familiäre Arbeitsteilung.

Statistisch wurden aufgrund von Lage- und Milieumerkmalen verschiedene Arbeitslosen-Typen gebildet (vgl. dazu: 2.3). Aus diesen „objektiven“ und „subjektiv-objektiven“ Merkmalen – so die Annahme – resultieren dann „typische“ Formen der Arrangements, z.B. zwischen den knapp(er) gewordenen ökonomischen Ressourcen und dem Mehr an verfügbarer Zeit oder bei der Verteilung dieser zusätzlichen Zeit zwischen der eigenen Person, der Familie, Freunden etc., so dass mit eindeutigen Unterschieden zwischen den vier Typen zu rechnen ist.

Wie generieren nun Arbeitslose „ihre“ neue Zeit im Kontext von Haushalt, Partnerschaft, Familie und Netzwerkkontakten, welche neuen Stabilitäten entstehen für sie, welche Strukturierungen von Zeit nehmen sie vor?

### **2.3 Strukturmerkmale der Lebensführungstypen**

Im Projekt „Soziale Folgen von Arbeitslosigkeit“ wurden Leistungsempfänger aus den baden-württembergischen Arbeitsamtsbezirken *Balingen*, *Freiburg*, *Mannheim* und *Ravensburg* im Mai/Juni 1996 schriftlich-postalisch befragt (vgl. Luedtke 1998). Die Auswahl der Bezirke erfolgte nach theoretischen Kriterien, die der Arbeitslosen über eine systematische Zufallsauswahl aus den Arbeitslosenbeständen. Die Bruttostichprobe umfasste 2.397 Personen. Der Rücklauf lag mit 31,0% im Rahmen des Erwartbaren (vgl. dazu z.B. Klems/Schmidt 1990). Ein Test auf Repräsentativität entfiel, weil für Leistungsempfänger auf Bezirksebene außer dem Geschlecht keine aggregierten Strukturdaten vorliegen. Die Generalisierung erfolgt daher populationsimmanent durch exemplarische Typenbildung. Statistisch geschah dies mit einer partitionierenden Clusteranalyse über das aktuell verfügbare Haushaltseinkommen, die subjektive Einschätzung der finanziellen Lage,



das Selbstwertgefühl, das Bildungsniveau, das Lebensalter, die Haushaltsform und die Konsumeinschränkungen.<sup>8</sup>

Vier Lebensführungstypen wurden herausgearbeitet, die sich anhand einer Reihe von Strukturmerkmalen wie folgt beschreiben lassen:

Der *Hauptschultyp* (n = 142) wurde so genannt, weil gut vier Fünftel höchstens den Hauptschulabschluss haben. Er ist mit durchschnittlich knapp 50 Jahren am zweitältesten, lebt am häufigsten mit Partner(in) oder familial. Knapp zwei Drittel – mehr als in den anderen Gruppen – zählen zu den Langzeit- und Überlangzeitarbeitslosen. Gut die Hälfte wird nach eigener Einschätzung weiter ohne Arbeit bleiben, ein Drittel die Erwerbslosigkeit in die Rente verlassen können. Der Hauptschultyp ist der „klassische“ Problemtyp für Langzeitarbeitslosigkeit: hier konzentrieren sich relevante Vermittlungshindernisse wie höheres Alter oder niedrige formale Bildung.

Der *Familientyp* (n = 86) erhielt den Namen, weil die Arbeitslosen dieser Gruppe familial leben. Mit gut der Hälfte weist dieser Typ den größten Anteil höher Gebildeter (mindestens Abitur) und den kleinsten mit Hauptschulabschluss auf. Er ist mit durchschnittlich knapp 41 Jahren der zweitjüngste Typ. Mit gut vier Zehnteln weist er den zweitgeringsten Anteil an (Über-)Langzeitarbeitslosen auf. Der dürfte sich aber möglicherweise deutlich erhöhen, denn zwei Drittel meinen, auch in Zukunft arbeitslos zu bleiben. Dieser Typus fällt als problematisch auf, weil stets strukturell bedingt „Opfer durch Nähe“ (Kieselbach 1988) entstehen, nämlich Kinder und Lebenspartner.

Der *Verrentungstyp* (n = 144) wurde so bezeichnet, weil sechs Zehntel bald verrentet werden. Er ist im Mittel am ältesten und hat mit gut sechs Zehnteln den höchsten Anteil von Partnerschaften, zumeist „nacherlittliche Gefährtenschaften“. Über die Hälfte sind langzeitarbeitslos; vier Zehntel wurden mit Abfindung und Vorruhestandsregelungen erwerbslos und damit quasi bis zur Verrentung in die (Langzeit-)Arbeitslosigkeit geschickt.

Der *Postadoleszententyp* (n = 146) erhielt diese Bezeichnung, weil drei Viertel des Clusters zu den Jüngeren (bis unter 35 Jahre) zählen. Das Bil-

---

8 Stadt-Land-Unterscheidungen, die sich gerade hinsichtlich der Lebensführung als nicht unerheblich erwiesen haben (vgl. Rerrich/Voß 1992), verschlechterten die Modellqualität, so dass sie wieder herausgenommen wurden. Alle Variablen wurden standardisiert und z-transformiert, um Schwierigkeiten bei den Distanzmaßen zu verhindern und einer Überdetermination durch Variablen mit großer Spannweite wie dem Haushaltseinkommen vorzubeugen.

dungsniveau ist heterogen, höhere Bildung kommt mit gut vier Zehnteln am häufigsten vor. Die Haushaltsform ist uneinheitlich, aber nicht-famial. Sie haben bislang die kürzeste Arbeitslosigkeitsdauer (über vier Zehntel weniger als sechs Monate, knapp drei Zehntel aber bereits mehr als ein Jahr). Die Zukunft ist für diesen Typ mehrheitlich unverändert, wenngleich über ein Fünftel wieder eine Anstellung in Aussicht haben, mehr als bei den anderen Typen.

### **3 Der Umgang mit der „Mehr“-Zeit**

#### **3.1 Zeitprobleme und Zeitverwendung**

Arbeitslosigkeit bedeutet, dass der Alltag in seinen Abläufen nicht mehr in der gewohnten Weise um die Erwerbsarbeit herum organisiert werden kann, wenngleich Arbeitslose immer wieder versuchen, zeitliche Strukturen weiter beizubehalten, z.T. auch, um die Arbeitslosigkeit vor der sozialen Umwelt – manchmal auch einschließlich der eigenen Familie – zu verbergen (vgl. u. a.: Hornstein et al. 1986).<sup>9</sup> Arbeitslosigkeit bedeutet ein Mehr an Zeit, die zu füllen ist, die es zwischen den verschiedenen Alltagsbereichen subjektiv sinnvoll aufzuteilen gilt: auf die eigene Zeit, die „Familien“- oder „Partnerzeit“, die „Freundeszeit“ etc.; dies kann mit einer Neugewichtung der Lebensbereiche, einer neuen Balance zwischen ihnen einhergehen. Die „Mehr-Zeit“ kann jedoch eine erhebliche Belastung sein und die Akteure überfordern. Wird nun das Mehr an Zeit zu einem „tragischen Geschenk“ (Jahoda et al. 1975) für die Arbeitslosen?

---

9 Allerdings betrieben die hier untersuchten Arbeitslosen einen relativ offensiven Umgang mit ihrer Arbeitslosigkeit: Die Tendenz zur Verheimlichung vor der Familie, vor Freunden oder Nachbarn war relativ gering ausgeprägt (Wert 3,0 auf einer 10er-Skala). Ein Drittel der Betroffenen hatte sogar überhaupt keine Probleme, dem sozialen Umfeld davon zu berichten (vgl. Luedtke 1998: 180).

**Tab. 1: Zeitprobleme nach den Lebensführungstypen<sup>1</sup>**

Zeitprobleme	Lebensführungstypen				eta <sup>2</sup>
	Hauptschultyp	Famili- entyp	Verrentungstyp	Postado- leszenten- typ	
der gewohnte Tagesablauf zerbricht	3,1	2,7	1,9	2,7	0,10***
Langeweile, da nichts zu tun	2,7	2,1	1,6	2,3	0,10***
Es fällt mir die Decke auf den Kopf	3,4	3,1	2,0	3,0	0,14***
habe Angst vor der Zukunft	3,9	3,6	2,5	3,1	0,15***

Alle Items: Skala von 1 (lehne voll ab) bis 5 (stimme voll zu); \*\*\* p < 0,001.

1 Verschiedene Schattierungen bedeuten bei allen Tabellen statistisch eindeutige Unterschiede zwischen den Werten.

Abhängig vom Lebensführungstyp lässt sich sagen: in Teilen durchaus. Stärker als alle anderen Zeitprobleme sind bei den Arbeitslosen(typen) die Zukunftsängste ausgeprägt; im Besonderen betroffen: der Hauptschultyp, aber auch der Familientyp (vgl. Tabelle 1). Wenn von einem Zeitproblem-Typ gesprochen werden kann, dann ist es der Hauptschultyp: Diese Arbeitslosen meinen häufiger als alle übrigen, dass der gewohnte Tagesablauf zerbricht, sie werden häufiger von Langeweile geplagt und ihnen fällt häufiger die „Decke auf den Kopf“, will heißen: sie sitzen zu Hause, fühlen sich dort eingesperrt und wissen weniger mit der „neuen Zeit“ anzufangen als die anderen. Die vergleichsweise geringsten Schwierigkeiten mit der Situation weist der Verrentungstyp auf. Das zeigt sich auch an der Frage nach dem Zerbrechen des Tagesablaufes: Der Verrentungstyp hat es besser als die übrigen Arbeitslosen geschafft, (in der subjektiven Wahrnehmung) den bisherigen Tagesablauf zu erhalten als der Familien- und Postadoleszententyp und vor allem der Hauptschultyp.<sup>10</sup>

Können die Arbeitslosen ihr Mehr an Zeit sinnvoll nutzen und für welche Bereiche haben sie mehr Zeit als vorher?

10 Dies entspricht in etwa auch den Ergebnissen von Lehmann (1996) über ostdeutsche Vorrühständer.

Tab. 2: Zeitverwendung nach den Lebensführungstypen

Formen der Zeitverwendung	Lebensführungstypen				eta <sup>2</sup>
	Hauptschultyp	Familientyp	Verrentungstyp	Postadoleszententyp	
es ist schwer, die Zeit sinnvoll zu nutzen	2,6	2,2	1,6	2,3	0,08***
ich habe mehr Zeit für mich selber	3,3	3,4	4,2	3,9	0,11***
ich habe mehr Zeit für das, was Spaß macht	2,9	2,9	3,9	3,3	0,09***
ich habe mehr Zeit für meine Freunde	2,9	3,0	3,8	3,5	0,09***
mehr Zeit für Familie und/oder Partner	3,9	4,0	4,4	3,8	0,06***

alle Items: Skala von 1 (lehne voll ab) bis 5 (stimme voll zu); \*\*\* p < 0,001.

Alles in allem bereitet es den Arbeitslosen nach ihrer Meinung keine großen Probleme, ihre Mehr-Zeit prinzipiell sinnvoll zu nutzen. Die vergleichsweise größten Schwierigkeiten damit hat der Hauptschultyp.

Die Arbeitslosen sehen die Möglichkeit, die nutzbare Zeit neu zu verteilen und damit auch ihre Zeitbudgets für verschiedenen Bereiche zu verändern. Insgesamt fällt auf, dass sie dem Zeitgewinn für sich selber und vor allem für ihre Familie und/oder Partner stärker zustimmen können als dem für Freunde und einem Zeitzuwachs für die Dinge, die ihnen Spaß machen. Durchgängig stimmen alle der Aussage, dass sie durch die Arbeitslosigkeit mehr Zeit für Familie und/oder Partner erhielten, eher zu, der Verrentungstyp noch mehr als alle übrigen.

Ansonsten äußern sich der Familien- und der Hauptschultyp insgesamt unentschiedener und zurückhaltender als Arbeitslose vom Postadoleszenten- und vor allem vom Verrentungstyp. Sie können die Mehr-Zeit weniger zur Pflege anderer Sozialkontakte (Freundeskreis) nutzen, und das Gleiche gilt für eine „hedonistische“ Zeitverwendung (Zeit haben für Dinge, die einem Spaß machen).

Das bestätigt sich auch in den Freizeitbetätigungen: Je mehr Zeit Arbeitslose für sich selber durch die Arbeitslosigkeit hatten, desto größer wurde z.B. der Anteil derer, die häufiger Bücher lesen, Musik hören, spazierengehen oder Sport treiben. Vergleichbares trifft auch auf diejenigen zu, denen die Arbeitslosigkeit mehr Zeit für ihre Freunde gebracht hatte: Je mehr sie dafür Zeit hatten, desto größer war der Anteil, der seine Freunde sowohl häufiger besuchte als auch häufiger zu sich einlud.

### **3.2 Die Koordination von Arbeit und Privatem**

Mit der „alltäglichen Lebensführung“ versuchen die Subjekte, die verschiedenen Bezüge, in denen sie stehen, zu einem alltäglich lebbareren, für sie sinnvollen Ganzen zusammenzubringen (vgl. Rerrich/Voß 1992). In der Zeit während der Arbeitslosigkeit hat sich die Relation insoweit zugunsten des Privaten bzw. der Familie verschoben, als diesen Bereichen mehr Zeit gewidmet wird bzw. werden kann. Wie stellen sich Arbeitslose aber nun als Zukunftsoption die Relation zwischen den zwei wesentlichen Bezügen in der modernen Lebensführung, nämlich Familie/ Privates und (Berufs-)Arbeit, vor? Orientieren sich die Wünsche z.B. weiterhin am „Geschlechtervertrag“ (Holst/Maier 1998) oder haben sich durch die Arbeitslosigkeit Veränderungen ergeben?

Mit Ausnahme des Verrentungs- und des Familientyps möchten die meisten Arbeitslosen der anderen Typen mehrheitlich wieder in eine Ganztagsbeschäftigung (vgl. Tabelle 3). Das gilt im besonderen für den Postadoleszententyp. (Hier darf vermutet werden, dass das Ziel im Wiederherstellen einer stabilen Berufsbiographie besteht; die Motivation kann auch in der schlechten ökonomischen Lage liegen. Dies dürfte ebenso für den Hauptschultyp zutreffen, wobei dessen starke Ausrichtung auf die Berufsarbeit noch unterstützend wirken dürfte). Beim Familien- wie auch beim Verrentungstyp strebt jeweils die Mehrheit eine Teilzeitbeschäftigung an. Hier wird eine Option gewünscht, die beide Lebensbereiche – Arbeit und Familie bzw. Privates – zeitlich-organisatorisch möglichst in Einklang bringen läßt. Beim Verrentungstyp wünscht sich dagegen eine große Gruppe weiterhin ein Hausmann- bzw. Hausfrauendasein; hier wirkt sich das absehbare Ende der Erwerbsbiographie aus.

**Tab. 3: Zukunftswünsche nach den Lebensführungstypen**

Optionen	Lebensführungstypen				Summe
	Hauptschultyp	Familientyp	Verrentungstyp	Postadoleszententyp	
Hausmann/ Hausfrau	<b>13,2%</b> <b>(18)</b>	<b>3,6%</b> <b>(3)</b>	<b>33,6%</b> <b>(45)</b>	<b>4,4%</b> <b>(6)</b>	<b>14,7%</b> <b>(72)</b>
Teilzeitbeschäftigung	<b>37,5%</b> <b>(51)</b>	<b>55,4%</b> <b>(46)</b>	<b>50,7%</b> <b>(68)</b>	<b>6,0%</b> <b>(49)</b>	<b>3,8%</b> <b>(214)</b>
Ganztagsstelle	<b>49,3%</b> <b>(67)</b>	<b>41,2%</b> <b>(34)</b>	<b>15,7%</b> <b>(21)</b>	<b>59,6%</b> <b>(81)</b>	<b>41,5%</b> <b>(203)</b>
Summe	<b>100,0%</b> <b>(136)</b>	<b>100,0%</b> <b>(83)</b>	<b>100,0%</b> <b>(134)</b>	<b>100,0%</b> <b>(136)</b>	<b>100,0%</b> <b>(489)</b>

$\chi^2 = 94,13$ ; d. f. = 6;  $\alpha = 0,00000$ ;  $C_{\text{corr}} = 0,48$ .  
Inhaltlich bedeutsame Werte sind unterlegt.

Innerhalb der Typen unterscheiden sich vor allem Männer und Frauen. Frauen streben beim Hauptschul- und beim Familientyp wesentlich häufiger die Teilzeitoption an, Männer dagegen die Ganztagsbeschäftigung. Selbst in der Arbeitslosigkeit werden die geschlechtsrollenstereotypen Entwürfe für die Erwerbsbiographie – mit dem Mann als Haupternährer und der Frau als Nebenverdienerin – reproduziert, auch unter dem Einfluß der Familiensituation. Es bleibt damit immer noch Angelegenheit der Frau, eine Kombinierbarkeit beider Lebensbereiche herzustellen.

Beim Postadoleszententyp unterscheiden sich die Präferenzen von Männern und Frauen nicht wesentlich voneinander. Hier streben dagegen Arbeitslose mit Hauptschulabschluss häufiger wieder in eine Ganztagsbeschäftigung; dieses Muster ähnelt der Strategie, die Vonderach et al. (1992) bei männlichen (Langzeit-) Erwerbslosen über 25 Jahre mit Hauptschulabschluss als „angestrebte Wiederherstellung einer berufsbiographischen Normalität“ bezeichnen (Vonderach et al. 1992: 171f).

Hat sich die Einstellung zum Beschäftigungsverhältnis während der Zeit der Arbeitslosigkeit verändert? Im Vergleich der Beschäftigung vor und dem Zukunftswunsch während der Arbeitslosigkeit zeigt sich Folgendes: Ein etwa gleichgroßer Anteil von je ca. einem Siebentel würde noch gerne eine weitere Zeit Hausmann bzw. Hausfrau bleiben. Bei den zuvor atypisch Be-

schäftigten (Halbtags- bzw. Teilzeitplätze) möchte die überwiegende Mehrheit von gut sieben Zehnteln wieder daran anknüpfen, um Familie bzw. Partnerschaft und Arbeit zeitlich kombinieren zu können. Verschiebungen ergeben sich (auch) durch das Achtel, das sich so schnell wie möglich in eine Ganztagsstelle verändern möchte. (Dahinter steht neben der allgemein prekären ökonomischen Lage vielleicht die Hoffnung, damit schneller wieder in Beschäftigung zu kommen oder möglicherweise die Hoffnung auf mehr Arbeitsplatzsicherheit auf einer Ganztagsstelle).

Auffallend sind dagegen die ehemals Vollzeitbeschäftigten: Zwar strebt der mit annähernd der Hälfte größte Anteil wiederum in eine Ganztagsstelle – und das, so schnell es geht. Allerdings würden etwa vier Zehntel gerne eine Teilzeitbeschäftigung annehmen, weil sie darüber beide Lebensbereiche – Arbeit und Familie – zeitlich besser vereinbaren könnten. Beim Vergleich der Lebensführungstypen bestätigt sich dieses Muster weitgehend bei leichten Abweichungen: So wollen beim Familientyp fast die Hälfte der zuvor Vollzeitbeschäftigten in eine Teilzeitstelle, beim Hauptschul- und Postadoleszententyp dagegen nur etwa ein Drittel. Keine Unterschiede bestehen allerdings beim Verrentungstyp.

In dem Teilzeit-Item wurde die potentielle Motivation – nämlich die Vereinbarkeit von Familie und/oder Partnerschaft und Erwerbsarbeit – bereits vorgegeben. Daher darf vermutet werden, dass sich bei einem nicht unerheblichen Teil der zuvor Vollzeitbeschäftigten während der Arbeitslosigkeit Einstellungsänderungen vollzogen haben. Eine mögliche Erklärung wäre, dass diese Gruppe während der Erwerbslosigkeit positive Erfahrungen in der Partnerschaft und/oder der Familie gemacht hat auf Grund des Mehr an Zeit. Das lässt sich (u.a. wegen der Fallzahlen) nur bedingt bestätigen, weil nämlich diejenigen, die so schnell wie möglich wieder in Vollzeitbeschäftigung gehen wollen, mehr Partnerschaftsprobleme haben als andere, weniger positive Effekte der Erwerbslosigkeit für die Familie damit verbinden und die Negativeffekte der Arbeitslosigkeit (abhängig von anderen werden, ausgegrenzt werden, Probleme mit beruflichem Weiterkommen haben) von ihnen als gravierender gesehen werden. Unter denen, die Teilzeitarbeitsplätze präferieren würden, ist die Einstellung bereits deutlich positiver und unter potentiellen Hausfrauen/-männern am besten. Außerdem ist der Wunsch bei Frauen (je nach Typ zwischen 55%-65%) eindeutig stärker ausgeprägt als bei Männern (zwischen 32% und 45%), wenngleich der Anteil bei den männlichen Arbeitslosen in seiner Höhe durchaus überrascht.

Das würde von der Tendenz her bedeuten, dass die Erwerbslosigkeit (zumindest auf Ebene der Einstellungen) die Wertigkeit dieser Lebensbereiche

zugunsten der „Familie“ verschoben hat, also einen Entwurf weg von der Strukturierung durch das „Normalarbeitsverhältnis“ bedeutet. Dies könnte eine Änderung in Richtung einer weniger berufsdominierten Lebensführung nach sich ziehen. Welche Motivation dahinter steht, kann nicht abschließend beantwortet werden. Und inwieweit sich diese Optionen dann arbeitsmarktbedingt realisieren lassen, ist wiederum eine andere Frage.

#### **4 Arbeit in der Arbeitslosigkeit – Alternativen zur Berufsarbeit?**

Für den modernen Menschen ist Arbeit idealtypisch „Berufsarbeit“, also eine stetige, rational und arbeitsteilig organisierte, erlernte Tätigkeit (vgl. Weber 1973), die zudem identitätsstiftend ist (vgl. auch: Mead 1991): Arbeit ist das diesseitige sich-zum-Ding-machen (vgl. Hegel 1989). Wenn mit „Arbeit“ das Bewusstsein von der bestehenden menschlichen Praxis (also den praktischen, sinnlichen Tätigkeiten) angesprochen wird (vgl. Marx 1971: 358), dann eröffnet das neue, erweiterte Möglichkeiten für den Arbeitsbegriff.

Das Konzept der Lebensführung stützt sich auf einen deutlich erweiterten Begriff von Arbeit, der die konventionell-industriegesellschaftliche Polarisierung Erwerbsarbeit versus Freizeit überschreitet und die gesamte Spannweite alltäglichen Handelns einbezieht. Arbeit wird nun als subjektives Verhältnis des Menschen zu seiner Tätigkeit verstanden (vgl. Voß 1991: 239), so dass potenziell jede Tätigkeit für ihn/sie in abgestufter Form zur „Arbeit“ werden kann (vgl. Voß 1991: 237), je nachdem, welche der Kriterien – Selbstproduktion (Existenzerhaltung, Nützlichkeit), Aktion (außengerichtete Aktivität in der Welt), Produktion (Objektivierung) und Kalkulation (von Prozess und Mittel) – sie beinhaltet (vgl. Voß 1991: 213ff). Neben der Arbeit im eigentlichen Sinn (idealtypisch: Berufsarbeit), die alle vier Kriterien beinhaltet, bestehen noch arbeitsverwandte Tätigkeiten (drei Kriterien sind erfüllt) und diverse Formen der Nicht-Arbeit, bei denen zwei Kriterien gelten (vgl. Voß 1991: 243).

Welche Betätigungen werden von Arbeitslosen als (zumindest temporäre Möglichkeit) gesehen, um die (zeitliche und sinnhafte) Lücke zu schließen, die der Wegfall der Berufsarbeit mit sich gebracht hat? Welche der Betätigungen könnten für die Erwerbslosen in ihrem Alltag eine (vorübergehende?) Alternative zur (Berufs-)Arbeit bilden?



**Tab. 4: Sinnvolle Alternativen zur Arbeit im Beruf nach den Lebensführungstypen**

	Lebensführungstypen				C <sub>Korr</sub>
	Haupt-schultyp	Familien-typ	Verren-tungstyp	Postadoles-zententyp	
Keine	11,8% (14)	12,7% (9)	6,4% (8)	8,3% (11)	0,11 <sup>+</sup>
Heimwerken	32,8% (39)	21,1% (15)	40,8% (51)	25,6% (34)	0,22 <sup>*</sup>
Hausarbeit	28,6% (34)	25,4% (18)	27,2% (34)	15,0% (20)	0,18 <sup>*</sup>
Sport	10,9% (13)	23,9% (17)	33,6% (42)	36,1% (48)	0,32 <sup>**</sup>
Lesen	25,2% (30)	25,4% (18)	24,8% (31)	33,8% (45)	0,12 <sup>+</sup>
Sozialkontakte (Fa-milie, Freunde u.a.)	7,6% (9)	31,0% (22)	12,8% (16)	24,8% (33)	0,31 <sup>**</sup>
Kultur (Musik, The-ater, Kino)	10,1% (12)	12,7% (9)	8,0% (10)	21,1% (28)	0,22 <sup>*</sup>
Gartenarbeit	6,7% (8)	-	12,0% (15)	1,% (2)	0,28 <sup>**</sup>

angegeben sind jeweils die Anteile der Zustimmungenden; inhaltlich bedeutsame Werte sind unterlegt

\*\*\* p < 0,001; \*\* p < 0,01; \* p < 0,05; + p > 0,05.

Als Tätigkeiten, die für sie sinnvolle Alternativen für die Arbeit im Beruf bilden können, geben die Erwerbslosen das Heimwerken, den Sport, die Pflege von Sozialkontakten, aber auch das Lesen und die Hausarbeit an (vgl. Tabelle 4).<sup>11</sup> Tätigkeiten der informellen Ökonomie, nämlich die Eigenarbeit (Heimwerken, Hausarbeiten), werden damit (aus Mangel an Alternativen?) qualitativ aufgewertet. Deutliche Unterschiede zwischen den Lebensfüh-

11 Lehmann (1996) weist in seiner qualitativen Studie nach, dass es für Vorruheständler wichtig ist, 'immer genug zu tun zu haben'. Zu den bevorzugten „Freizeit-“Tätigkeiten zählen dabei Lesen, Reisen, Sport, also das, was durch die Erwerbsarbeit zu kurz kam. Aber: „Das, was früher auch Entspannung war, füllt heute den Tag und muß legitimiert werden“ (Lehmann 1996: 299).

rungstypen fallen einmal beim Heimwerken, beim Sport und bei der Pflege von Sozialkontakten auf.

Das *Heimwerken* wird vom Hauptschul- und besonders vom Verrentungstyp erheblich häufiger als von den andern als sinnvolle Alternative für die Alltagsgestaltung (an Stelle der Berufsarbeit) angegeben. Bei ihnen wirken zwei Faktoren ein: Heimwerken ist eine männerdominierte Betätigung und sie wird häufiger von Personen mit Hauptschulabschluss (und damit verbunden: stark manuellen bzw. handwerklichen Berufen) ausgeübt. Die *Pflege von Sozialkontakten* ist vor allem für den Familientyp, etwas seltener für den Postadoleszententyp eine sinnvolle Betätigung zur Alltagsgestaltung, besonders für weibliche Arbeitslose. *Sport* wäre dagegen eher eine Beschäftigung für den Verrentungs- und den Postadoleszententyp. Beim Postadoleszententyp wäre aber – anders als beim Verrentungstyp – die sportliche Betätigung eine dominant männliche Erscheinung (was auch die Frage nach der Körperlichkeit in Männlichkeitsvorstellungen berührt).

Dem *Heimwerken* kann als expliziter Tätigkeit in der informellen Ökonomie (wie auch die Hausarbeit) der Charakter der „Arbeit“ im engeren Sinne zugeschrieben werden: es besteht *Selbstproduktion* (z.B. als Autonomie gegenüber externen Handwerkern und als Autonomie bei der angespannten finanziellen Lage), *Produktion* durch die aktive Einflussnahme auf die Umwelt. Der Heimwerker tritt seinem entäußerten Produkt (z.B. in Form eines Gartenhauses, einer Kücheninstallation, etc.) gegenüber. *Aktion* durch die Modifikation der Stellung zur Welt (oder zumindest eine Bestätigung): die soziale Umwelt nimmt die Tätigkeit wahr (Sichtbarkeit oder kommunikative Verbreitung), *Kalkulation*, denn das Ziel muss erarbeitet, Mittel müssen beschafft und die Zielverwirklichung kontrolliert werden (vgl. auch: Voß 1991: 215, 241f). Der *Sport* hätte demgegenüber maximal den Charakter der arbeitsverwandten Tätigkeit, wenn er als bewußte Ertüchtigung betrieben wird, ansonsten (bei „spielerischem“ Sport) wäre es Nicht-Arbeiten. *Lesen* könnte als „Nicht-Arbeit“ mit den Momenten „Selbstproduktion“ und „Kalkulation“ gesehen werden. Anders wäre es, wenn Arbeitslose damit Weiterbildung und/ oder Wissenserwerb verbinden. Dann wäre es „Arbeiten an sich selbst“, bei dem durch das Wissen ein relativ dauerhaftes Produkt (Wissen) entsteht („arbeitsverwandte Tätigkeit“). *Sozialkontakte* würden sich – sofern sie keine bewusste „Beziehungs-Arbeit“ beinhalten! – durch *Aktion* (Außenorientierung, die Stellung zur Welt ändern bzw. bestärken, die Integration in die soziale Umwelt oder soziale Netzwerke aufrechterhalten bzw. bestärken) und *Selbstproduktion* (indem die Sozialkontakte als für die Selbsterhaltung wichtig erlebt werden) auszeichnen: Sie wären eher „Nicht-Arbeit“. Sie könnten

für die Arbeitslosen zur „Arbeit“ werden, wenn sie zudem zielgerichtet verwendet würden (etwa, um darüber Informationen über Arbeitsplätze zu erhalten) (*Kalkulation*) und darüber die Integration in die soziale Umwelt quasi als „Produkt“ demonstriert werden soll (*Produktion*).

## 5 Zusammenfassung

Der Versuch, das Konzept der „alltäglichen Lebensführung“ näherungsweise in ein standardisiertes Verfahren zu „pressen“, ist suboptimal geblieben, denn gerade die „Kontinuitätssicherung durch permanente Balance“, die den alltäglichen Arrangements zugrunde liegt (vgl. Kudera 1995: 55), konnte mit dem Erhebungsinstrument nicht erfasst werden.

Was bleibt zu den Zeitproblemen, dem Zeitumgang und den Betätigungen festzuhalten?

- Regelrechte „Zeitpioniere“ fallen unter den untersuchten Arbeitslosen ebenso wenig auf wie materiell und moralisch bedingt „Desorientierte“. Die „Frei“-Zeit ist im allgemeinen wahrlich kein leichtes, aber auch kein „tragisches Geschenk“ – Arbeitslose können die Mehr-Zeit im großen und ganzen sinnvoll strukturieren. Die vergleichsweise geringsten Probleme mit der Regulierung der Zeit hat der „Verrentungstyp“, die vergleichsweise größten der „Hauptschultyp“.
- Positive Effekte, also „Gewinne“ durch die „Mehr“-Zeit durch mehr Zeit für sich selber, Partner, Familie, Freunde, überwogen die negativen. Das gilt aber für Familien- und Hauptschultyp weniger als für die anderen und ist im wesentlichen auf die Bedingung des familialen Zusammenlebens zurückzuführen.
- Die Arbeitslosigkeit lässt (zumindest auf der Einstellungsebene) in Teilen veränderte Wünsche an die Lebensführung, konkret: an die Vereinbarkeit von Partnerschaft bzw. Familie und Erwerbsarbeit, entstehen. Über alle Typen hinweg würden zwischen einem Drittel und fast der Hälfte der zuvor Vollzeitbeschäftigten gerne eine Teilzeitbeschäftigung annehmen, weil sie darüber beide Lebensbereiche – Arbeit und Familie – zeitlich besser vereinbaren könnten.
- Heimwerken, Sport, Hausarbeiten, Lesen und die Pflege von Sozialkontakten sind Tätigkeiten, die von den Erwerbslosen noch am häufigsten als „sinnvolle Alternative zur Arbeit im Beruf“ gesehen werden. Der Schwerpunkt verlagert sich damit von der formellen in die informelle

Ökonomie. Diese Tätigkeiten können daher ebenso als Möglichkeiten für eine Strukturierung der „Mehr“-Zeit und als Mittel für eine sinnvolle Alltagsgestaltung angesehen werden. Damit erfolgt aber letztlich nur eine zeitliche, vielleicht aber auch eine inhaltliche Ausweitung der Betätigungen, die ohnehin bereits betrieben wurden.

### *Literatur*

- Bolte, K. M. (1983). Subjektorientierte Soziologie – Plädoyer für eine Forschungsperspektive. In: K. M. Bolte/E. Treutner (Hrsg.), Subjektorientierte Arbeits- und Berufssoziologie (S. 12-36). Frankfurt a. M.
- Brinkmann, C. (1984). Die individuellen Folgen langfristiger Arbeitslosigkeit. In: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, 17, 454-473.
- Buhr, P. (1995). Dynamik von Armut. Dauer und biographische Bedeutung von Sozialhilfebezug. Opladen.
- Büchtemann, C. (1979). Die Betroffenheit von Arbeitslosigkeit als soziale Erfahrung. In: Politische Bildung, 12 (2), 38-74.
- Garhammer, M. (1996). Balanceakt Zeit. Auswirkungen flexibler Arbeitszeiten auf Alltag, Freizeit und Familie. Berlin.
- Geiger, T. (1987). Die soziale Schichtung des deutschen Volkes. (Unv. Nachdruck, hrsg. v. B. Schäfers). Stuttgart (zuerst 1932).
- Geissler, B. (1998). Normalarbeitsverhältnis und Sozialversicherungen – eine überholte Verbindung? In: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, 31 (3), 550-557.
- Geissler, B. (1994). Klasse, Schicht oder Lebenslage? Was leisten diese Begriffe bei der Analyse der „neuen“ sozialen Ungleichheiten? In: Leviathan, Heft 4 (1994), 541-559.
- Hegel, G. W. F. (1989). Phänomenologie des Geistes. Werke in 20 Bänden, Bd. 3. Frankfurt a. M.
- Hess, D./Hartenstein, W./Smid, M. (1991). Auswirkungen von Arbeitslosigkeit auf die Familie. In: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, 24, 178-192.
- Holst, E./Maier, F. (1998). Normalarbeitsverhältnis und Geschlechterordnung. In: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, 31 (3), 506-518.
- Hornstein, W./Lüders, C./Rosner, S./Salzmann, W./Schusser, H. (1986). Arbeitslosigkeit in der Familie. München.
- Hradil, S. (1987). Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft. Opladen.
- Hradil, S. (1992). Alte Begriffe und neue Strukturen. Die Milieu-, Subkultur- und Lebensstilforschung der 80er Jahre. In: S. Hradil (Hrsg.), Zwischen Bewußtsein und Sein (S. 15-56). Opladen.

- Hurrelmann, K./Ulich, D. (1991). Gegenstands- und Methodenfragen der Sozialisationsforschung. In: K. Hurrelmann/D. Ulich (Hrsg.), *Neues Handbuch der Sozialisationsforschung*. 4. völlig neub. Aufl. (S. 3-20). Weinheim.
- Jahoda, M./Lazarsfeld, P./Zeisel, H. (1975). *Die Arbeitslosen von Marienthal*. Ein soziographischer Versuch. Frankfurt a. M.
- Jurczyk, K. (1997). Ein subjektorientierter Blick auf die „Zeit“. Wider unbrauchbare Dualismen. In: G. G. Voß/H. J. Pongratz (Hrsg.), *Subjektorientierte Soziologie* (S. 169-182). Opladen.
- Klems, W./Schmidt, A. (1990). *Langzeitarbeitslosigkeit*. Theorie und Empirie am Beispiel des Arbeitsmarktes. Frankfurt a.M., Berlin.
- Kronauer, M./Vogel, B./Gerlach, F. (1993). *Im Schatten der Arbeitsgesellschaft*. Arbeitslose und die Dynamik sozialer Ausgrenzung. Frankfurt a. M.
- Kudera, W. (1995). Anlage und Durchführung der empirischen Untersuchung. In: Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (Hrsg.), *Alltägliche Lebensführung*. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung (S. 45-68). Opladen.
- Lehmann, H. (1996). Muster biographischer Verarbeitung des Transformationsprozesses von Vorruhestandlern. In: H. M. Nickel/J. Kühl/S. Schenk (Hrsg.), *Erwerbsarbeit und Beschäftigung im Umbruch*. 2. durchges. Aufl. (S. 283-312). Opladen.
- Luedtke, J. (1998): *Lebensführung in der Arbeitslosigkeit*. Differentielle Problemlagen und Bewältigungsformen. Pfaffenweiler.
- Lüders, C./Rosner, S. (1990). Arbeitslosigkeit in der Familie. In: H. Schindler/A. Wacker/P. Wetzels (Hrsg.), *Familienleben in der Arbeitslosigkeit* (S. 75-98). Heidelberg.
- Marx, K. (1973). *Die Frühschriften*. (Hrsg. von S. Landshut). Stuttgart.
- Mead, G. H. (1991). *Geist, Identität und Gesellschaft*. Frankfurt a. M.
- Mierendorff, J. (1998). Subjektive Zeitperspektiven und Umgang mit prekären Situationen – Sozialhilfeempfängerinnen und -empfänger im gesellschaftlichen Umbruch Deutschlands. In: W. Heinz/W. Dressel/D. Blaschke/G. Engelbrech (Hrsg.), *Was prägt Berufsbiographien? Beiträge zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung* 215 (S. 317-332). Nürnberg.
- Mutz, G. (1997). Arbeitslosigkeit und gesellschaftliche Individualisierung. In: U. Beck/P. Sopp (Hrsg.), *Individualisierung und Integration*. Neue Konfliktlinien und neuer Integrationsmodus? (S. 161-179). Opladen.
- Mutz, G./Ludwig-Mayerhofer, W./Koenen, E./Eder, K./Bonß, W. (1995). *Diskontinuierliche Erwerbsverläufe*. Opladen.
- Noelle-Neumann, E./Gillies, P. (1987). *Arbeitslos*. Report aus einer Tabuzone. Frankfurt a. M.
- Novotny, H. (1990). *Eigenzeit*. Entstehung und Strukturierung eines Zeitgefühls. Frankfurt a. M.
- Rerrich, M. S./Voß, G. G. (1992). Vexierbild soziale Ungleichheit. Die Bedeutung alltäglicher Lebensführung in der Sozialstrukturanalyse. In: S. Hradil (Hrsg.), *Zwischen Bewußtsein und Sein*. Opladen.
- Schindler, H./Wetzels, P. (1990). Familiensysteme in der Arbeitslosigkeit. In: H. Schindler/A. Wacker/P. Wetzels (Hrsg.), *Familienleben in der Arbeitslosigkeit* (S. 43-74). Heidelberg.

- Silbereisen, R./Walper, S. (1987). Familiäre Konsequenzen ökonomischer Einbußen und die Bereitschaft zu normverletzendem Verhalten bei Jugendlichen. In: Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie, 19, 228-248.
- Vester, H.-G. (1988). Zeitalter der Freizeit. Darmstadt.
- Vonderach, G./Siebers, R./Barr, U. (1992). Arbeitslosigkeit und Lebensgeschichte. Opladen.
- Voß, G. G. (1991). Lebensführung als Arbeit. Über die Autonomie der Person im Alltag der Gesellschaft. Stuttgart.
- Voß, G. G. (1995). Entwicklung und Eckpunkte des theoretischen Konzepts. In: Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (Hrsg.), Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung (S. 23-44). Opladen.
- Voß, G. G. (1997). Beruf und alltägliche Lebensführung – zwei subjektnahe Instanzen der Vermittlung von Individuum und Gesellschaft. In: G. G. Voß/H. J. Pongratz (Hrsg.), Subjektorientierte Soziologie (S. 201-222). Opladen.
- Weber, M. (1973). Soziologie, Universalgeschichtliche Analysen, Politik. (Hrsg. von J. Winkelmann). 5. überarb. Aufl. Stuttgart.
- Wolski-Prenger, F./Rothardt, D. (1996). Soziale Arbeit mit Arbeitslosen. Weinheim.
- Zenke, K. G./Ludwig, G. (1985). Kinder arbeitsloser Eltern. In: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, 18, 265-178.



**Brückenschläge zum Konzept  
Alltägliche Lebensführung  
aus der Perspektive  
einzelner Disziplinen**





*Corinna Barkholdt*

## **Das Lebensführungskonzept – Analytisches Potential für eine Weiterentwicklung des sozialpolitikwissenschaftlichen Lebenslagekonzeptes?**

Erst jüngst (Amann 2000: 73) wurde von einem exponierten Vertreter der sozialpolitikwissenschaftlichen Lebenslagenforschung die Forderung aufgestellt, dass „eine erfolgreiche Weiterarbeit in der Lebenslagenforschung, die Theorieentwicklung und empirische Forschung im Auge hat, im Forschungsverbund mehrerer Arbeitsgruppen eine bessere Zukunft hat als in den gegenwärtig dominierenden Einzelanstrengungen“.

Dies soll im Folgenden zum Anlaß genommen werden, ein paar Thesen aufzustellen, die einen solchen Forschungsverbund initiieren könnten und damit einen Dialog zwischen VertreterInnen der Lebenslagenforschung der Sozialpolitikwissenschaft und des hier im Mittelpunkt stehenden Lebensführungskonzeptes anzuregen. Denn möglicherweise – so meine zentrale These – steckt im Lebensführungskonzept ein ergänzendes analytisches Potential für die Weiterentwicklung des Lebenslageansatzes.

Dazu werden in einem ersten Schritt die zentralen Linien des sozialpolitikwissenschaftlichen Lebenslageansatzes, seine Potentiale und Grenzen skizziert und Anknüpfungspunkte zum Lebensführungskonzept benannt. Anschließend folgt eine Kurzdarstellung ausgewählter Aspekte des Lebensführungskonzeptes, die für eine Weiterentwicklung des Lebenslageansatzes relevant sein könnten. Abschließend folgen meine – hoffentlich – zur Diskussion anregenden Thesen.

## 1 Das Lebenslagekonzept – Kategorisierung sozialer Ungleichheit

Aus einem Unbehagen gegenüber dem Analysepotential traditioneller Klassen- und Schichtkonzepte angesichts differenzierter erscheinender Formen sozialer Ungleichheit ist eine Vielzahl von auf dem Konzept „Lebenslage“ basierenden Ansätzen entstanden, denen das Anliegen gemeinsam ist, die Analyse von Sozialstruktur/sozialer Ungleichheit möglichst feingliedrig zu erfassen.

Lebenslagen werden von einem Vertreter dieses Ansatzes als „Konstellationen von äußeren Lebensbedingungen, die Menschen im Ablauf ihres Lebens vorfinden, sowie die mit diesen äußeren Bedingungen in wechselseitiger Abhängigkeit sich entwickelnden kognitiven und emotionalen Deutungs- und Verarbeitungsmuster, die diese Menschen hervorbringen“ (Amann 1983: 147) definiert. Unter äußeren Lebensbedingungen versteht man dabei auch „jene wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Verhältnisse, die durch Produktionsweise, Arbeitsteilung und Berufsdifferenzierung ... entstehen“ (Amann 1983: 147).

In den Sozialwissenschaften findet das Lebenslagekonzept vor allem in der Sozialstrukturanalyse, der Ungleichheitsforschung sowie nicht zuletzt in den Sozialpolitikwissenschaften (Andretta 1991, Clemens 1994) Anwendung, auf die im folgenden Bezug genommen wird. Letztere befassen sich vorrangig mit sozialen Problemen und Gefährdungen von Bevölkerungsgruppen und fragen nach Möglichkeiten zu deren Begrenzung. In jüngster Zeit findet das Lebenslagekonzept in den Sozialpolitikwissenschaften vor allem Verwendung in der Armutsforschung und in der sozialpolitikwissenschaftlich ausgerichteten sozialen Gerontologie, wenn es um die Beschäftigung mit typischen sozialen Risiken des Alters geht (Naegele/Tews 1993). Aufgrund der mittlerweile großen Spannweite seiner Verwendung verbietet es sich eigentlich, von „dem“ Lebenslagekonzept zu sprechen – dies geschieht daher im Folgenden nur mit Vorbehalten.

Nach Naegele (1998: 110) werden mit Blick auf die Lebenslage älterer Menschen insgesamt sieben Ebenen unterschieden:

- der Vermögens- und Einkommensspielraum bzw. der materielle Versorgungsspielraum: er bezieht sich auf den Umfang der Versorgung mit übrigen Gütern und Diensten, so insbesondere des Wohnbereichs, des Bildungs- und Gesundheitswesens, inkl. Art und Ausmaß infrastruktureller Einrichtungen, Diensten und Angeboten des übrigen Sozial- und Gesundheitswesens;

- der Kontakt-, Kooperations- und Aktivitätsspielraum: er betrifft die Möglichkeiten der Kommunikation, der Interaktion, des Zusammenwirkens mit anderen sowie der außerberuflichen Betätigung;
- der Lern- und Erfahrungsspielraum: er steckt die Möglichkeiten der Entfaltung, Weiterentwicklung und der Interessen ab, die durch Sozialisation, schulische und berufliche Bildung, Erfahrungen in der Arbeitswelt sowie durch das Ausmaß sozialer und räumlicher Mobilität und den jeweiligen Wohn-Umweltbedingungen determiniert sind;
- der Dispositions- und Partizipationsspielraum: er beschreibt das Ausmaß der Teilnahme, der Mitbestimmung und der Mitgestaltung in den verschiedenen Lebensbereichen;
- der Muße- und Regenerationsspielraum sowie der Spielraum, der durch alternstypische psycho-physische Veränderungen, also vor allem im Gesundheitszustand und in der körperlichen Konstitution, bestimmt wird;
- schließlich der Spielraum, der durch die Existenz von Unterstützungsressourcen bei alternstypischer Hilfe- und Pflegeabhängigkeit aus dem familialen und/oder nachbarschaftlichen Umfeld bestimmt ist.

Diese Bereiche sollen sich – je nach Lebenslage – in ihren Handlungs- und Dispositionsspielräumen unterscheiden und, zu „Lebenslagetypen“ zusammengefaßt, einer sozialpolitischen „Bearbeitung“ zugänglich gemacht werden können.

Die sozialpolitikwissenschaftliche Bewertung von Lebenslagen, d.h. die Überprüfung, ob eine Lebenslage als eingeschränkt oder gefährdet anzusehen ist und wann infolgedessen sozialpolitische Interventionen erforderlich sind, gilt jedoch – so Naegele (1998: 108) – als zentrales Problem bei der praktisch-empirischen Anwendung des Lebenslagekonzeptes. Die empirische Erfassung von Lebenslagemerkmalen, deren Bewertung durch die Betroffenen und auch deren Beurteilung durch die Sozialpolitikwissenschaften unter der Perspektive der Gefährdung, die jeweils auf unterschiedlichen Ebenen des Forschungsprozesses angesiedelt seien, brächten jede für sich spezifische methodische Probleme mit sich, die als noch nicht gelöst gelten können.

An der bisherigen wissenschaftlichen Diskussion zur Bestimmung von Lebenslagen und zur Operationalisierung ihrer Lagesegmente oder Dimensionen wird darüber hinaus – etwa von Amann – kritisiert, sie seien nicht ausreichend differenziert und speisten sich aus einer pragmatischen Vorstellung darüber, ob die ausgewählten Dimensionen nachweislich Objekt sozialpolitischer und altenpolitischer Maßnahmen und Gesetzgebung sind. Obschon mit

dem Anspruch auftretend, Sozialstrukturen zu analysieren, erscheinen materielle Dimensionen in ihrer Bedeutung für die Herausbildung bestimmter Lebenslagen mitunter als dominierend, während gleichzeitig die Berücksichtigung soziohistorischer Prozesse (jedenfalls in der Anwendung) nur unzureichend erfolgt. Bezogen auf die Berücksichtigung sozialstruktureller Entwicklungen liegt erst mit dem von Tews entwickelten Konzept des „Strukturwandels des Alters“ (Tews 1993: 23ff) ein Versuch vor, die gesellschaftlichen Veränderungen der letzten Jahrzehnte in ihrer Bedeutung für die Lebenslagen im Alter als Verjüngung, Entberuflichung, Feminisierung und Singualisierung des Alters sowie Hochaltrigkeit begrifflich stärker zu fassen.

Nach Clemens (1993:61f) führen die durch Pluralisierung bzw. Individualisierung der Lebensstile, Lebensverläufe und Lebensformen beobachtbaren Prozesse sozialer Ausdifferenzierung aber auch die Schwierigkeiten des angemessenen konzeptionellen Umgangs mit diesen vor Augen: So können die verlängerte Altersspanne, die differenzierenden Arbeits- und Lebensbedingungen und -lagen als strukturelle Momente auf der einen Seite, sozialer Wandel in bezug auf veränderte Werte, Normen, Handlungsmuster und Wahrnehmungsformen auf der anderen Seite als Erklärungen herangezogen werden. Daher zeigt sich – nach Clemens (1993: 63) – an diesem Konzept (und dies gilt m.E. auch für „das“ Lebenslagekonzept), daß eine theoretisch schlüssig hergeleitete Verbindung der Makroebene gesellschaftlicher Entwicklung und der Mikroebene individuellen Handelns nach wie vor aussteht.

Hinsichtlich einer Weiterentwicklung des Lebenslageansatzes in den Sozialpolitikwissenschaften benennt Clemens (1997: 57) daher insbesondere die Notwendigkeit einer stärkeren Berücksichtigung handlungstheoretischer Ansätze, aber auch des Zeitbezugs alltäglichen Handelns und die stärkere Verortung in der Perspektive einer subjektorientierten Soziologie. Folgerichtig weist er u.a. auf das Lebensführungskonzept als fruchtbare Ergänzung des Lebenslagekonzeptes hin:

„Lebenslage als Rahmenkonzept muß auf einer allgemeinen Handlungstheorie basieren, die einerseits strukturelle Aspekte (wie materielle und immaterielle Strukturbedingungen, die über einfache „Ressourcen“ hinausgehen) und subjektive Wahrnehmungs- und Verarbeitungsmuster berücksichtigt. Dieses Rahmenkonzept hat weitere Theorieansätze („Objekttheorien“) und Konzepte zu integrieren – wie z.B. Armutstheorien, soziale Netzwerktheorien, Konzept der Lebensführung und Lebensweisen sowie einer soziologischen Belastungsforschung –, um Bezüge von Dimensionen zu einander bereits theoretisch reflektieren zu können. Vorrangig sind auch „Alltagskonzepte“ der Lebensführung, gesellschaftlicher Institutionen und des Zeitbezugs zu berücksichtigen (...), die eine Antwort auf die Frage nach Reproduktionsmustern sozialen Handelns auf allen

Strukturebenen (Mikro-, Meso- und Makroebene) geben können. Als analytischer Fokus ist auch die Disponibilität des Handelns in der Unterscheidung zwischen Autonomie und Fremdbestimmtheit einzubeziehen“ (Clemens 1997: 53).

## **2 Das Lebensführungskonzept – Dynamik sozialer Ungleichheit**

Vorrangig im Kontext der fortschreitenden Verzeitlichung von Sozialstrukturanalysen erlebt der auf Max Weber zurückgehende Lebensführungsbegriff in den Arbeiten des Deutschen Jugendinstituts und des nunmehr aufgelösten Münchner Sonderforschungsbereichs 333 (Jurczyk/Rerrich 1993, Projektgruppe 1995) eine Re-Aktualisierung.

Knapp zusammengefaßt betrachtet das Lebensführungskonzept aus einer subjektorientierten, ganzheitlichen und dynamisierten Perspektive die Strukturen und Prozesse, die auf die individuelle Lebensführung und ihr Gelingen einwirken, wobei die auf der Ebene der individuellen Lebensführung zu erbringende Synchronisierungsleistung sozialer Handlungen und der Strukturierungscharakter der in der modernen Gesellschaft zentralen Lebensführungsressource Zeit im Vordergrund des Interesses steht. Die Betrachtung von Belastung und Ungleichheit wird unter die Perspektive der individuellen Verfügung über Handlungs- und Zeitoptionen und ihrer Veränderung im Lebensverlauf gestellt und somit dynamisiert.

Systematisch wurde das Konzept vor allem bei Voß (1991: 258ff) entwickelt, der Lebensführung als Vermittlungsinstanz zwischen den Bereichen des täglichen Lebens auf der Ebene der Person betrachtet. Danach weist Lebensführung als Arbeitsteilung auf der Ebene der Person den Charakter von Arbeit auf. Sie werde durch die „Arrangements“ mit den Lebensbereichen über die zeitliche, räumliche, sachliche, soziale, sinnhafte und mediale Struktur der dort praktizierten Tätigkeiten gebildet, d.h. die Personen gewinnen aus ihren Tätigkeiten zeitliche, räumliche, sachliche, soziale, sinnhafte und mediale Ressourcen für die Gestaltung ihrer Lebensführung, die dadurch selber zu einem in diesen Dimensionen strukturierten „Arrangement“ werde.

Auch bei Amann (2000: 70) wird die für das Individuum notwendigerweise zu verrichtende „Balance-Arbeit“ in den Bereichen des Berufs, der Familie und der freien sozialen Beziehungen erwähnt; doch im Lebensführungskonzept steht dieser aktiv vermittelnde eigenlogische Zusammenhang der alltäglich hervorgebrachten praktischen Tätigkeiten im Sinne ihrer Synchronisierung (Arrangement der Arrangements) im Vordergrund. Damit weist das Le-

bensführungskonzept gegenüber dem Lebenslagekonzept einen entgegengesetzten Schwerpunkt auf, nämlich im Bereich der Handlungstheorie.

Während in der sozialpolitikwissenschaftlichen Verwendung des Lebenslagekonzeptes zudem eine leichte Dominanz der Fremdbestimmtheit vorzuliegen scheint, betont das Lebensführungskonzept demgegenüber eher die Autonomie: Lebensführung erscheint danach als (relativ) autonome Leistung der Person, die die Freiheitsgrade der alltäglichen Reaktionen auf Anforderungen des sozialen Umfelds erhöht.

Im Gegensatz zum Lebenslagekonzept der Sozialpolitikwissenschaften findet sich im Lebensführungskonzept außerdem die explizite Berücksichtigung der zeitlichen Dimension von Alltagshandeln, seine soziohistorische Bedingtheit und Reflexivität. So besitzt Zeit im Kontext des Lebensführungskonzeptes Ressourcen- und Strukturierungscharakter. Da die Ausübung von Tätigkeiten in den verschiedenen Lebensbereichen Zeit erfordert, erhält dadurch auch deren Synchronisation in der Lebensführung eine zeitliche Dimension, da mit ihrer Hilfe entschieden wird, wie die Ressourcen auf die verschiedenen Lebensbereiche verteilt werden (Terminierung). Im Alltagshandeln verändert sich zudem das System Lebensführung permanent, so daß diesem eine dynamische Struktur zugesprochen werden kann, wobei seine Eigenlogik jedoch trotz aller Veränderungen „im Prinzip“ gleich bleibt und damit eine eigenlogische Struktur und Stabilität im Sinne eines homöorhetischen Gleichgewichts aufweist. Von gelingender Lebensführung kann – in Anlehnung an Dunkel (1993) – daher gesprochen werden, wenn sie flexibel genug ist, um Veränderungen integrieren zu können und stabil genug, um die eigenlogische Vermittlung der alltäglich hervorgebrachten Tätigkeiten auf Dauer zu stellen.

Die der Lebensführung zugrundeliegende Eigenlogik, ihr *modus operandi*, unterliegt sowohl biographisch als auch historisch einem strukturellen Wandel; dieser verhält sich reflexiv zu den sich wandelnden endogenen (am Individuum ansetzenden, z.B. Lebensformen) und exogenen (aus den Lebensbereichen stammenden, z.B. Arbeitszeitstrukturen) Bedingungen von Lebensführung. Daher kann Lebensführung historisch unterschiedliche Formen annehmen.

Als einen weiteren wesentlichen Unterschied zum Lebenslageansatz der Sozialpolitikwissenschaft läßt sich daran anknüpfend behaupten, das Lebensführungskonzept zielt in erster Linie darauf ab, wie – unter Berücksichtigung ihres historischen Kontextes – eine in synchroner und diachroner Dimension stabile Synchronisierung bereichsspezifischer Anforderungen in der

Lebensführung gelingen kann (Barkholdt 1998: 69f). Im Gegensatz dazu steht im Lebenslageansatz eher die kategorisierende Überprüfung, ob eine Lebenslage als defizitär oder gefährdet anzusehen ist und ob infolgedessen sozialpolitische Interventionen/Kompensationen erforderlich sind, im Vordergrund.

Doch trotz der genannten Unterschiede zeigen sich aber auch seitens des Lebensführungskonzeptes Anknüpfungspunkte zum Lebenslageansatz, wenn soziale Ungleichheit in der Gestalt struktureller Unterschiede in den Bedingungen von (gelingender) Lebensführung in Erscheinung tritt, Lebensführung gar als „Medium der Produktion, Reproduktion und Transformation sozialer Ungleichheit“ bezeichnet (Kudera 1995: 99) werden kann:

„Schafft nicht die sich verändernde und beschleunigende sozialstrukturelle Dynamik neue soziale Scheidelinien entlang der Dimensionen von Stabilität und Flexibilität, Kontinuität und Diskontinuität, Kohärenz und Widersprüchlichkeit, Sicherheit und Unsicherheit, Offenheit und Geschlossenheit auf der Ebene von Biographie und Lebensführung? Werden hinter dieser Dynamik nicht Aspekte sozialer Ungleichheit sichtbar, die bislang hinter den Zuordnungen von Individuen oder Haushalten zu szientifisch definierten sozialen Lagen auf Basis der Unterstellung konstant bleibender Arbeits- und Lebensbedingungen verborgen geblieben sind? Ist nicht demgegenüber soziale Ungleichheit zunehmend an die Dynamik individualisierter Lebensverläufe mit ihren spezifischen Konfigurationen von Biographie und Lebensführung gebunden?“ (Kudera 1995: 99)

Die Nähe von Lebenslage- und Lebensführungskonzept wird auch in einer Beschreibung der Pensionierungsfolgen bei Amann besonders deutlich, der in diesem Zusammenhang von einem Wandel der „Balance-Arbeit“ nach Ausscheiden aus dem Berufs- und Arbeitsbereich spricht, von „Schwierigkeiten, sich an die neue Situation anzupassen, als eine nicht gelungene Veränderung in ihrer Balance-Arbeit im Sinne des Nicht-(mehr-)Übereinstimmens zwischen vorhandenen institutionalisierten Regulativen und Möglichkeiten und jenem individuellen Vermögen, das in einem Bereich erfolgreich gelernt und eingesetzt wurde, dem man nun nicht mehr angehört“ (Amann 2000: 71f).



### **3 Das Lebensführungskonzept – Analytisches Potential für eine Weiterentwicklung des sozialpolitikwissenschaftlichen Lebenslagekonzeptes?**

Aus den hier skizzierten Linien des Lebenslage- und Lebensführungsansatzes lassen sich m.E. folgende Punkte zur Diskussion stellen, wenn es um eine Nutzung des analytischen Potentials des Lebensführungsansatzes für eine Weiterentwicklung des Lebenslagekonzeptes geht:

Um nicht der Gefahr zu unterliegen, die Wechselbeziehung von Lebenslage-dimensionen im individuellen Handeln zu vernachlässigen oder gar Individuen oder Haushalte zu szientifisch definierten sozialen Lagen zuzuordnen, ist im Zuge der gesellschaftlichen Modernisierung die wachsende Bedeutung dynamischer, insbesondere zeitlicher Elemente und reflexiver Prozesse für die Herausbildung von Lebenslagen zu berücksichtigen.

Dieser sozialstrukturellen Entwicklung angemessene und lohnende Fragen wären

- welche Bedeutung der Zeitverwendung im Rahmen der alltäglichen Lebensführung für die Herausbildung von Lebenslagen zukommt;
- wie Lebensführung geprägt wird, und welche Bedeutung dabei dem biographischen und sozioökonomischen Kontext beigemessen werden muß;
- ob von einer lebensphasenspezifischen Lebensführung und Zeitverwendung gesprochen werden kann;
- ob ein kategorisierbarer Modus der Lebensführung mit bestimmten Lebenslagemerkmale verbunden ist.

Das Konzept der Lebensführung bietet für diese und andere Fragen gerade durch die Definition der Lebensführung als terminierende und terminierte selbstreflexive Vermittlungsinstanz zwischen den Lebensbereichen zahlreiche Anknüpfungspunkte. Das gesellschaftsdiagnostische Potential der Lebenslageforschung könnte daher durch die Einbeziehung des Vermittlungsmodus Lebensführung ebenso wachsen, wie die fehlende Verbindung zwischen Struktur- und Handlungsebene durch das „missing link“ Lebensführung hergestellt werden könnte.

Eine Weiterentwicklung des Lebenslagekonzeptes durch den Lebensführungsansatz könnte auch in der Abkehr von einer in der sozialpolitikwissenschaftlichen Lebenslageforschung tendenziell eher präferierten einseitigen Anwendung des Lebenslageansatzes zur Identifizierung von Problemlagen hin zu einer Öffnung des analytischen Blicks für die mit den jeweiligen Le-

benslagen verbundenen Entwicklungs- und Handlungschancen liegen. So werden im Rahmen des Lebensführungskonzeptes auch die Fragen nach ungleich verteilten Chancen in der alltäglichen Vermittlung zwischen den unterschiedlichen Lebensbereichen und ihren Anforderungen gestellt, der Blick wird aber darüber hinaus auf die daraus zu ziehenden Schlüsse für eine gelingende Lebensführung gelenkt. Die sich durch die Flexibilisierung von Arbeitszeitstrukturen ergebenden Einflüsse und Wechselwirkungen auf die alltägliche Lebensführung und ihr Gelingen könnten beispielsweise systematisch auf ihre Konsequenzen für die verschiedenen Lebenslagedimensionen und die Handlungs- und Dispositionsspielräume der Lebenslagetypen hin analysiert werden. So würde weniger die (Nicht-)Feststellung einer Lebenslagegefährdung den Fokus der Untersuchung bilden als die Suche nach konkreten (politischen) Handlungsoptionen und –empfehlungen zugunsten einer erleichterten Lebensführung, d.h. einer Steigerung der Handlungs- und Dispositionsspielräume in einzelnen Dimensionen, die sich auch quer zur Kategorisierung nach Lebenslagetypen verhalten können.

In diesem Fall könnte das Lebensführungskonzept auch von der Anwendungsorientierung (zumindest der sozialpolitikwissenschaftlichen Ausprägung) des Lebenslagekonzeptes profitieren. Während die Feststellung struktureller Benachteiligungen bestimmter Lebenslagen in der (sozialpolitikwissenschaftlich orientierten) Lebenslageforschung in der Regel in die Formulierung eines politischen Handlungsbedarfs mündet, droht (zumindest, wenn die sozialpolitikwissenschaftliche Perspektive eingenommen wird) das zweifellos große gesellschaftsdiagnostische Potential des Lebensführungsansatzes folgenlos oder rein (grundlagentheoretisch) deskriptiv zu bleiben (sofern dies nicht gewollt ist). Aus der Feststellung, Lebensführung könne als „Medium der Produktion, Reproduktion und Transformation sozialer Ungleichheit“ (Projektgruppe 1998) Geltung beanspruchen, wird keine weitere Konsequenz gezogen. So besteht die Gefahr, daß sich die analytischen Potentiale, die darin liegen, daß vom handelnden Subjekt ausgegangen wird, schließlich auf der Makroebene gesellschaftlicher Entwicklung verlieren.

### *Literatur*

- Amann, A. (1983). *Lebenslage und Sozialarbeit. Elemente zu einer Soziologie von Hilfe und Kontrolle*. Berlin.

- Amann, A. (2000). Sozialpolitik und Lebenslagen älterer Menschen. In: G. Backes/W. Clemens (Hrsg.), *Lebenslagen im Alter. Gesellschaftliche Bedingungen und Grenzen* (S. 53-75). Opladen.
- Andretta, G. (1991). Zur konzeptionellen Standortbestimmung von Sozialpolitik als Lebenslagenpolitik. *Kölner Schriften zur Sozial- und Wirtschaftspolitik*, 18. Regensburg.
- Backes, G./Clemens, W. (Hrsg.) (2000). *Lebenslagen im Alter. Gesellschaftliche Bedingungen und Grenzen*. Opladen.
- Barkholdt, C. (1998). *Destandardisierung der Lebensarbeitszeit*. Opladen.
- Clemens, W. (1993). Soziologische Aspekte eines „Strukturwandels des Alters“. In: G. Naegele/H. P. Tews, (Hrsg.), *Lebenslagen im Strukturwandel des Alters. Alternende Gesellschaft – Folgen für die Politik* (S. 61–81). Opladen.
- Clemens, W. (1994). „Lebenslage“ als Konzept sozialer Ungleichheit. *Zeitschrift für Sozialreform* 40, 141–165.
- Clemens, W. (1997). *Frauen zwischen Arbeit und Rente: Lebenslagen in später Erwerbstätigkeit und frühem Ruhestand*. Opladen.
- Dunkel, W. (1993). Stabilität und Flexibilität in der alltäglichen Lebensführung. In: K. Jurczyk/M. S. Rerrich (Hrsg.) (1993), *Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung* (S. 162-175). Freiburg.
- Kudera, W. (1995). Lebenslauf, Biographie und Lebensführung. In: P. A. Berger/P. Sopp (Hrsg.), *Sozialstruktur und Lebenslauf* (S. 85-107). Opladen.
- Jurczyk, K./Rerrich, M. S. (Hrsg.) (1993). *Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung*. Freiburg.
- Naegele, G. (1998). Lebenslagen älterer Menschen. In: A. Kruse (Hrsg.), *Psychosoziale Gerontologie. Band 1: Grundlagen* (S. 106-128). Göttingen u.a.
- Naegele, G./Tews, H. P. (Hrsg.) (1993). *Lebenslagen im Strukturwandel des Alters. Alternende Gesellschaft – Folgen für die Politik*. Opladen.
- Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (Hrsg.) (1995). *Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung*. Opladen.
- Tews, H. P. (1993). Neue und alte Aspekte des Strukturwandels des Alters. In: G. Naegele/H. P. Tews (Hrsg.), *Lebenslagen im Strukturwandel des Alters. Alternende Gesellschaft – Folgen für die Politik* (S. 15-43). Opladen.
- Voß, G. G. (1991). *Lebensführung als Arbeit. Über die Autonomie der Person im Alltag der Gesellschaft*. Stuttgart.

*Andreas Lange*

# **Lebensführung und Selbstsozialisation Jugendlicher**

## **Ein Forschungsprogramm im Schnittpunkt von Jugendsoziologie, Familienforschung und Zeitdiagnose**

### **1 Einleitung und Übersicht zum Argumentationsgang**

Mit meinem Beitrag verfolge ich erstens das Ziel, ein neues Anwendungsfeld der Konzeptualisierung von Lebensführung zu erschließen. Zum zweiten versuche ich in theoretischer Absicht, die biographischen und sozialisatorischen Konsequenzen unterschiedlicher Muster von Lebensführung auf die Agenda der Forschung und Theoriebildung zu heben.

Ich werde dies folgendermaßen entwickeln. Beginnen möchte ich mit einer zeitdiagnostischen Skizze der Situation Jugendlicher heute, die m.E. mit den Konzepten Offenheit und Widersprüchlichkeit treffend charakterisiert werden kann, woraus sich auch die Notwendigkeit ergibt, nicht alleine Stilbildungen und Gesellungsformen Jugendlicher heute zu thematisieren, sondern sich mit deren Lebensführungskonstruktionen auseinanderzusetzen. In einem kleinen Exkurs möchte ich begründen, wieso es für die Lebensführungsforschung Sinn macht, ein möglichst breites Spektrum unterschiedlicher Lebensphasen zu beachten – und welche Einsichten durch die Anwendung auf Jugendliche zu erwarten sind.

In umgekehrter Weise begründe ich dann die Notwendigkeit des stärkeren Einbezugs der Lebensführungskonzeption in die Jugendforschung und wende mich der Familie als Mitarrangeurin des Jugendlebens heute zu. All zu oft wird so getan, als ob spätestens mit 16 Jahren die Peer-group die Herrschaft über den und die Jugendliche übernommen habe. Dem ist nicht so. Familien nehmen auch in dieser Lebensphase einen Stellenwert für die alltägliche Organisation und für die Sinnfindung Jugendlicher ein. Diesem Leitsatz fol-

gend entwickle ich Überlegungen zum Charakter der Lebensführung Jugendlicher als Medium der Selbstsozialisation, der Selbstkultivierung und der Konstruktion von Lebenssinn. Enden werde ich mit einer spekulativen Anwendung – der empirischen Fundierung der derzeit an Intensität gewinnenden Debatte um Lebenskunst in der (Post-)Moderne.

## **2 Jungsein heute – Unsicherheiten und Unwägbarkeiten der Orientierung in einer offenen Gesellschaft**

Man kann aus einem reichen Fundus schöpfen, will man die gegenwärtige gesellschaftliche Lage von Jugend typisieren. Für unser Thema sind aus meiner Sicht die folgenden gesellschaftsdiagnostischen Betrachtungen besonders aufschlußreich und weiterführend.

Dröbner (1998) macht auf die Offenheit der gesellschaftlichen Situation aufmerksam. Offenheit ist ein Phänomen der modernen Industriegesellschaft, welches in seiner Differenziertheit in unterschiedlicher Weise auch auf den Alltag von Jugendlichen durchschlägt und vielfältige Anpassungs-, Aushandlungs- und Integrationsleistungen von ihnen verlangt. Sei dies die Bewältigung einer prinzipiell gestaltbaren Individualbiografie, das Zurechtfinden im Dschungel jugend-kultureller Stilbildungen, durch den in exemplarischer Weise Ferchhoff (1999: 115ff) führt, die Wahl zwischen Optionen bezüglich der eigenen Zukunft, die Konstruktion individueller Lebensentwürfe oder die Einbindung in soziale Bezugssysteme. Alles hängt miteinander zusammen und muß auf individueller Ebene zu einem tragfähigen Lebensentwurf verbunden und in die eigene Identität integriert oder zumindest mit ihr vermittelt werden.

Die Verunsicherungen durch Offenheit betreffen viele Lebensbereiche. Durch die partielle Auflösung angestammter Milieus verlieren mehr und mehr verbindliche Muster der Orientierung ihre unhinterfragte Gültigkeit. Schon von Kindesbeinen an werden junge Menschen heute mit einer Vielfalt teilweise stark konkurrierender Orientierungsangebote konfrontiert. Einerseits bedeutet dies eine Bereicherung, weil Alternativen sicht- und u.U. lebbar werden. Andererseits tun sich Gefahren eines Relativismus auf, der sich dann in Unsicherheiten für die Etablierung eines Sinngehalts für das eigene Leben auswirken kann. Aus der Sicht der Lebensführungstheorie wurde ebenfalls das Prinzip der Offenheit als zentrales Merkmal gegenwärtiger Gesellschaften ausgemacht: „Offenheit der Optionen, der Arbeits- und Lebensbedingungen sowie der biographischen Perspektive konfrontiert die Indivi-

duen mit einem gesteigerten Maß sozialer Komplexität, unauflösbaren Widersprüchen und Gegensätzen, das es objektiv erschwert, das Leben noch an einer durch Traditionen, Institutionen oder Hierarchien festgelegten Normalität auszurichten. Sie sind vielmehr vor die Aufgabe gestellt, die soziale Komplexität durch permanente Entscheidungen selbst zu reduzieren. Mit der reflexiven Auseinandersetzung mit den Möglichkeiten verstärkt sich aber auch das Bewußtsein von Kontingenz, d.h. des immer auch anders Möglichen, das es subjektiv erschwert bzw. verunmöglicht, die ‚richtigen‘ Entscheidungen zu treffen. Die Vielzahl von Lebenswegen und Lebensformen führt den Individuen beständig vor Augen, daß ihre Entscheidung im Prinzip auch anders ausfallen könnte und damit immer eine Entscheidung auf Zeit sein kann“ (Behringer 1998: 39).

Eine zweite, damit kompatible Diagnose spricht von strukturellen Widersprüchlichkeiten der Gesellschaft, die Ambivalenzen auf der Ebene der Handlungen und Sinnstiftungen generieren, als grundlegender Matrix des Jugendlebens heute. Der epochale Charakter von Jugend läßt sich demnach durch eine gesteigerte, ja eine zugespitzte Widersprüchlichkeit (Hornstein 1990) charakterisieren. Bezogen auf die Bundesrepublik der späten 90er Jahre sind folgende Widersprüche zu nennen:

- Die Jugendphase hat sich in Folge der Verlängerung der Ausbildungszeiten ausgedehnt. Zugleich ist Jugend keine klare und einheitlich abgegrenzte Phase der individuellen Lebensgeschichte mehr, sondern in heterogene Übergangsprozesse in den Bereichen Recht, Familie, Schule, Bildung, Erwerbsarbeit und Konsum ausdifferenziert (Junge 1995).
- Jugend wird im Verhältnis zur Erwachsenenheit nicht mehr alleine als defizitär wahrgenommen. Vielmehr wird sie auch als hochgeschätzte Lebensphase eingestuft. Der Lebensphase Jugend zugeschriebene Eigenschaften wie körperliche Fitness, Gesundheit und Sportlichkeit, Flexibilität und Lernbereitschaft haben eine gesellschaftliche Aufwertung erfahren. Zugleich aber bleiben den Erwachsenen zentrale gesellschaftliche Rechte und Pflichten vorbehalten. Zudem wird es unter den gegenwärtigen Arbeitsmarktbedingungen immer schwieriger, den Erwachsenenstatus zu erlangen.
- Traditionelle Unterscheidungsmerkmale von Jugend- und Erwachsenenstatus, insbesondere das bis in die 60er Jahre den Erwachsenen vorbehaltene Recht auf legitime Sexualität, sind hinfällig geworden. Dennoch werden Individuen, die auch nach entwicklungspsychologischen Krite-

rien längst Erwachsene sind, in bestimmten Zusammenhängen noch als „postadoleszente Jugendliche“ wahrgenommen und als solche behandelt.

- Obwohl Jugendliche nach wie vor nicht den gleichen Zwängen wie die Erwachsenen unterliegen, ist Jugend heute gleichwohl kein pädagogischer Schonraum mehr, der eine freie Selbstentfaltung im Hinblick auf eine offene, gestaltbare Zukunft garantiert. Ökonomische Zwänge und Kalküle sind vorverlagert – die Stichworte hierzu sind umfassende Qualifizierungsimperative sowie Jugend als Adressat der Konsumgüterindustrie – und beeinflussen Denken und Handeln bereits in der frühen Adoleszenz.
- Obwohl Jugendlichen heute in allen Feldern abverlangt wird, sich umfassend auf die Erwachsenenexistenz vorzubereiten, ist das gesellschaftliche Versprechen, Anstrengungen seien ein Garant für den Erfolg und insbesondere den Übergang in den ersehnten Erwachsenenstatus, außer Kraft gesetzt. Dem entspricht auch das Paradox, daß schulisch-berufliche Qualifikationen immer unverzichtbarer sind, aber gleichzeitig immer weniger garantieren (Münchmeier 1998a, b).
- Traditionelle rigide Normierungen der alltäglichen Lebensführung, die sich auf die Definition der Geschlechtsrolle, den Umgang mit Sexualität, die Bekleidung und ästhetische Vorlieben erstreckten, haben an Bedeutung verloren. Parallel hierzu sind *neue Normierungen* entstanden; neue Anforderungen, die sich auf Standards des Konsums beziehen sowie Definitionen des Schönen berühren, sind zu beobachten.
- Jugendkulturen (Baacke 1999) im Sport und in der Musik stellen einerseits Orte der Entwicklung einer eigenständigen, autonomen jugendlichen Praxis dar, sind andererseits heute mehr denn je Objekt ökonomischer Vermarktung und massenmedialer Verwertung (Holert 1999).
- Hinzuzufügen sind dieser Liste ‚genderpuzzles‘, sozio-kulturelle Irritationen, die für beide Geschlechter gleichermaßen gelten. Männliche Jugendliche sollen auf konventionell männliche Weise durchsetzungsstark und unerschütterlich auftreten; andererseits werden Jungen bestraft, wenn sie nicht ausreichend sensibel, empathisch sind (Pollack 1998). Weibliche Jugendliche haben Erwartungen an Selbständigkeit und berufliche Qualifikation mit der gleichzeitigen Anforderung, als Frau für Beziehungsgestaltung und Familie hauptverantwortlich zu sein, miteinander zu jonglieren.

In ihrer Überlagerung und Summe lassen diese Widersprüche als Kernelement einer soziologischen Zeitdiagnose (Baumann 1992, Smart 1999) des Aufwachsens heute kein definitives Urteil darüber zu, ob „Jugendliche heute“ mehr oder weniger Freiheitsspielräume bzw. Gestaltungszwänge im Verhältnis zu früheren Kohorten und Generationen haben. „Vielmehr ist eine komplexe Gemengelage von Strukturen und Prozessen vorzufinden, die sowohl alte und neue Zwänge, insbesondere in den Bereichen Qualifizierung, Erwerbsarbeit und Konsum, aber auch spezifische Gestaltungsauforderungen enthält“ (Scherr 1997: 31).

Eine soziologische Kernfrage, die sich hieraus ergibt, lautet: Wie navigieren Jugendliche innerhalb dieses vielgestaltigen Koordinatennetzes postmoderner Gesellschaften, wie finden sie ihren eigenen Platz, in welchem Ausmaß und wie gestalten sie ihr Leben? Lassen sich hier systematische Unterschiede entlang der soziologischen Standardvariablen Schicht dingfest machen? Gibt es aber auch andere, möglicherweise subtiler wirkende Faktoren? Anhaltspunkte zur Beantwortung hierfür finden wir in der jugendsoziologischen Forschung – die allerdings dringend einer verstärkten theoretischen Integration und konzeptuellen Verklammerung bedarf. Und genau hierfür ist aus meiner Sicht das Konstrukt Lebensführung eine erfolgversprechende Kandidatin.

### **3 Lebensführungen im Lebenslauf**

Lebensführung beinhaltet über den Lebenslauf – wenn wir einmal für Zwecke der Diskussion das Merkmal der sozialen Lage konstant halten – je unterschiedliche Gewichtungen des Zusammenhangs von Zeit, Raum, Sinn, Restriktionen und Ressourcen. Aufschlußreiche Vergleiche in empirischer sowie theoretischer Hinsicht werden also auch dadurch möglich, daß das Konstrukt auf möglichst viele Lebensalter angewandt wird. Ganz konkret kann die Jugendforschung von Ansätzen aus der Lebensführungsdebatte profitieren. Die Lebensführungsforschung kann spiegelbildlich ihr methodologisches sowie theoretisches Sezierbesteck mittels der genaueren Betrachtung einer weiteren Lebensphase schärfen.

Übersicht 1 soll dazu dienen, diese Zusammenhänge zu veranschaulichen und zu Hypothesen über die angeführten Schwerpunktbildungen bzw. Besonderheiten von Lebensführungen in einzelnen Lebensphasen anzuregen.

Dieser Darstellung legt ferner die These nahe, daß Modernisierungsprozesse nicht pauschal in die Lebensführungen eingreifen, sondern das jeweilige kul-



turell codierte Profil der jeweils betroffenen Altersgruppen zu berücksichtigen ist. Es handelt sich um eine wissenssoziologische Thematik, die unter der Flagge der „sozialen Konstruktion des Kindes, des Jugendlichen, des Erwachsenen, des Alters „ segelt und in den letzten Jahren intensiv bearbeitet worden ist (Göckenjahn 2000, Scholz 1994, Lange 1995). Die Wirkungen von Modernisierung werden im übrigen auch unterschiedlich für einzelne Lebenslaufphasen bewertet. Beispielsweise läßt sich dies an der kulturkritischen Semantik ablesen, mit welcher über vermeintliche Veränderungen der Lebensführung von Kindern verhandelt wird (Lange 1996).

**Übersicht: Lebensphasenorientierte Schwerpunkte der Lebensführungsforschung**

	Zeit	Raum	Sinn	Zeitdiagnostische Zentr. Begriffe	Familie
Mittlere u. späte Kindheit	++	++	+	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Verinselung</li> <li>• Terminkindheit</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Logistische Drehscheibe</li> <li>• Basale Kulturvermittlung</li> </ul>
Jugend	+	+	+++	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Offenheit</li> <li>• Widersprüchlichkeit</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Logistische Drehscheibe</li> <li>• Familie und erweiterter Kulturtransfer</li> </ul>
Junges Erwachsenenalter	+	+	+	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Offenheit</li> <li>• Widersprüchlichkeit</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Aktivierbare logistische Unterstützungseinheit, insbes. anlässlich von Statuspassagen</li> </ul>
Mittleres Erwachsenenalter	+	+	+	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Rationalisierung</li> <li>• Verarbeitung des Alltags</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Logistische Drehscheibe (mit erhöhtem Eigenanteil)</li> </ul>
Alter	++	++	++	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Ghettoisierung</li> <li>• Segregation</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Unterstützungsleistungen</li> <li>• Netzwerkhilfe</li> </ul>

Eine lebensphasenorientierte Betrachtungsweise rückt auch die jeweiligen unterschiedlichen Gestaltungsleistungen in den Horizont des soziologischen Suchrasters, die den kleinen und großen Individuen abverlangt werden. So interessiert in der Kindheitsforschung vorrangig, wie Termine zwischen Schule, Verein und autonomer Kinderkultur gehandhabt werden, wie die räumliche Choreographie des Kinderalltags zustande kommt und wie Zeit und Raum in Form von Tätigkeiten miteinander verknüpft werden. Die empirischen Rekonstruktionen erfolgen dabei in Auseinandersetzung mit der Analyse von gesellschaftlichen Wandlungsprozessen, von denen angenommen wird, daß sie integral in Prozesse der räumlichen, zeitlichen und sinnhaften Strukturierung des Kinderalltags eingreifen. Die diesbezüglichen Monographien von Zeiher/Zeiher (1994) und Kirchhöfer (1998) sind wichtige Pionierarbeiten, die zur Anerkennung der alltäglichen Integrationsleistung von Kindern und ihren Familien beigetragen haben (siehe hierzu auch Kirchhöfer in diesem Band).

Ähnlich verhält es sich mit Forschungen am anderen Ende der Lebensspanne, also bei den Älteren. Hier spielt ein Interesse an den Möglichkeiten der Lebensbewältigung angesichts von strukturellen Hindernissen eine tragende Rolle. Ferner bestehen enge Kopplungen mit der Sozialgeographie. Die empirische Untersuchung von Strüder (1999) zur differentiellen Erschließung und symbolischen Besetzung der räumlichen Umwelt im Wohnquartier und zu unterschiedlichen Zeitstilen älterer Frauen belegt eindrücklich, welche Tragweite die *Interpretation* und *soziale Verortung* des eigenen Lebens für die konkrete Lebensgestaltung besitzt.

Am besten abgedeckt sind aufgrund der Pionierarbeiten der Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ die „mittleren Jahre“. Ein zentrales Thema der Forschung und Theoriebildung sind die unterschiedlichen Formen der Integration von Erwerbstätigkeit und Familientätigkeit (Rerrich 1994) sowie die Auswirkungen unterschiedlicher Muster der Arbeitsorganisation (Projektgruppe 1995, Jürgens/Reinecke 1998, Hielscher/Hildebrandt 1999).

In diesen Reigen der lebensphasenspezifischen Anforderungen an und sozialen Codierung von Lebensführungen soll nun das Jugendalter eingegliedert werden.

#### 4 Lebensführung als Konstrukt für die interdisziplinäre Jugendforschung

Möchte man den derzeitigen Mainstream der Jugendforschung charakterisieren, dann fällt neben der quantitativen Fülle der konzeptuellen und empirischen Arbeiten sowie der immer weiter vorangetriebenen Spezialisierung auf, daß es vor allem in der Soziologie eine Reihe von Anläufen gibt, die Jugend im Plural zu erfassen und darzustellen. Spätestens mit Lenz' (1988) empirisch dichten und aussagekräftigen Handlungstypen findet sich in der deutschen Jugendforschung eine breite Palette der Abbildung von pluralen jugendlichen Lebensmustern, die entweder qualitativ-typologisch auf der Basis interpretativer Zugangsweisen rekonstruiert oder aber quantitativ-typenbildend ausgehend von großen Stichproben (Georg 1992) erstellt wurden.

So verdienstvoll und ertragreich diese Art Forschung ist – sie blendet gleichzeitig einen wesentlichen Aspekt des heutigen Jugendlebens aus: Das spannungsreiche *Zusammenwirken* der unterschiedlichen Sozialisationsinstanzen, der gesellschaftlichen Organisationen und Institutionen auf die je individuellen Jugendlichen – dies ist im Fokus einer jugendstil- oder jugendszenenorientierten Forschung kaum zu vermeiden. Eine systematische Berücksichtigung der zeitlichen, sachlich-organisatorischen und sinnhaften Elemente des Jugendlebens in diachroner und synchroner Perspektive wird daher, so meine These, eine wertvolle Ergänzung der Jugendforschung darstellen.

Erste Hinweise für die Fruchtbarkeit des Lebensführungsansatzes liefern zwei Forschungsprogramme, die in der derzeit aufblühenden Kindheitsforschung angesiedelt, gleichwohl von jugendsoziologischer Relevanz sind. Es handelt sich zum einen um die Arbeiten der Gruppe um Dieter Kirchhöfer zur Auswirkung der Transformation der DDR auf kindliche Lebensgestaltung, und zum andern um die Arbeiten der Projektgruppe um Manuela Du Bois-Reymond und Peter Büchner zum Aufwachsen in drei europäischen Regionen. Beide Arbeiten sind – zumindest teilweise – als qualitative Panels angelegt, was sie für Analysen des individuellen Wandels von Mustern der Lebensführung qualifiziert.

Für unsere Zwecke aussagekräftig sind vor allem die Befunde der Gruppe um Peter Büchner zum biographischen Übergang von der mittleren Kindheit in die frühe Jugend, die plakativ mit dem Buchtitel „Vom Teddybär zum ersten Kuss“ umschrieben worden sind. Freilich verbirgt sich dahinter noch etwas mehr als nur das Aufgeben des Spielens und die Aufnahme von Kontak-

ten zum anderen Geschlecht. An dieser Stelle erscheint es daher sinnvoll, auf einige der Resultate einzugehen, die vor allem die Tätigkeiten der Jugendlichen betreffen. Sie werden in Begriffen der Freizeit abgehandelt – eine Begriffsbildung, die oftmals in der Jugendforschung anzutreffen ist, aber den Nachteil hat, das Jugendleben aufgrund einer kategorialen Vorentscheidung in fein säuberlich voneinander getrennte Kompartimente aufzuteilen. Hinzu kommt als weiteres Manko der jugendbezogenen „Freizeitforschung“, daß die aggregierten Werte keinen Rückschluß auf die individuellen Bedeutungskonstruktionen zulassen. Hinter der pauschalen Gegenüberstellung Freizeit an „Wochentagen“ und „Wochenenden“ verschwindet die subjektiv synthetisierte temporale Gestalt, die einzelnen Wochentagen aufgrund schulischer und familialer Routinen einerseits, bestimmten medialen und sportlichen Ereignissen und Vorhaben andererseits, zugewiesen wird. Immerhin lassen sich die Aussagen zur Freizeit gewissermaßen als „proxy-Variablen“ für Aspekte der Lebensführung betrachten, insbesondere dann, wenn sie, wie in der folgenden Studie, in einen gehaltvollen theoretischen Rahmen gestellt werden:

Wie gestaltet sich der Übergang von der Kinderfreizeit zur Jugendfreizeit in der empirischen Betrachtung? Welche Mechanismen sind dabei sichtbar und wie wird dieser Prozeß von den Kindern und Jugendlichen selbst bewertet? Koch/Weiß (1998) gehen im Rahmen des kulturvergleichenden Projektes zur Modernisierung von Kindheit und Jugend dieser Frage anhand der exemplarischen Auseinandersetzung mit elf Kindern nach, die mit 12 Jahren, mit 14/15 und nochmals mit 17 Jahren interviewt worden waren. Als Vergleichsfolie dienen dabei quantitativ gewonnene Ergebnisse aus dem gleichen Projektverbund.

Die Kinder betreiben im Alter von 12 Jahren eine Vielzahl von Aktivitäten (insgesamt 23) und auch die 14jährigen decken mit 21 Aktivitäten noch ein recht breites Spektrum ab. Sowohl die 12- als auch 14jährigen haben zwei bis drei feste Termine in der Woche. Kinder und Jugendliche ohne festen Termin sind eher die Ausnahme.

Erst im letzten Interview ändert sich dann Grundlegendes: Die Zahl der genannten Freizeitbeschäftigungen sinkt auf insgesamt 13. Sieht man sich die inhaltlich-strukturellen Änderungen an, dann zeigt sich, daß in der Phase von 12 bis 16 Jahren eine Vielzahl von Aktivitäten ausprobiert, kurzfristig beibehalten und dann wieder aufgegeben wird. Handball, Fußball, Gitarre, Klavier und Flöte, Turnen, Reiten und Schwimmen sowie Elektronik AG, dies ist nur eine Auswahl. Von all diesen Tätigkeiten, die oft die Gestalt regelrechter

persönlicher Projekte annehmen, behalten die Jugendlichen meistens eine bei, die dann auch über das Alter von 16 Jahren hinaus noch ausgeübt wird.

Die Autoren führen aus, daß das Spektrum der freien als auch festen Termine sich in einem eher alltäglichen Rahmen bewegt. Selbst diejenigen Jugendlichen, die sich durch die Anzahl der Termine sowie große Eigenständigkeit und Mobilität auszeichnen, betreiben Aktivitäten, die man eigentlich als eher wenig ausgefallen bezeichnen kann. Sie unterscheiden sich in ihrem spezifischen Aktivitätsspektrum nur unwesentlich von Kindern mit wenig Terminen und eingeschränkter Mobilität.

Neben gängigen Sportarten (Fußball, Handball, Leichtathletik) und klassischen Musikinstrumenten (Klavier, Gitarre, Akkordeon) finden sich auch noch traditionell-dörfliche Beschäftigungen wie Volkstanz und Mitgliedschaft in christlichen Jugendgruppen. Auffällig ist fernerhin das fast völlige Fehlen von gesellschaftlich-politischen Aktivitäten. Nur eine Jugendliche engagiert sich kurzfristig in einer Umweltschutzgruppe. Die Autorinnen kommentieren dies wie folgt: „Vermutlich lassen sich die Jugendlichen und Kinder unseres Samples bei der Wahl ihrer Freizeitaktivitäten weniger von individuellen und ungewöhnlichen Interessen leiten, sondern orientieren sich stärker an ihren Freunden und dem örtlichen Angebot und scheinen einen institutionellen Rahmen zu bevorzugen“ (Koch/Weiß 1998:186).

Über die festen Termine hinaus nennen alle Kinder im Alter von 12 Jahren weitere, nicht-institutionalisierte Tätigkeiten. Diese wurden als freie Aktivitäten bezeichnet: Mit den Puppen spielen, Klingelmäuschen, Hütten bauen, Fische und Frösche fangen – all dies fiel unter diese Kategorie. Im Alter von 14 Jahren haben sich die Jugendlichen von diesen Aktivitäten verabschiedet. An ihre Stelle treten dann Dinge wie Freunde treffen, in eine Kneipe gehen, einen Jugendclub oder eine Disco besuchen. Viele der Aktivitäten mit Gleichaltrigen werden vom Nachmittag auf den Abend verlegt. Das Schlafen gewinnt für die Jugendlichen eine neue, ganz andere Qualität und wird von ihnen auch als Freizeitbeschäftigung genannt. „Da habe ich jedesmal geschlafen nachmittags, weil ich brauche so, nachmittags brauche ich diese freie Zeit, da will ich also einfach meine Ruhe haben.“ (Lisa, 17 Jahre). Es läßt sich in diesem Zusammenhang eine weitere Verlagerung feststellen: Mit der Eroberung des Abends und der Nutzung des Nachmittags als Ruhephase verlieren die Aktivitäten, die draußen stattfinden, rapide an Bedeutung. So werden Beschäftigungen wie Fahrrad fahren, Rollschuh laufen, Boot fahren von den 14jährigen nicht mehr genannt.

Diese zweite Verlagerung läßt sich auch in einer Verschiebung der Bedeutung des Freizeitbereichs insgesamt beobachten. Die primär dem Spiel und dem Spaß gewidmete Freizeit in der Kindheit wird zusätzlich überlagert von einer weiteren andersgearteten Freizeitbeschäftigung – dem Jobben zur Aufbesserung des Taschengeldes. Umfang und Verdienst sind dabei sehr verschieden.

Ganz allgemein wächst im Übergang von der Kindheit in die Jugend der Anteil von Zeit, der für Schule aufgewendet wird. Bezüglich der individuellen schulischen Belastungen ergeben sich zwischen den einzelnen Jugendlichen aber enorme Diskrepanzen. Während so bei einem Teil der Jugendlichen der Aufwand für schulisches Lernen einen großen Teil der Freizeit einschränkt, erwähnen andere die schulischen Anforderungen als wenig zeitintensive Belastung, erzielen aber gleichwohl in der Schule gute Ergebnisse. Und ein Junge hat zwar keine guten Noten, aber er fühlt sich durch die Schule in der Freizeit kaum eingeschränkt.

Die Veränderungen, die im Übergang von der späten Kindheit in die frühe Jugendphase auftreten und hier als Markiervariable für die Gestalt der Lebensführung dienen sollen, lassen sich also im wesentlichen in drei Punkten zusammenfassen:

- Die Anzahl der festen Termine sinkt mit fortschreitendem Alter, das Aktivitätsspektrum verengt sich nach der „Ausprobierphase“ in der mittleren Kindheit. Es kommt dann zur Herausbildung einer über die Jahre hinweg konstant betriebenen Kernaktivität. Von dieser ist anzunehmen, daß sie wesentlich zur Identität beiträgt.
- Der Übergang vom kindlichen Spiel zu jugendgemäßen Aktivitäten manifestiert sich u.a. in der Entdeckung des Abends als Aktivitätsbühne, im allmählichen Verschwinden der bewegungsintensiven Outdoor-Aktivitäten und in einer verstärkten Bedeutung von Treffen in Discos und Kneipen.
- Auch die soziale Bedeutung, die der Freizeit beigemessen wird, verändert sich. Sie ist nun nicht mehr in erster Linie das Terrain, auf dem man unterschiedliche Aktivitäten ausübt und die eigenen Aktivitäten ausüben kann. Sie wird demgegenüber verstärkt als ökonomische und rekreative Ressource genutzt.
- Untersuchungen diesen Zuschnitts geben uns einen Einblick in die Emergenz und das Profil von genuin jugendspezifischen Mustern der Lebensführung. Sie sind aber, unter stringenterem Bezug der inzwischen

entwickelten Überlegungen zur Theorie der Lebensführung in der reflexiven Moderne, um folgende Komponenten zu ergänzen bzw. zu vertiefen:

- Die biographische Bedeutung einzelner aus Tätigkeiten ablesbarer „Projekte“ ist aus Sicht der Jugendlichen zu eruieren. Der Zukunftsbezug des Denkens, die Reflexion über den Lebenssinn macht eine genuine Facette des jugendlichen Weltbezuges aus (Fry 1998). Das Spannungsfeld zwischen dem alltäglichen Arbeiten am Leben und projizierten zukünftigen Lebensthemen verdient eine größere Beachtung in der Jugendforschung. Anknüpfungspunkte bieten hier die Beobachtungen zur Herauskristallisierung von Kernaktivitäten.
- Die „freien“ Tätigkeiten in den Peergruppen sind hinsichtlich ihrer Relevanz zu entschlüsseln. Hierbei wird man wohl an Grenzen von Einzelinterviews stoßen und auf Gruppendiskussionen ausweichen müssen (s. dazu Ebertz 1999).
- Das soziale Umfeld der Lebensführung und des Lebenssinns sollte konsequenter thematisiert werden. In welchen Milieus wird wie mit den oben aufgeführten Chiffren der „Offenheit“ und „Unsicherheit“ umgegangen? Wo erscheinen sie als Chancen, wo nehmen sie stärker die Gestalt von Risiken und daraus resultierenden diffusen Ängsten an? Wie schlägt sich dies in Praktiken und Gestalten der Lebensführung nieder?

## **5 Die Lebensführung der Jugendlichen und ihre Herkunftsfamilie**

Wendet man sich aus einer familiensoziologischen Perspektive der Lebensführung Jugendlicher zu, dann muß man auf der einen Seite heute fundamentale Umbauten im Generationenverhältnis berücksichtigen. Auf der anderen Seite darf dies nicht dazu verleiten, eine totale Autonomie und ausschließliche Orientierung der Jugendlichen an den Peers oder gar dem Markt zu unterstellen:

Was das Generationenverhältnis angeht, ist zu notieren, daß Jugendliche heute über breitere und lebensgeschichtlich frühere Möglichkeiten für ein „eigenes Leben“ verfügen. Sie werden bereits frühzeitiger als eigene Person wahrgenommen, und es wird ihnen eine deutlich höhere Kompetenz zur Eigenverantwortung zugestanden. Dies geschieht, wie oben angemerkt, trotz eines verlängerten Angewiesenseins auf materielle Transferleistungen durch die Eltern (vgl. Vaskovics 1992). Der Anspruch auf eine weitgehend selbst-

ständige Lebensführung findet sich inzwischen bereits in einem Alter, das man traditionell eher noch zur Kindheit als zur Jugend rechnen würde, wie die Befunde der neueren Kindheitsforschung eindrucksvoll belegen (vgl. Bois-Reymond u.a. 1994). Dieser Zugewinn an Freiräumen steht in einer engen Verbindung mit einer nachhaltigen Veränderung der Umgangsformen zwischen Eltern und Jugendlichen. Das Miteinander-Aushandeln hat in vielen Familien die Oberhand gegenüber dem Befehlen und Gehorchen gewonnen (s. Kötters 2000).

Zumindest in Teilbereichen ist heute Wirklichkeit geworden, was Margaret Mead schon 1970 als Kennzeichen einer präfigurativen Kultur beschrieben hat: eine Umkehrung des Erfahrungsvorsprungs zugunsten der jüngeren Generation. In den Bereichen der Freizeit, des Konsums, der Mode und auch in der Technik besitzen die Kinder nicht selten einen bedeutsamen Vorsprung. Man spricht hier von der „retroaktiven Sozialisation“ (Klewes 1983).

Eltern holen heute auch den Rat der eigenen Kinder ein und sind in einer komplexen Warenwelt teilweise zum Eingeständnis eigener Kompetenzdefizite gezwungen. Der Zugewinn an Selbständigkeit und der Wissensvorsprung der jugendlichen Kinder schafft bereits in jüngeren Jahren in einem breiten Umfang Gestaltungsspielräume und Wahlmöglichkeiten für Jugendliche. Sie lassen sich nicht mehr so leicht von ihren Eltern vorschreiben, was sie zu tun haben, sondern erheben in Teilbereichen den Anspruch auf ein Leben nach eigener Regie. Mich interessiert an dieser Stelle, inwieweit diese eigene Regie von allen Jugendlichen gleichermaßen gewünscht wird und inwiefern es Bereiche gibt, in denen aktiv Rat und Unterstützung von Vater oder Mutter gesucht wird. Immerhin liegen Indizien dafür vor, daß existenziell wichtige Angelegenheiten wie Schul- und Berufswahl sowie ganz konkrete Maßnahmen wie die Bewerbung oder die Lehrstellensuche vornehmlich mit den Eltern besprochen werden.

Es erscheint also vernünftig, die jugendliche Lebensführung nicht nur als solitäres Autonomieprojekt zu betrachten, sondern nach wichtigen darauf ausstrahlenden familialen Faktoren zu suchen. Zur Einschränkung des Suchraums stütze ich mich auf einige etablierte theoretische Konzepte und empirische Evidenzen. Dies sind erstens allgemeinere neuere Einsichten zum Eltern-Kind-Verhältnis in der Jugendphase und zweitens Befunde, welche die Bedingungen für eine gelingende Transformation der Beziehungen im Entwicklungsverlauf der Jugendlichen entschlüsseln.

Es gehört erstens zu den wesentlichen Ergebnissen der angloamerikanischen und seit einigen Jahren auch der deutschen jugendbezogenen Familienfor-



schung, daß die Annahme eines Sturms und Drangs in der Jugendzeit, einem sich totalen Überwerfen mit den Eltern in den Bereich der Mythenbildung zu verweisen ist. So belegen mehrere Sammelreferate aus dem deutschen wie amerikanischen Sprachraum eine im Durchschnitt große gegenseitige emotionale Wertschätzung Jugendlicher und ihrer Eltern, mit Differenzierungen vor allem nach sozialer Schicht (Schröder 1995). Eine Überschätzung der Einflüsse der Gleichaltrigenkultur hatte dabei lange Zeit zur Vernachlässigung familienwissenschaftlicher Fragestellungen beigetragen, wie Spengler (1997: 111) es jüngst hervorgehoben hat: „Es war viel die Rede vom Bedeutungsverlust der Familie durch den zunehmenden Einfluß mächtiger Erziehungs- und Sozialisationskonkurrenten, allen voran jugendliche Peers mit ihrer spezifischen Freizeit- und Konsumkultur. Zwar ist die Zugehörigkeit zu Gleichaltrigengruppen in den letzten Jahrzehnten stark gestiegen, doch die positive Bedeutung von Peers für die psychosoziale und sozial-kognitive Entwicklung im Jugendalter ist mittlerweile anerkannt. Entgegen der – von der Subkulturthese inspirierten – Vorstellung vom chronischen Generationenkonflikt ist die ‚autonome Jugendwelt‘ pädagogisch nicht übermächtig. Empirische Untersuchungen zeigen, daß die Meinung der Eltern deutlich mehr respektiert wird als die der Freunde, vor allem im bestimmten Bereichen. Der elterliche Rat wird häufiger bei grundsätzlichen Themen wie Basiswerten und Zukunftsplanung, der Rat gleichaltriger Freunde bei Lebensstil- und Freizeitfragen gesucht.“ Daß diese Lebensstil- und Freizeitfragen wiederum nicht nur mit den Peers verhandelt werden, entfalten Barthelmes/Sander (1997) in einer qualitativen Forschungsarbeit. Medienvorlieben der Kinder in der Populärkultur können als Kristallisationskerne für Geschmacks- und Identitätsdiskurse zwischen Eltern und ihren jugendlichen Kindern dienen.

Im Verlauf der Familienbiographie treten zweitens Transformationen im Beziehungsgefüge von Eltern und Kinder auf, die sich wie folgt zusammenfassen lassen:

- Die mit den Eltern total verbrachte Zeit nimmt ab, diejenige mit Freunden oder in Organisationen nimmt zu (Larson/Richards 1994), emotionale Hochs werden eher mit Freunden erlebt (Schmitz/Wurm 1999). Allerdings gibt es Anzeichen dafür, daß die verbleibende gemeinsame Zeit auch stärker mit Diskussionen und Argumenten verbracht wird.
- In der mittleren Adoleszenz sind zwar Einbußen der gegenseitigen emotionalen Wertschätzung festzustellen, diese pendeln sich aber im Verlauf der Pubertät wieder ein. Auch hier ist parallel zum Durchschnittsverlauf

eine große Variabilität der Beziehungsverläufe dokumentiert worden (Seiffge-Krenke 1997).

- Die Beziehungen strukturieren sich in Richtung einer gegenseitigen Anerkennung um: Jugendliche Kinder schätzen ihre Eltern auf einer neuen Basis nach deren kognitiver Entthronung, also nachdem sie ihre Eltern nicht mehr als allwissend und fehlerfrei ansehen.
- Fend (1998) kann aus seinen längsschnittlichen Analysen Bedingungen für gelingende und weniger gelingende Beziehungen zwischen jugendlichen Kindern und ihren Eltern ableiten. So ist interessanterweise die gemeinsame und bildungsintensive Freizeitaktivität in der Frühphase der Adoleszenz von entscheidender Bedeutung. Sie bildet die Basis für vertrauensvolle Interaktionen in der mittleren und späten Adoleszenz, wenn sich die alltäglichen Interaktionsfelder entkoppeln und die Freunde und Freundinnen einen größeren Platz einnehmen. In den gelingenden Beziehungskonstellationen sind Eltern ferner weniger punitiv und stärker argumentationsorientiert. Schließlich schaffen es diese Eltern offensichtlich, ihre Kinder in Zwischenbereiche der Unabhängigkeit zu entlassen – also diesen Teile der Selbstführung in autonomer Regie zu überlassen, ohne den Jugendlichen gleich die Verantwortung über das gesamte Leben aufzubürden. Die Wichtigkeit einer Balance zwischen autonomieförderlichem Gewährenlassen und Verlässlichkeit für die Bewältigung des Übergangs Kindheit – Jugend wird in einer auf Beobachtungen der Interaktionen zwischen Eltern und Kindern beruhenden Längsschnittstudie von Ullrich (1999) bestätigt.

Auf der Basis dieser zwei neuen Sichtweisen der familienbezogenen Jugendforschung erscheint es heuristisch sinnvoll, die Lebensführung der Jugendlichen als ein soziales Objekt im Sinne von G.H. Mead zu konzeptualisieren. Kinder und Eltern regulieren einige Komponenten der Lebensführung, sie handeln bestimmte Grenzen aus und in bestimmten Feldern gibt es schlicht und einfach Dissens. Eltern beobachten das Tun und Lassen ihrer Kinder, vergleichen es mit ihrer eigenen Kindheit und Jugend (Fuhs 1999) und entwickeln, gestützt auf Wissensfragmente aus den Medien und Gesprächen mit anderen Eltern, Vorstellungen darüber, wie in der gegenwärtigen zeitgeschichtlichen Situation eine alterstypische Lebensführung auszusehen hat. Dabei wird auch ansatzweise darüber reflektiert, welche Konsequenzen die Offenheit sowie Widersprüchlichkeit moderner gesellschaftlicher Verhältnisse für die Elternrolle hat. Zusätzlich zur Berücksichtigung der individuellen Lern- und Sozialisationsgeschichte des jugendlichen Kindes gehen in die Bewertung jugendlichen Tuns schließlich subjektive Theorien über das gute

oder das glückliche Leben in einzelnen Lebensphasen ein, die sich dann in Maximen niederschlagen können wie „Zum Jungsein gehört es, daß die sich am Wochenende austoben“, „man muß sie mal verschiedene Hobbies ausprobieren lassen“, „sie sollen nicht nur für die Schule lernen“. Eltern figurieren in dieser Perspektive also als wichtige Ko-Konstrukteure der jugendlichen Lebensführung in einem kognitiv-normativen Sinne.

Eltern sind zudem wichtige Vermittler von sozialem und kulturellem Kapital. Soziale und kulturelle Aktivitäten der Eltern stellen ein Reservoir für Informationen, Unterstützung und Fertigkeiten dar, welche in die Gestalt der jugendlichen Lebensführung eingreifen. Dabei scheint den Vätern der entscheidende Anteil zuzukommen (Shulman/Seiffge-Krenke 1997: 46).

Zumindest bei einem Teil der Jugendlichen wird diese Lebensphase als ein von den Eltern und Kindern gemeinsam zu gestaltendes biographisches Projekt verstanden. Büchner/Fuhs (1998: 144) nehmen diese Ergebnisse zum Anlaß, eine Umorientierung der Jugendforschung in Angriff zu nehmen: „Für die Jugendforschung ist wichtig, daß diese die Eltern und Erwachsenen nicht länger nur als Gegner einer jugendkulturellen ‚Szene‘ begreift, in die sich Jugendliche zurückziehen und gegenüber der Erwachsenenwelt abschotten und für die man Sympathie hegt und emphatisch Position ergreift. Unser Datenmaterial macht deutlich, daß das Außer-Haus-Gehen und der Übergang von der Elternlenkung zur Selbstlenkung eine wichtige Seite des Ablösungsprozesses der Kinder und jungen Jugendlichen von ihren Eltern darstellt. Genauso wichtig ist aber auf der anderen Seite die forschungsstrategische Beachtung der Transformation der Generationenbeziehungen und des Generationenverhältnisses, die in der bisherigen Forschung eindeutig zu wenig in den Blick genommen worden sind. Deshalb kommt es darauf an, die Bedeutung der Eltern als Berater und Unterstützer im Prozeß der kindlichen Selbstermächtigung (oder auch Selbstsozialisation) gerade im Rahmen des Übergangs in die Jugendphase genauer und besser zu verstehen.“ Diese Selbstermächtigung bzw. Selbstsozialisation steht im Mittelpunkt des nächsten Abschnitts.

## **6 Lebensführung und Selbstsozialisation**

Das Konzept der Lebensführung bietet die Chance, einen Brückenschlag zum derzeit in Gang kommenden Diskurs zur Selbstsozialisation (Fromme/Kommer/Mansel/Treumann 1999) zu vollziehen. Dieser Diskurs führt seit längerem vorhandene Positionen fort, die dem sich entwickelnden Subjekt – sei es das Kleinkind, sei es der Jugendliche oder gar der erwachsene Mensch – mehr Bedeutung für seine eigene Entwicklung und Sozialisation beimessen. Es ist kein Zufall, daß dieser Diskurs in einer gesellschaftlichen Situation zunehmend Resonanz erfährt, in der die sozialen Systeme dem Individuum immer stärker Eigenleistungen abverlangen (Degele 1999). Damit ist angedeutet, daß ich mir bewußt bin, daß die Redeweisen Selbstsozialisation und Selbstbildung Gefahr laufen, für politische Interessen, die auf eine Deregulierung des Bildungsmarktes zielen, mißbraucht zu werden (s. auch Dollase 1999). Trotzdem birgt das Konzept ein großes heuristisches Potential, das auch für die Jugendforschung genutzt werden sollte.

Erstens geht es dabei darum, Lebensführung als Medium der Sozialisation zu konzeptualisieren. Eine wichtige Wurzel hierfür ist die Vorstellung, Kinder und Jugendliche nicht mehr als weitgehend passive Opfer ihrer Umwelt anzusehen, sondern sie als in jeweils empirisch zu eruierendem Maße auch als Gestalter ihrer eigenen Entwicklung, ihrer Sozialisationsnischen, zu betrachten, was über das Hurrelmannsche (1983) Diktum des aktiv realitätsverarbeitenden Subjekts hinausführt. Betont werden in dieser Sichtweise die Transaktionen zwischen Umwelt und Person, die Umgestaltungen der Ökologien des Aufwachsens beinhalten können. Pikanterweise wird diese Sichtweise nachhaltig von der Verhaltensgenetik unterstützt (Schneewind/Walper/Graf 2000).

Spezifisch für die Selbstsozialisation und das Selbstentwerfen der eigenen sozialen Ökologien im Jugendalter ist nun, wie Henneberger/Deister (1996: 19) herausarbeiten: „Zwar beeinflussen auch Kinder die eigene Entwicklung, sie haben bestimmte Interessen und Vorlieben, lösen durch ihr Verhalten, ihr Erscheinungsbild Reaktionen in ihrer Umwelt aus [...] Aber Kinder erleben typischerweise die eigene Zukunft nicht als Herausforderung [...] Für Jugendliche dagegen bekommt [...] die Möglichkeit, die eigene Entwicklung zu gestalten, eine neue Qualität. Sie beginnen, entsprechend ihren Vorerfahrungen, sich bewußt mit den Erwartungen der Umwelt auseinanderzusetzen, formulieren unter Umständen eigene Zukunftsentwürfe und erproben unterschiedliche Möglichkeiten zu ihrer Realisierung. Besser als zuvor können sie die langfristigen Konsequenzen ihrer Entscheidungen überschauen, gegen-

einander abwägen und die Möglichkeiten wählen, die ihnen am effektivsten erscheinen.“

Jugendliche bilden demnach als Orientierungen ihres alltäglichen Handelns persönliche Ziele, welche auch künftige Schritte ihrer eigenen Entwicklung betreffen (Silbereisen 1996). Sie wählen Räume, Zeiten und Tätigkeiten nicht alleine vor dem Hintergrund momentan aktivierter hedonistischer Strebungen aus, sondern berücksichtigen teilweise die wahrgenommene Nützlichkeit längerfristiger persönlicher Projekte für ihre weitere Biographie. Dabei greifen sie Angebote der vorgefundenen materiell-symbolischen Kultur auf und transformieren diese eventuell im Lichte eigener Entwicklungs- bzw. Lebensziele. Plakative Beispiele für diese Sachverhalte finden sich in der jugendlichen Medien- und speziell der Computernutzung. Zum einen dienen Computerspiele oder Songs der individuellen Rekreation im Alltag sowie der Integration in bestimmte Peergroups oder Jugendszenen. Zum anderen werden die Möglichkeiten der Computer- und Medientechnik für ein wachsendes Segment der Jugendlichen zu Vehikeln der Konstruktion einer erfolgversprechenden Kompetenzbiographie. Ähnliche Zusammenhänge können im Feld des Sports beobachtet werden. Schwier (1998) rekonstruiert die vielfältigen Nutzungsweisen und Bezüge des neuen Jugendsports bzw. der neuen bewegungsorientierten Jugendkulturen. Inline-Skating, Skateboarding und Streetball signalisieren eine Distanz zum offiziellen Sportprogramm. Sie stellen daher kein bloßes Sporttreiben dar, sondern sind Ausdruck eines Lebensstils, der sich gegen Normen und die Deutungshoheit der dominanten Erwachsenenkultur richtet. Allerdings legen die bisherigen Befunde nahe, daß es sich bei der überwiegenden Mehrheit der Skater und Streetballer um „Teilzeitstylisten“ handelt. Die Selbststilisierung determiniert nicht die gesamte Lebensführung, nicht in allen sozialen Feldern tritt man als „cooler Streetballer“ in Erscheinung. Allenfalls für eine Minderheit wird das Skaten und Raten zu einem lebensthematischen Schwerpunkt.

Sozialisation in der modernen, differenzierten und zunehmend „kulturalisierten“ Gesellschaft läßt sich vor der Folie dieser Überlegungen auch als Form der Selbstkultivation begreifen, indem die Kultur selektiv und zielgerichtet auf ihren möglichen Beitrag für die Entwicklung der eigenen Individualität hin befragt und genutzt wird. Kultur ist hier in einem umfassenden Sinne gemeint, schließt also explizit materielle Dinge ein. Sie ermöglicht es, der Person innewohnende Möglichkeiten und von dieser entwickelte Intentionen in externale Handlungen umzusetzen, die dann wiederum Teil der Kultur werden können. Diese Argumentationsfigur findet sich gegenwärtig unter Bezug auf Simmels Kulturtheorie und eines Versuchs der Integration von Pi-

aget sowie Wygotski auch in der ökologischen Entwicklungspsychologie (Fuhrer 1999, Fuhrer/Josephs 1998). Ein Vorzug dieser Auffassung ist, daß sie ein grundsätzlich probabilistisches Sozialisationsmodell nahelegt und damit kausal-mechanistische Verständnisse in ihre Schranken verweist. Dadurch, daß Individuen als Rezipienten und Produzenten von Kultur in den Blick genommen werden, wird anschaulich, daß Kultur etwas Veränderliches, Kontingentes ist. Die innovativen Strategien, mit denen insbesondere Jugendliche diese Kultur eigensinnig bearbeiten, wirken in der reflexiven Moderne auf die Gesamtgesellschaft zurück. Es kommt zu einer Produktions-Konsumtionsspirale, in der die Redeweise von der „Authentizität“ jugendkultureller Impulse immer schwerer zu belegen ist, da Werbung, Wirtschaft und Forschung sehr schnell jugendliche Innovationen aufnehmen, interpretieren und ihrerseits wieder in Produkte umsetzen (Kemper 1999).

Die hier knapp entfalteten Argumentationslinien weisen nun allerdings noch das Defizit auf, sich zu sehr auf bestimmte Einzeltätigkeiten zu konzentrieren. Die Lebensführungsforschung könnte hier mit ihrer Betonung des System- und Ganzheitscharakters von Tätigkeiten eine Erweiterung des Theoriefokus bewirken. So scheint mir von besonderer strategischer Relevanz, die Beziehungen zwischen „Teilzeitlebensstilen“ und Lebensführung zu klären.

Teil der Selbstsozialisation ist nun auch der Entwurf einer biographischen Perspektive, die wiederum in Auseinandersetzung mit kulturellen Schablonen und Vorgaben, den sogenannten Entwicklungsaufgaben, erfolgt, sich aber nicht in diesen erschöpft. Wie insbesondere Fend (1991) immer wieder hervorhebt, geht es um eine Auseinandersetzung mit der Zukunft, die durch die Differenzierung der modernen Gesellschaft einen mehrdimensionalen Charakter angenommen hat. Schulische Laufbahn, berufliche Karriere, Freizeitaktivitäten, Partnerschaften sowie Vorstellungen von Transzendenz stehen im Horizont der jugendlichen Lebensbewältigung. Der Umgang mit den Herausforderungen, das Setzen von Prioritäten sollte auch Spuren in der tagtäglichen Lebensführung der Jugendlichen hinterlassen.

Das damit angetippte Spannungsverhältnis zwischen aktuellen Handlungen und Reflexionen sowie langfristigen Lebenszielen ist wiederum höchst anschlussfähig zu den aktuellen Bestrebungen innerhalb der Lebensführungsforschung, eine biographische und sozialisatorische Linie in den Sockel der Theorie einzuziehen, wie wir sie ausformuliert bei Wehrich (1998) finden: Alltägliche Lebensführung stellt ein Integrationsinstrument dar, das Lebenszeit und Alltagszeit sinnhaft miteinander verknüpft. Die alltäglichen Handlungen bekommen ihren Sinn vor der Etablierung einer individuellen Le-

bensgeschichte – und vice versa. Alltägliche Lebensführung ist das Mittel, das es möglich macht, den Balanceakt durchzuführen zwischen den Anforderungen und Sinngebungsmustern einzelner Lebensbereiche und – wie ich ergänzen möchte: zwischen der kurz- und langfristigen Perspektive des Lebens.

Nimmt man diese theoretische Herausforderung ernst, dann gilt es, in dem Feld der Jugendforschung einzelne Tätigkeiten und persönliche Projekte hinsichtlich ihres potentiell selbstsozialisatorischen Charakters zu untersuchen. Forschungspraktisch bedeutet dies, über die minutiöse Erfassung der Wochenverläufe in Zeit und Raum hinaus Reflexionen und Zwecksetzungen aus der Perspektive der Jugendlichen und wichtiger Bezugspersonen – vor allem der Eltern und Peers einzuholen. Forschungsstrategisch interessante Erhebungszeitpunkte sind solche, die einen Übergang des Jugendlichen markieren, etwa ein Wechsel des Schultyps oder der Umzug in einen anderen Ort.

Ein zweites Argument, dem vertieft nachzuspüren sein wird, lautet: Gerade die oben eingeführten zentralen zeitdiagnostischen Kernelemente der Offenheit und Widersprüchlichkeit verbieten es, Lebensführung als vollständig vom Individuum gesteuert, überschaubar und beherrschbar anzusehen. Stellt man die Kontingenz moderner Gesellschaften in Rechnung sowie die Tatsache, daß nicht alle Elemente des täglichen Lebens, wie sie beispielsweise in einem Wochenablaufschema erhoben werden können, auf eigenständiger Auswahl beruhen, dann erscheint es sinnvoll zu postulieren, daß Lebensführung unter sozialisationstheoretischer Perspektive in zwei grundlegende Komponenten zerfällt. Zum einen in intentional herbeigeführte, reflexive Anteile, die nochmals zu untergliedern sind in a) durch vollständig selbstgefallte Entscheidungen des Jugendlichen oder b) im Diskurs mit Dritten zustande gekommene Entscheidungen. Zum anderen sind diejenigen Anteile bei der theoretischen Konzeptualisierung der „Wirkung von Lebensführung“ ins Kalkül zu ziehen, die nicht-intentional sowie durch die für die Postmoderne kennzeichnende Aleatorik soziostruktureller Entwicklungen (Lüscher 1988) entstehen. Beide Komponenten sind als Umwelt des Jugendlichen zu verstehen, als Medien der Selbstsozialisation.

Drittens ist als struktursoziologisches Korrektiv zu einem allzu voluntaristisch eingefärbten Bild jugendlicher Lebensgestaltung mit Behringer (1998) und Keupp (1999) an die Ressourcenabhängigkeit von Lebensführung und davon ausgehend der Identität zu erinnern: Wie die Vermittlung der Anforderungen und Erfahrungen in den unterschiedlichen Lebensbereichen auf praktischer und psychischer Ebene gelingt, ob es zu einer konstruktiven Lösung der Entwicklungsaufgaben kommt, hängt entscheidend von den

materiellen, sozialen, kulturellen Ressourcen einer Person ab. Noch zugespitzter formuliert: die Chancen, eine tragfähige Balance zwischen gegenwärtigen und zukünftigen Handlungsprojekten zu erproben, sind sozialstrukturell gesehen asymmetrisch verteilt. Finanzielles, kulturelles sowie soziales Kapital bestimmen zu einem wesentlichen Teil mit, welche Bewältigungsstrategien zum Tragen kommen können.

## **7      Schlußfolgerung und Ausblick: Beiträge der Lebensführungsforschung zu einer reflexiven Pädagogik der Lebenskunst in der Postmoderne**

Zielsetzung meines Aufsatzes war es, das gegenseitige Bereicherungspotential darzustellen, das einer Integration der Kindheits- und insbesondere Jugendforschung in die Lebensführungsansätze und umgekehrt erwachsen könnte. Abschließend sei noch ein spekulatives Anwendungsfeld angerissen, das einer vertieften Beschäftigung mit dem Spannungsfeld des alltäglichen Tuns und der biographischen Langfristplanung entspringt.

Welchen Wert, welchen Verwendungszweck kann ein solches Projekt über die engere innerwissenschaftliche Relevanz im Spannungsfeld von Lebensführungsansatz, Jugendforschung und Familiensoziologie haben? Ich denke, es könnte zu einer empirischen Fundierung der derzeit sehr stark an Intensität und öffentlicher Beachtung gewinnenden Diskussion um Lebenskunst, Selbstsorge und gelingendes Leben in der Postmoderne beitragen und seinerseits dann von den dort angestellten Überlegungen profitieren.

In dieser Debatte geht es um eine über den engeren Fragekreis der Sollens-Moral hinausführende Thematisierung der Bedingungen des sozialen und individuell erfüllten Lebens, was nicht mit einer Anleitung zum uneingeschränkten Hedonismus gleichgesetzt werden darf. Dazu wird einerseits auf die reiche antike Tradition der Glücks- und Tugendlehren zurückgegriffen und deren Potential für heutige Fragen der Lebenskunst ausgelotet. Andererseits wird ein Bezug zu neuen sozialwissenschaftlichen Feldern hergestellt, wie etwa zur Wohlfahrts- oder zur Glücksforschung, die empirische Determinanten bzw. Verständnisse von Lebensqualität abzuleiten suchen.

Bemerkenswerte Überlegungen zu den Grundlagen einer Lebenskunst hat der Philosoph Wilhelm Schmid angestellt. In seiner umfassenden, auch sozialwissenschaftlich informierten Neubegründung einer Lebenskunst unter den Vorzeichen einer heterogenen, fragmentierten Gesellschaft arbeitet er heraus, wie wichtig das reflexive Moment von Lebensführung, die Lebenskunst



ist, um einseitigen Festschreibungen und Strukturzwängen begründet entgegenwirken zu können. „Das größte Problem in modernen Gesellschaften ist nicht, dass die Lebensführung zu sehr gegängelt würde, sondern dass sie behandelt wird, als verstünde sie sich von selbst, sodass sie zu erlernen, kein Gegenstand von Bildung und Erziehung ist“ (Schmid 1998: 119). Das eigene Leben zu gestalten bedeute, von Zeit zu Zeit wie ein Maler einige Schritte zurückzutreten, das Werk zu betrachten und zu überprüfen, ob etwas verändert werden sollte – um dann wieder an die Arbeit zu gehen.

„Der Weg den das Subjekt in seinem Leben nimmt, wird erschlossen durch die hermeneutische Frage: Welches Verständnis vom Leben habe ich? Interpretationen, das eigene Leben und die Lebenswelt betreffend, ermöglichen dem Subjekt der Lebenskunst die Führung des Lebens. Durch die Arbeit der Interpretation wird geklärt, was für das Selbst Bedeutung hat, was nicht, was als wichtig und unwichtig erscheint und auf welche Weise der Vollzug des Lebens daran jeweils zu orientieren ist“ (Schmid 1998: 91).

Bezogen auf die mich interessierenden Lebensphasen Kindheit und Jugend ist nach den Ermöglicungen solchen „Zurücktretens“ zu fragen. Es stellte eine Überforderung dar, dies an die einzelnen Jugendlichen als individuellen Bildungsauftrag heranzutragen. Vielmehr könnten Schule und Familie, aber auch Vereine prominente Orte sein, in denen diese individuellen Fragen im diskursiven Dialog zumindest erörtert, wenn schon nicht beantwortet werden könnten. Hervorragend geeignet für diese Reflexionen ist neben dem konventionellen Religionsunterricht das neue Schulfach Ethik und Lebensgestaltung.

Umgekehrt können soziologische Einsichten in die Strukturen, Muster, Ressourcen und Restriktionen von Lebensführung ihrerseits von Nutzen sein, da sie in der Lage sind, dem ethisch-philosophischen Diskurs wiederum empirische Eckpunkte zu vermitteln. Der Dialog von empirischer Lebensführungsforschung und philosophischer Lebenskunst ließe sich so als ein eigenständiger Beitrag zu einer Pädagogik der Selbst-Bildung in der Postmoderne etablieren.

Ganz in diesem Sinne hat jüngst Laubach (1999) die Berücksichtigung soziologischer Erkenntnisse über die Lebensführung als wichtige Bereicherung zur Fundierung einer Ethik bezeichnet, die praktisch wirksam werden kann. Der „Topos“ Lebensführung wird hier aufgegriffen als Chiffre, welche in besonderer Weise geeignet sei, die implizite ethische Problematizität alltäglichen Lebens überhaupt zu verdeutlichen. Er kann dadurch zugleich als Grundwort für die Konzeption einer Ethik verstanden werden, die Alltagser-

führung und Reflexion gleichermaßen berücksichtigt und sie systematisch vernetzt.

### *Literatur*

- Baacke, D. (1999). Jugend und Jugendkulturen. Darstellung und Deutung (3. überarbeitete Auflage). Weinheim.
- Barthelmes, J./Sander, E. (1997). Medien in Familie und Peer-group. Vom Nutzen der Medien für 13- und 14jährige. München.
- Bauman, Z. (1992). Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit. Hamburg.
- Behringer, L. (1998). Lebensführung als Identitätsarbeit. Der Mensch im Chaos des Alltags. Frankfurt a.M./New York.
- Büchner, P./Fuhs, B. (1998). Das biographische Projekt des Erwachsenwerdens. Chancen und Risiken beim Übergang von der Kindheit in die Jugendphase. In: P. Büchner/M. Du Bois-Reymond/J. Ecarius/B. Fuhs, B. (Hrsg.), Teeniewelten (S. 113-144). Opladen.
- Degele, N. (1999). Soziale Differenzierung: Eine subjektorientierte Perspektive. Zeitschrift für Soziologie, 28(5), 345-364.
- Dollase, R. (1999). Selbstsozialisation und problematische Folgen. In: J. Fromme/S. Kommer/J. Mansel/K.-P. Treumann (Hrsg.), Selbstsozialisation, Kinderkultur und Mediennutzung (S. 23-42). Opladen.
- Dröbber, T. (1998). Zwischen Offenheit und Halt. Einige Befunde neuerer Jugendstudien. In: L. Böhnisch/M. Rudolph/B. Wolf (Hrsg.), Jugendarbeit als Lebensort. Jugendpädagogische Orientierungen zwischen Offenheit und Halt (S. 75-94). Weinheim.
- Du Bois-Reymond, M./Büchner, P./Krüger, H.-H./J. Ecarius/Fuhs, B. (1994). Kinderleben. Modernisierung von Kindheit im interkulturellen Vergleich. Opladen.
- Ebertz, M. N./Nickolai, W. (1999). Mächtig – Ohnmächtig. Jugendliche im ländlichen Raum. Konstanz.
- Fend, H. (1991). Identitätsentwicklung in der Adoleszenz. Lebensentwürfe, Selbstfindung und Weltaneignung in beruflichen, familiären und politisch-weltanschaulichen Bereichen. Entwicklungspsychologie der Adoleszenz in der Moderne, Bd. 2. Bern.
- Fend, H. (1998). Eltern und Freunde. Soziale Entwicklung im Jugendalter. Bern.
- Ferchhoff, W. (1999). Jugend an der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert. Lebensformen und Lebensstile. Opladen.
- Fromme, J./Kommer, S./Mansel, J./Treumann, K.-P. (Hrsg.) (1999), Selbstsozialisation, Kinderkultur und Mediennutzung. Opladen.
- Fry, P. S. (1998). The Development of Personal Meaning and Wisdom in Adolescence: A Reexamination of Moderating and Consolidating Factors and Influ-

- ences. In: P. T. P. Wong/P. S. Fry (Hrsg.), *The Human Quest for Meaning. A Handbook of Psychological Research and Clinical Applications* (S. 91-110). Mahwah, NJ.
- Fuhs, B. (1999). *Kinderwelten aus Elternsicht. Zur Modernisierung von Kindheit.* Opladen.
- Fuhrer, U. (1999). Identitätsentwicklung als Bedeutungsbildung in tetradischen Transaktionen. In: U. Fuhrer/I. E. Josephs (Hrsg.), *Persönliche Objekte, Identität und Entwicklung* (S. 83-108). Göttingen.
- Fuhrer, U./Josephs, I. E. (1998). The Cultivated Mind: From Mental Mediation to Cultivation. *Developmental Review*, 18 (2), 279-312.
- Georg, W. (1992). Jugendliche Lebensstile – ein Vergleich. In: *Jugendwerk der Deutschen Shell* (Hrsg.), *Jugend 92. Lebenslagen, Orientierungen und Entwicklungsperspektiven im vereinigten Deutschland. Band 2: Im Spiegel der Wissenschaften* (S.265-286). Opladen.
- Göckenjahn, G. (2000). *Das Alter würdigen. Altersbilder und Bedeutungswandel des Alters.* Frankfurt a. M.
- Henneberger, A./Deister, B. (1996). Jugendliche wählen ihre Umwelt. Die Bedeutung von Entwicklungsaufgaben im Lebenskontext. In: R. Schumann-Hengstler/Trautner, H. M. (Hrsg.), *Entwicklung im Jugendalter* (S. 19-40). Göttingen.
- Hielscher, V./Hildebrandt, E. (1999). *Zeit für Lebensqualität. Auswirkungen verkürzter und flexibilisierter Arbeitszeiten auf die Lebensführung.* Berlin.
- Holert, T. (1999). Abgrenzen und durchkreuzen. Jugendkultur und Popmusik im Zeichen des Zeichens. In: P. Kemper/Th. Langhoff/U. Sonnenschein (Hrsg.), „alles schön bunt hier“. *Die Geschichte der Popkultur von den Fünfzigern bis heute* (S. 21-33). Stuttgart.
- Hornstein, W. (1990). *Aufwachsen mit Widersprüchen – Jugendsituation und Schule heute. Rahmenbedingungen – Problemkonstellationen – Zukunftsperspektiven.* Stuttgart.
- Hurrelmann, K. (1983). Das Modell des produktiv realitätsverarbeitenden Subjekts in der Sozialisationsforschung. *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie*, 3 (1), 91-103.
- Junge, M. (1995). *Forever Young? Junge Erwachsene in Ost- und Westdeutschland.* Opladen.
- Jürgens, K./Reinecke, K. (1998). Zwischen Volks- und Kinderwagen. Auswirkungen der 28,8-Stunden-Woche bei der VW AG auf die familiäre Lebensführung von Industriearbeitern. Berlin.
- Kemper, P. (1999). Jugend und Offizialkultur nach 1945. In: P. Kemper/T. Langhoff/U. Sonnenschein (Hrsg.), „alles schön bunt hier“. *Die Geschichte der Popkultur von den Fünfzigern bis heute* (S. 11-20). Stuttgart.
- Klewes, J. (1983). *Retroaktive Sozialisation. Einflüsse Jugendlicher auf ihre Eltern.* Weinheim.
- Keupp, H. (1999). *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne.* Reinbek.
- Kirchhöfer, D. (1998). *Aufwachsen in Ostdeutschland. Langzeitstudie über Tagesläufe 10- bis 14jähriger Kinder.* Weinheim.
- Kirchhöfer, D. *Kindliche Lebensführungen im Umbruch. In diesem Band* (S. 61-86).

- Koch, K./Weiß, A. (1998). Wandel in der Freizeit beim Übergang des Kindes ins Jugendalter: Westdeutschland. In: P. Büchner/M. Du Bois-Reymond/J. Ecarius/B. Fuhs/H.-H. Krüger (Hrsg.), *Teenie-Welten. Aufwachsen in drei europäischen Regionen* (S. 181-199). Opladen.
- Kötters, C. (2000). *Wege aus der Kindheit in die Jugendphase*. Opladen.
- Lange, A. (1995). Eckpfeiler der sozialwissenschaftlichen Analyse von Kindheit heute. *Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau*, 18 (30), 55-68.
- Lange, A. (1996). Formen der Kindheitsrhetorik. In: H. Zeiher/P. Büchner/J. Zinnecker (Hrsg.), *Kinder als Außenseiter? Umbrüche in der gesellschaftlichen Wahrnehmung von Kindern und Kindheit* (S. 75-95). Weinheim.
- Larson, R./Richards, M. (1994). *Divergent Realities. The Emotional Lives of Mothers, Fathers, and Adolescents*. New York.
- Laubach, Th. (1999). *Lebensführung*. Frankfurt am Main.
- Lenz, K. (1988). *Die vielen Gesichter der Jugend*. Frankfurt a.M./New York.
- Lüscher, K. (1988). Familie und Familienpolitik im Übergang zur Postmoderne. In: K. Lüscher/F. Schultheis/M. Wehrspau, Michael (Hrsg.), *Die „postmoderne“ Familie. Familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit* (S. 15-36). Konstanz.
- Münchmeier, R. (1998a). Jugend als Konstrukt. Zum Verschwinden des Jugendkonzepts in der ‚Entstrukturierung‘ der Jugendphase – Anmerkungen zur 12. Shell-Jugendstudie. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 1 (1), 103-118.
- Münchmeier, R. (1998b). ‚Entstrukturierung‘ der Jugendphase. Zum Strukturwandel des Aufwachsens und zu den Konsequenzen für Jugendforschung und Jugendtheorie. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 48 (31), 3-13.
- Pollack, W. (1998). *Richtige Jungen. Was sie vermissen, was sie brauchen*. Bern.
- Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (Hrsg.) (1995). *Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung*. Opladen.
- Rerrich, M. S. (1994). Zusammenfügen, was auseinanderstrebt. In: U. Beck/E. Beck-Gernsheim (Hrsg.), *Risikante Freiheiten* (S. 201-218). Frankfurt a.M.
- Scherr, A. (1997). *Subjektorientierte Jugendarbeit. Eine Einführung in die Grundlagen emanzipatorischer Jugendpädagogik*. Weinheim.
- Schmid, W. (1998). *Philosophie der Lebenskunst. Eine Grundlegung*. Frankfurt a.M.
- Schmitz, B./Wurm, S. (1999). Soziale Beziehungen, aktuelle und habituelle Befindlichkeit in der Adoleszenz. *Zeitschrift für Pädagogische Psychologie*, 13 (4), 223-235.
- Schneewind, K. A./Walper, S./Graf, J. (2000). Sozialisation in der Familie als Quelle individueller Unterschiede. In: M. Amelang (Hrsg.), *Determinanten individueller Unterschiede (Enzyklopädie der Psychologie, Themenbereich C: Theorie und Forschung, Serie VII, Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung, Band 4 )* (S. 249-343). Göttingen.
- Scholz, G. (1994). *Die Konstruktion des Kindes. Über Kinder und Kindheit*. Wiesbaden.
- Schröder, H. (1995). *Jugend und Modernisierung*. Weinheim.
- Seiffge-Krenke, I. (1997). Wie verändern sich die familiären Beziehungen im Jugendalter? *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, 29 (3), 133-150.

- Shulman, S./Seiffge-Krenke, I. (1997). *Fathers and Adolescents. Developmental and Clinical Perspectives*. London.
- Silbereisen, R. K. (1996). Jugendliche als Gestalter ihrer Entwicklung: Konzepte und Forschungsbeispiele. In: R. Schumann-Hengsteler/H. M. Trautner (Hrsg.), *Entwicklung im Jugendalter* (S. 1-18). Göttingen.
- Schwieb, J. (1998). *Spiele des Körpers. Jugendsport zwischen Cyberspace und Streetstyle*. Hamburg.
- Smart, B. (1999). *Facing Modernity. Ambivalence, Reflexivity and Morality*. London.
- Spengler, P. (1997). Jugend in der Familie. In: H. Macha/L. Mauermann (Hrsg.), *Brennpunkte der Familienerziehung* (S. 98-121). Weinheim.
- Strüder, I. (1999). *Altsein in Deutschland*. Opladen.
- Ullrich, M. (1999). Wenn Kinder Jugendliche werden. Die Bedeutung der Familienkommunikation im Übergang zum Jugendalter. Weinheim.
- Vaskovics, L. A./Buba, H. (1992). Postadoleszenz und intergenerative Beziehungen in der Familie. In: *Jugendwerk der Deutschen Shell* (Hrsg.), *Jugend 92. Lebenslagen, Orientierungen und Entwicklungsperspektiven im vereinigten Deutschland*. Bd. 2 (S. 395-408). Opladen.
- Wehrich, M. (1998). *Kursbestimmungen. Eine qualitative Paneluntersuchung der alltäglichen Lebensführung im ostdeutschen Transformationsprozeß*. Pfaffenweiler.
- Zeiger, H./Zeiger, H. (1994). *Orte und Zeiten der Kinder. Soziales Leben im Alltag von Großstadtkindern*. Weinheim.

*Ursula Nissen*

## **Lebensführung als „Missing link“ im Sozialisationsprozeß?**

Der Sozialisationsbegriff ist ins Gerede gekommen: Wurde das Paradigma in den 80er Jahren zunächst von seiten der angelsächsischen Sozial- und Kulturwissenschaften, in den 90ern dann auch von der deutschen Kindheitsforschung unter anderem als unzeitgemäß, eng, normativ und erwachsenenzentriert kritisiert und abgelehnt, erlebt es in jüngster Zeit zumindest in der deutschsprachigen Forschung eine Renaissance. Als Beleg für das Bemühen um seine konzeptuelle Erneuerung können die in jüngster Zeit erschienenen Sammelbände von Grundmann (1999) und Leu/Krappmann (1999) angeführt werden. Vor allem die erstgenannte Veröffentlichung schließt explizit an die Diskussion der 70er Jahre an, in der der analytische Fokus der Sozialisationsforschung verschoben wurde „von der Differenzierung sozialstruktureller Sozialisationsbedingungen (wie sie im sozialökologischen Ansatz der Sozialisationsforschung weiter verfolgt wurde) hin zur Analyse individueller Entwicklungsprozesse unter bestimmten sozialen Ausgangsbedingungen. ... im Mittelpunkt des Interesses stehen die Vermittlungs- und Konstruktionsprozesse selbst, über die sich das Individuum die Bedeutung der umgebenden Welt erschließt“ (Grundmann 1999a: 9f).

Die bereits 1980 von Geulen/Hurrelmann formulierte Auffassung, daß Sozialisation zu verstehen ist „als der Prozeß der Entstehung und Entwicklung der Persönlichkeit in wechselseitiger Abhängigkeit von der gesellschaftlich vermittelten sozialen und materiellen Umwelt“ (Geulen/Hurrelmann 1980: 51) gehört mittlerweile zu den grundlegenden Einsichten der Sozialisations-  
theorie.<sup>1</sup>

Sozialisation wird verstanden als Prozeß der „Selbst-Bildung in sozialen Praktiken“ (Bilden 1991), d.h. als Prozeß der Aneignung und Konstruktion.

---

1 Mit Recht weist Leu unter Verweis auf Dippelhofer-Stiem darauf hin, daß diese Charakterisierung keine Erfindung der Sozialisationsforschung ist, sondern bereits seit der Aufklärung eine wichtige Rolle in philosophischen und pädagogischen (zu ergänzen wäre: psychologischen) Schriften spielt (Leu 1999: 77).

Die Individuen entwickeln sich als autonome Subjekte, sie sind aktiv Handelnde, die nicht „Opfer der Verhältnisse“ sind, sondern die ihre Umwelt beeinflussen und gestalten, die sich anpassen, aber auch Widerstand üben können. Das Programm einer solchen konstruktivistischen Sozialisationsforschung zielt auf „die Beschreibung wechselseitig aufeinanderbezogener und gleichwohl voneinander unabhängiger Prozesse der sozialen Organisation und Regulierung sozialen Handelns sowie der individuellen Gestaltung und Realisierung von Lebensentwürfen“ (Grundmann 1999a: 11).

### **1 Das ungelöste Problem der Sozialisationsforschung: die Vermittlung von Innen- und Außenaspekt der Sozialisation**

Mit den Postulaten des autonomen Subjekts, der Interaktion zwischen Individuum und Umwelt und der gegenseitigen Bedingung von Handlungsstrukturen und Handlungswissen sind jedoch noch nicht die Fragen beantwortet:

Welches sind die „Mechanismen“, durch die gesellschaftliche Symbolisierungen, Werte und Normen im Prozeß der Persönlichkeitsentwicklung subjektiv integriert werden und die sich umgekehrt in objektivierenden gesellschaftsgestaltenden Prozessen entäußern? Wie erfolgt die Verbindung zwischen individuellen Entwicklungsprozessen und den sozialen Strukturen der gesellschaftlichen Umwelt?

Die Versuche, handlungstheoretische und strukturtheoretische Ansätze in einer Synthetisierung – zu einer „Theorie gesellschaftlicher Handlungsfähigkeit“ (Geulen) – miteinander zu verbinden, d.h. gesellschaftstheoretische in handlungs- und subjekttheoretische und umgekehrt handlungs- und subjekttheoretische in gesellschaftstheoretische Aussagen zu überführen und damit Persönlichkeitsentwicklung in Auseinandersetzung mit den gesellschaftlich vermittelten Lebensbedingungen erklären zu können, sind noch immer nicht sehr zahlreich. Die vielleicht vordringlichste Fragestellung der Sozialisationsforschung, nämlich die genaue Analyse der sozialisatorischen Schnittstelle der Subjekt-Umwelt-Interaktion in Hinblick sowohl auf dauerhafte Veränderungen im Subjekt als auch auf die Beteiligung des Subjekts selbst an Sozialisationsprozessen, ist damit folglich theoretisch, aber auch empirisch nicht als beantwortet anzusehen. Die empirische Überprüfung des Zusammenhangs zwischen individueller und historisch-gesellschaftlicher Entwicklung bereitet der empirischen Sozialforschung aufgrund der Vielzahl der Variablen auf der Subjekt- wie auf der Umweltseite und deren ständiger

Veränderung große Schwierigkeiten (vgl. Nissen 1998: 22; vgl. auch bereits Geulen 1980).

Der Nachteil der fehlenden Analyse der sozialisatorischen Schnittstelle der Interaktion von handelndem Subjekt und objektiven Umweltgegebenheiten zeigt sich zum Beispiel in der geschlechtsspezifischen Sozialisationsforschung. Obwohl führende Theoretikerinnen den Menschen grundsätzlich als autonomes Subjekt sehen, dem eine aktive Rolle im Sozialisationsprozeß zukommt, lassen sich gelegentlich Anklänge an die sozial-deterministische Sichtweise funktionalistischer Konzeptionen finden: Da sich die gesellschaftliche Realität sehr gut beschreiben läßt, die Mitwirkung des Subjekts an seiner eigenen Sozialisation jedoch noch weitgehend unerforscht ist, besteht leicht die Gefahr, System und Kultur eine fiktive Eigengesetzlichkeit gegenüber den Subjekten zuzuschreiben und Mädchen und Frauen lediglich als Opfer und nicht als aktive Produzentinnen des „Systems der Zweigeschlechtlichkeit“ zu sehen.

## **2 Die Verdichtung des Schnittpunkts: Lebensführung als „Missing link“ im Sozialisationsprozeß?**

Zu den wenigen Ansätzen, in denen sowohl theoretisch wie empirisch eine Verbindung von individueller Entwicklung und sozialer Struktur erfolgt, gehören die Arbeiten von Wolfgang Edelstein, dem der Sammelband von Grundmann gewidmet ist. Einen weiteren Versuch einer theoretischen Verbindung hat Hans Rudolf Leu mit seinem Konzept der „Alltagspraxis in der biographischen Situation“ unternommen (Leu 1996, 1999)<sup>2</sup>, das teilweise übereinstimmt mit dem Konzept der Lebensführung, wie es im Sonderforschungsbereich 333 entwickelt wurde (v.a. Voß 1991a). Beide Konzepte stellen einen Beitrag zur analytischen Verdichtung des Schnittpunkts in der Interaktion von Individuum und Umwelt dar, indem sie in der Lage sind, Antworten auf die Frage nach dem „Wie“ der sozialisatorischen Interaktion zu geben. Nicht beantwortet wird damit allerdings die Frage nach dem „Warum“ des individuellen Handelns: Warum handelt ein Individuum unter konkreten sozialstrukturellen Bedingungen so wie es handelt?

Im folgenden werden zunächst die beiden Konzepte „Biographische Situation“ und „Lebensführung“ dar- und einander gegenübergestellt; anschlie-

---

2 Das Konzept der „biographischen Situation“ geht zurück auf Alfred Schütz (vgl. Schütz/Luckmann 1975: 113ff).



Bend wird – mit dem Ziel der Beantwortung der Frage nach dem „Warum“ – der Lebensführungs-Ansatz ergänzt um theoretische Annahmen der Kritischen Psychologie sowie des Anerkennungskonzepts von Honneth (1992) (vgl. Nissen 1998: 215ff).

Mein Forschungsinteresse als Sozialisationsforscherin bezieht sich auf die Frage nach dem Zusammenhang von geschlechtsspezifischer Aneignung öffentlicher Räume in der Kindheit und späterem gesellschaftsgestaltendem, d.h. politischem Verhalten. Die Frage lautet also: Wie eignen sich Mädchen (und Jungen) öffentliche Räume an und warum eignen sich Mädchen öffentliche Räume gegebenenfalls anders an als Jungen? Die folgenden Darlegungen werden an geeigneten Stellen mit Fragestellungen aus diesem Thema illustriert.

Das Problem der Darstellung der Wechselwirkung Individuum-Umwelt, wie sie in dem bekannten „Strukturmodell der Sozialisationsbedingungen“ (Geulen/Hurrelmann) beschrieben wird, liegt darin, daß dort diese Wechselwirkung lediglich als Beziehung zwischen typischen räumlich-sozialen Umwelten und typischen individuellen Merkmalen oder Kompetenzen thematisiert und damit von den *Inhalten und Strukturen der konkreten Alltagspraxis* ‚produktiv realitätsverarbeitender Subjekte‘, die diesen Prozeß tragen, abstrahiert wird (vgl. Leu 1996: 186f). Leu hat in seinen Arbeiten dieses Modell um die Dimension der Alltagspraxis erweitert, die sich immer zugleich in praktischer (Umwelt und Personen gestaltender bzw. beeinflussender), mentaler (verstehender) und sinnlich-rezeptiver (genießender oder erleidender) Aneignung<sup>3</sup> vollzieht. Er expliziert damit systematisch unterschiedliche Grunddimensionen der subjektiven Bedeutsamkeit von Alltagspraxis.

Die zweite Erweiterung der Individuum/Umwelt-Interaktion erfolgt durch die Einbettung der Alltagspraxis in die die aktuelle Gegenwart übergreifende Biographie des Individuums, d.h. in den Prozeß der individuellen Entwicklung im Sinne einer gleichzeitigen Individuation und Vergesellschaftung. Gefragt wird nach der Bedeutung der *biographischen Situation*, in der sich die Alltagspraxis vollzieht, für die Persönlichkeitsentwicklung. Neben die Ausbildung von Fertigkeiten und Kompetenzen als sozialisatorischem Effekt des Alltagshandelns stellt Leu zusätzlich die subjektive Perspektive der „Anerkennung“, die das Subjekt in seiner alltäglichen Existenz durch andere er-

---

3 Hier ist nicht der Aneignungsbegriff der Kritischen Psychologie gemeint, sondern derjenige von Alfred Schütz.

fährt und die somit eine grundlegende Dimension von Sozialisationsprozessen darstellt.

Honneth (1992) differenziert die Formen der Anerkennung 1. in emotionale Zuwendung oder Liebe, die sich im Subjekt in der Entwicklung eines stabilen Selbstvertrauens niederschlägt; 2. in auf dem Prinzip gleicher Rechte basierende gegenseitige kognitive Achtung bzw. Anerkennung der moralischen Zurechnungsfähigkeit, die ihre Entsprechung in der Persönlichkeit in der Selbstachtung findet; und 3. in die Wertschätzung durch andere und von anderen in Form einer solidarischen Beziehung, die sich in der Persönlichkeit als Selbstschätzung bzw. Selbstwertgefühl niederschlägt. Entscheidend ist dabei, daß die Anerkennung durch Personen erfolgt, „die für Wertvorstellungen und Orientierungen stehen, die auch den eigenen entsprechen, die Anerkennung durch ‚bedeutsame‘ andere“ (vgl. Leu 1996: 189, Leu 1999).

Diese in der Gegenwart, d.h. in der biographischen Alltagssituation erfahrene Anerkennung wird von Leu wiederum in den Kontext ontogenetischer Entwicklung gestellt: Sie steht in Verbindung mit der Vergangenheit als Raum der Entstehung von Selbstbewußtsein aufgrund erfahrener Anerkennung ebenso wie mit der Vergangenheit als Raum der Entstehung und Entwicklung von für die gegenwärtige Tätigkeit entscheidenden Wertvorstellungen und Präferenzen. Unter der Voraussetzung der Möglichkeit zur Entwicklung wird mit Blick auf die Zukunft das eigene Tun nicht unnötig festgelegt, sondern eröffnet Raum sowohl für die zukünftige Realisierung wichtiger Werte und sinnstiftender Aktivitäten als auch für deren Veränderung und Modifikation, falls das Individuum mit den bisher verfolgten Zielen nicht mehr zurechtkommt und damit keinen Sinn mehr verbinden kann (vgl. Leu 1999: 90).

Der Wert des Leu'schen Modells liegt darin, daß hier nicht ein wie auch immer geartetes Wechselverhältnis von Individuum und Umwelt postuliert wird, sondern daß die situativen Prozesse des Wahrnehmens, Verstehens und Handelns und deren Zusammenspiel in den Vordergrund gestellt werden und damit expliziert wird, wie sich das Subjekt in unterschiedlicher Weise auf seine Umwelt bezieht und damit seine Subjektivität realisiert: „Anders als die Entwicklung bestimmter Persönlichkeits- und Kompetenzstrukturen lassen sich diese Prozesse nur unter Beachtung ihrer inhaltlichen Bestimmtheit verstehen. Sowohl die subjektive als auch die gesellschaftliche Bedeutung des Denkens, Wahrnehmens und Handelns ist nicht unabhängig davon zu bestimmen, was denn mit welchem Effekt gedacht, wahrgenommen und getan wird“ (Leu 1989: 46). Im Unterschied zum normativen Bezugspunkt der

„gelungenen Subjektivität“ im Modell des „produktiv realitätsverarbeitenden Subjekts“ steht im Mittelpunkt des Leu’schen Modells die Frage, „inwiefern Individuen in ihren spezifischen biographischen Situationen bzw. Lebenslagen den sozialen und sachlichen Kontext ihres Tuns angemessen verstehen können, in welchem Ausmaß sie an den gesellschaftlich gegebenen Möglichkeiten differenzierter und reichhaltiger Sinneswahrnehmung teilhaben, ... und nicht zuletzt auch die Frage, welche Möglichkeiten der Einflußnahme und Machtausübung ihnen dabei offenstehen. ...Unterschiede der Möglichkeit individueller Entfaltung sind in dieser Perspektive weniger als Unterschiede von individuellen Potentialen als vielmehr als Unterschiede von subjektiv und sozial bestimmten Wirklichkeiten und Qualitäten des Alltagsvollzugs zu beschreiben und zu analysieren“ (Leu 1989: 46f).

Auch das Konzept der „alltäglichen Lebensführung“, wie es von den MitarbeiterInnen des Sonderforschungsbereichs 333 an der Universität München entwickelt worden ist, richtet den Blick auf das „Wie“ des Wechselwirkungsprozesses zwischen Individuum und Umwelt.

Im Gegensatz zu anderen zwischen Individuum und Gesellschaft vermittelnden Instanzen, in denen sich Gesellschaft über sozial entstandene und kontrollierte Organe zur Person hin vermittelt, wie es deterministische Sozialisationskonzepte voraussetzen, ist Lebensführung eine Konstruktion der Person, d.h. ein von ihr hervorgebrachtes Vermittlungsglied, über das die Person auf die Genese und Integration von Gesellschaft – und damit auch auf die in ihr existierenden Geschlechterverhältnisse und sozialräumlichen Strukturen – einwirkt (Voß 1991b).

Wie „Alltagspraxis“ ist auch „Lebensführung“ real ein Aspekt der je eigenen Biographie und deren Veränderung im Lebenslauf, gleichzeitig aber besitzen die Aktivitäten alltäglicher Lebensführung Eigenständigkeit gegenüber dem Lebenslauf. „Lebensführung“ kennzeichnet die Synchronie der alltäglichen Aktivitäten im Gegensatz zur Diachronie der Biographie; diese Aktivitäten bilden ein System eigener Qualität, dessen Funktion die Steigerung der Umweltautonomie der Person ist (vgl. Voß 1991a: 381f).

Das bedeutet: Lebensführung „geschieht“ nicht einfach, sondern ist eine aktive Konstruktionsleistung des Subjekts, die zwar von gesellschaftlichen Strukturen und Mechanismen mitgeformt wird, aber als vermittelnde Kategorie zwischen Subjekt und Gesellschaft Eigenständigkeit besitzt und insbesondere die Handlungsräume des Subjekts in Auseinandersetzung mit diesen Strukturen berücksichtigt. „Lebensführung“ erklärt, „auf welche Weise sich ein individueller Akteur mit all den ganz unterschiedlichen Handlungssituati-

onen auseinandersetzt, in denen es Tag für Tag und über die Zeit hinweg gilt, Handlungsentscheidungen zu treffen“ (Wehrich 1999: 56).

Dabei verfügt das Individuum immer über bestimmte Freiheitsgrade, d.h. über eine relative Autonomie gegenüber seinen Lebensbedingungen. Lebensführung kann niemals ein stationärer Zustand sein, sondern ist immer prozeßhaft. Dieser Prozeß ist niemals widerspruchsfrei, sondern das Individuum begegnet verschiedenartigen äußeren Anforderungen, die es immer wieder aktiv integrieren muß. Diese integrative Verarbeitung bedeutet gleichzeitig auch die Interpretation der auf das Individuum zukommenden Anforderungen, womit es sich gegen vorgegebene Verhältnisse behauptet.

Mit dem Bindeglied „Lebensführung“ bezieht sich die Person aktiv auf die Gesellschaft, indem sie sich die Bedingungen, die sie in der Gesellschaft vorfindet, „arbeitend aneignet und zurichtet und dabei tendenziell Gesellschaft auch verändert, ja eigentlich (mit anderen zusammen) erst schafft“ (Voß 1991a: 170).

„Lebensführung“ beschreibt das konkrete Zustandekommen von Alltag und Struktur, Form und Gestalt der alltäglichen Tätigkeiten in ihrer ganzen Breite: „Lebensführung arrangiert die Form der Bezugnahme von Tätigkeiten auf soziale Sphären in zeitlicher, räumlicher, sachlicher, sozialer, sinnhafter und medialer Hinsicht: kurz gesagt, sie arrangiert in gewisser Weise wo, wann und wie lange, mit welchem Inhalt, mit wem, *warum* und mit welchen Hilfsmitteln man in verschiedenen Bereichen tätig ist“ (Voß 1991b: 76, Hervorh. U.N.).

Bei der empirischen Beschreibung von Lebensführung sind Differenzierungslinien wie z.B. Alter, Geschlecht, soziale Herkunft, aber auch Bildung zu berücksichtigen, die Unterschiede in den Formen von Lebensführung konstituieren. Obwohl jede Person ihre je eigene Lebensführung konstruiert, bilden sich entlang von – unter anderem – alters- und geschlechtsbestimmten Differenzierungslinien Gruppen, die in der Weise, wie sie ihre Lebensführung konstruieren und gesellschaftliche Faktoren in der Lebensführung verarbeiten, deutliche Gemeinsamkeiten zeigen. „Doing child“, d.h. die aktive Rolle des Kindes im Sozialisationsprozeß, aber auch „doing gender“, d.h. die Konstruktion von Geschlecht im Prozeß geschlechtsspezifischer Sozialisation, lassen sich so im Prozeß alltäglichen Handelns empirisch fassen und erklären. Das Versprechen, das im obigen Zitat hervorgehobene „Warum“ des Tätigseins zu klären, wird allerdings in den bislang zum Lebensführungskonzept vorliegenden Arbeiten nicht eingelöst.

### **3     Anerkennung und subjektive Funktionalität: Antworten auf die Frage nach dem „Warum“ des individuellen Handelns**

Günter Voß bezeichnet die alltägliche Lebensführung als „Missing link“ der Soziologie, die das individuelle Leben entweder auf die Seite der Gesellschaft schlage (wie in den gesellschaftliche Determination unterstellenden Sozialisationskonzepten) oder aber wie im Konzept der „Identität“ vollständig auf die Seite des Individuums (Voß 1991b: 85). Auch für die Sozialisationsforschung stellt „Lebensführung“ ein „Missing link“ dar, indem es das ungeklärte „Wie“ der Wechselwirkung von Individuum und Umwelt, der Verschränkung individueller und struktureller Prozesse in den Blick nimmt. Dies tut auch das Leu'sche Konzept der „Alltagspraxis in der biographischen Situation“; allerdings argumentiert Leu stärker von der individualbiographischen Seite her und bezieht auch psychische Entwicklungsprozesse mit ein, während sich Voß dem Subjekt stärker von der gesellschaftsstrukturellen Seite her nähert. Die Frage, welche gesellschaftliche Bedeutung das individuelle Handeln erlangt, wird daher bei Voß stärker betont als bei Leu. Für die mich interessierende Frage nach dem Zusammenhang von kindlicher Rauman eignung und politischer Sozialisation ist dieser Ansatz daher von größerer Relevanz.

Aufgrund dieser von Voß eingenommenen Perspektive und nicht zuletzt durch den von Marx hergeleiteten Begriff der „Tätigkeit“, der die Basis der Lebensführung bildet, läßt sich dieses Konzept inhaltlich an die Kritische Psychologie anbinden, die wiederum mit dem von Klaus Holzkamp entwickelten Konzept der „Möglichkeitsbeziehungen“ eine Antwort auf die Frage nach dem „Warum“ des sozialisatorischen Handelns ermöglicht.

Die Aneignungstheorie der Kritischen Psychologie macht es möglich, die Sichtweise von Entwicklung der Persönlichkeit im Wechselwirkungsprozeß zwischen Individuum und Umwelt auf Prozesse (geschlechtsspezifischer) politischer Sozialisation zu übertragen. Für die Kritische Psychologie ist das Ziel individuellen und kollektiven menschlichen Handelns die Gestaltung und Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse, vor allem die Beseitigung von Unterdrückung und Ausbeutung. Die auf der Basis der produktiven Bedürfnisse entwickelte Motivation des Individuums ist der Beweggrund für den Prozeß der Vermittlung von Aneignung und tätiger Veränderung der gesellschaftlichen Lebensbedingungen in der Persönlichkeitsentwicklung; individuelle Subjektentwicklung und überindividuelle Gesellschaftsentwicklung gehören aufgrund der phylogenetisch entstandenen „gesellschaftlichen Natur“ des Menschen untrennbar zusammen. Das Ausmaß der Teilhabe an

Gesellschaftsgestaltung und der Verfügung über die individuellen wie gesellschaftlichen Lebensbedingungen ist abhängig vom Ausmaß der Handlungsfähigkeit, die unter *bestimmten* Herrschafts- und Machtverhältnissen immer nur eine restriktive sein kann. Die Entwicklung von Subjektivität ist immer mit der Befreiungsperspektive verbunden. Handlungsfähigkeit als zunehmendes Bedürfnis nach individueller und gesellschaftlicher Umwelt- und Realitätskontrolle ist so als Prozeß individueller Politisierung zu sehen, der bereits mit der Entwicklung von Handlungsfähigkeit in der Kindheit beginnt (vgl. Nissen 1978: 132ff).

Auch in der Aneignungstheorie der Kritischen Psychologie werden die gesellschaftlichen Verhältnisse von ihren „den Subjekten zugekehrten Aspekten“ her betrachtet, in Form sachlicher und personaler Gegenstandsbedeutungen, als Bedeutungskonstellationen usw.: „Nämlich als Inbegriff gesellschaftlich produzierter *verallgemeinerter Handlungsmöglichkeiten (und -beschränkungen)*, die das Subjekt im Interessenzusammenhang seiner eigenen Lebenspraxis in Handlungen umsetzen *kann*, aber keinesfalls *muß*: Welche der ihm in einer derartigen ‚Möglichkeitsbeziehung‘ als Handlungsalternativen gegebenen Bedeutungsaspekte das Subjekt tatsächlich in Handlung umsetzt, dies hängt ... von den *Gründen* ab, die es – nach Maßgabe seiner (auf Weltverfügung/Lebensqualität) gerichteten Lebensinteressen – dafür hat. Genauer: Das Subjekt kann aus den Bedeutungsanordnungen, mit denen es jeweils konfrontiert ist, bestimmte Aspekte als seine *Handlungsprämissen extrahieren*, aus denen sich dann ... gewisse (für das Subjekt) ‚vernünftige‘ (d.h. in seinen Lebensinteressen liegende) Handlungsvorsätze ergeben, die es, soweit dem keine Widerstände/Behinderungen aus der kontingenten Realität entgegenstehen ..., als Handlungen realisiert“ (Holzkamp 1995: 838).

Sowohl im Lebensführungskonzept wie im Konzept der historisch gewordenen verallgemeinerten Handlungsmöglichkeiten besitzt das Individuum also eine relative Autonomie oder Freiheitsgrade. Dieser Sachverhalt ist in der Kritischen Psychologie als „doppelte Möglichkeitsbeziehung“ formuliert: Die Individuen können sich zu gesellschaftlichen Handlungsnotwendigkeiten als subjektiven Möglichkeiten bewußt verhalten; sie handeln sowohl *unter* gesellschaftlichen Bedingungen als auch in Erweiterung der in diesen Bedingungen liegenden Verfügungsmöglichkeiten. Ihre subjektiven Handlungsgründe schaffen ihnen somit Freiheitsgrade, sich den gesellschaftlichen Verhältnissen gegenüber subjektiv zu verhalten. Die Begründetheit oder Vernünftigkeit der Handlung hängt von den Lebensinteressen ab; diese Handlungen können zwar im Gegensatz zu den objektiven Lebensinteressen

stehen, nicht aber zu den in dem Alltag situativ erfahrenen Interessen (vgl. Holzkamp 1988: 311-313).

Mit dem Hinweis auf die *Möglichkeitsbeziehung* des einzelnen zu den gesamtgesellschaftlichen Verhaltensweisen und mit der Unterscheidung zwischen der prinzipiellen *Handlungsmöglichkeit* und der personalen *Handlungsfähigkeit* des Individuums kann auch dieses Konzept zur Analyse der Schnittstelle von Individuum und Umwelt beitragen. Insbesondere die Unterscheidung in restriktive, d.h. die personalen Handlungsmöglichkeiten einschränkende, und verallgemeinerte, d.h. uneingeschränkte gesellschaftliche Teilhabe ermöglichende Handlungsfähigkeit sowie das Konzept der subjektiven Funktionalität erklären das Zustandekommen alltäglicher Tätigkeiten und Entscheidungen und machen deutlich, daß subjektive Entwicklung – auch von der Person selbst – auch als widersprüchlich oder unzulänglich gesehen werden kann. Auch das handelnde Subjekt sieht sich gesellschaftlichen Beeinträchtigungen gegenüber, die subjektives Verhalten und individuelle Lebensführungen in gesellschaftliche Normen wie z.B. die Geschlechterstereotype zwingen.

Subjektive Funktionalität ergibt sich für die einzelne/den einzelnen auch bei einer Erweiterung seiner Einflußmöglichkeiten unter Bedingungen, die in einer gesamtgesellschaftlichen Perspektive als einschränkend zu bezeichnen sind (vgl. Schneewind 1992: 301). Das folgende Beispiel von Schneewind läßt sich ohne weiteres auch auf die Erklärung für die hierarchische Ordnung des Geschlechterverhältnisses anwenden: „Wenn z.B. eine Person sich aus Opportunität den Anordnungen eines despotischen Chefs fügt, mag dies zwar zu Vergünstigungen und damit zur Erweiterung der personalen Handlungsmöglichkeiten (z.B. beruflicher Aufstieg, mehr Möglichkeiten zur Machtausübung gegenüber Untergebenen, größeres Einkommen etc.) führen, *de facto* werden aber dadurch in einer erweiterten ‚gesellschaftlichen‘ Perspektive die zu restriktiver Handlungsfähigkeit beitragenden Lebensumstände verfestigt“ (Schneewind 1992: 301). Die Bedingungen, die zu derartigem herrschaftskonformem Handeln geführt haben, werden vom Subjekt als naturhaft gegeben oder unveränderbar akzeptiert oder sogar als Herrschaftsideologie verinnerlicht. Holzkamp spricht in diesem Zusammenhang von Selbstfeindschaft und erläutert dies am Beispiel des in einem Glas gefangenen Fisches, der dadurch, daß er gelernt hat, nicht an die Glaswände zu stoßen, der Überzeugung sein kann, er schwimme in der grenzenlosen Freiheit des Ozeans (vgl. Holzkamp 1983: 378).

Während das Konzept „Lebensführung“ also Antworten ermöglicht auf die Frage, wie individuelle und strukturelle Prozesse miteinander verschränkt

sind, ermöglichen die theoretischen Annahmen von Holzkamp bezüglich prinzipieller Handlungsmöglichkeit, personaler Handlungsfähigkeit und subjektiver Funktionalität Antworten auf die Frage nach dem „Warum“ für die einzelnen Entscheidungen und Handlungen im Alltag und für die Entstehung alltäglicher Lebensführung als personalem Handlungssystem.

Das Individuum erwirbt sich in seiner täglichen Lebensführung Kompetenzen und Fähigkeiten (oder auch nicht), die den Sozialisationseffekt dieser Alltagspraxis darstellen. Nach der Frage, wie diese Kompetenzen und Fähigkeiten im Wechselwirkungsverhältnis Individuum/ Umwelt entstehen, ist auch die Frage, warum sie nicht entstehen konnten oder nicht zum Tragen kommen, von sozialisatorischer Relevanz. Die Konzepte „subjektive Funktionalität“ und „Selbstfeindschaft“ der Kritischen Psychologie sind dafür Erklärungsansätze. Ein Konzept, das stärker auf das – sowohl in bezug auf kindliche Entwicklung wie auf die Geschlechterverhältnisse relevante – Problem des Selbstverständnisses und der Selbstwertschätzung bezogen ist, ist dasjenige der „wechselseitigen Anerkennung“ (Honneth 1992). Die drei von Honneth herausgearbeiteten Formen der Anerkennung wurden bereits weiter oben im Kontext des Leu'schen Ansatzes umrissen.

Da dieses Konzept die persönlichen intersubjektiven Anerkennungsformen ebenso berücksichtigt wie gesellschaftsstrukturelle, läßt es sich gut verbinden mit der oben beschriebenen Auffassung nicht nur von allgemeiner, sondern auch von geschlechtsspezifischer (politischer) Sozialisation und bietet gleichzeitig einen Erklärungsansatz für die Ambivalenzen im raumbezogenen Verhalten von Mädchen und Frauen.

Wichtige Indikatoren für die Anerkennungsform „emotionale Zuwendung“ sind Empathie und Verlässlichkeit. Die daraus resultierende Bindungssicherheit ist eine wichtige Voraussetzung für die Entwicklung des Explorations- und Neugierverhaltens (vgl. Leu 1999: 83); dieses wiederum ist die erste Stufe individueller Aneignung von gesellschaftlicher Erfahrung (vgl. Holzkamp-Osterkamp 1975: 232ff) mit dem immer auch politischen Ziel der gesellschaftlichen Umwelt- und Realitätskontrolle. Bezogen auf die Anerkennungsform „kognitive Achtung und Zuerkennung von Rechten“ würde sich beispielsweise die Ambivalenz der Mädchen erklären lassen, die durchaus Wünsche nach Aktivitäten im öffentlichen Freiraum haben, sich dort aber relativ wenig aufhalten: Das Zugrundelegen des Anerkennungsprinzips würde deutlich machen, daß die an materielle Ressourcen geknüpften Bedürfnisse von Jungen nicht gleichwertig mit denen von Mädchen sind: Bolzplätzen und Skateboardbahnen stehen keine adäquaten Räume für Mädchen gegenüber. Die mangelnde kognitive Achtung zeigt sich auch an vielen sportlichen



Wettbewerben, an denen Mädchen/Frauen und Jungen/Männer nur getrennt teilnehmen. Mädchen, die sich in diese männlich dominierten Räume begeben, sehen sich eher der Mißachtung ausgesetzt als daß sie sozialer Wertschätzung begegnen.

Die dritte Form der Anerkennung – „soziale Wertschätzung“ – bezieht sich negativ auf den sozialen Wert von einzelnen oder Gruppen und meint „die Herabwürdigung von individuellen oder kollektiven Lebensweisen, also die Formen von Mißachtung, die heute umgangssprachlich vor allem mit Begriffen wie ‚Beleidigung‘ oder ‚Entwürdigung‘ bezeichnet werden. Als die ‚Ehre‘, die ‚Würde‘ oder, modern gesprochen, der ‚Status‘ einer Person läßt sich das Maß an sozialer Wertschätzung begreifen, das ihrer Art der Selbstverwirklichung im kulturellen Überlieferungshorizont der Gesellschaft zukommt; ist nun diese gesellschaftliche Wertehierarchie so beschaffen, daß sie einzelne Lebensformen und Überzeugungsweisen als minderwertig oder mangelhaft herabstuft, dann nimmt sie den davon betroffenen Subjekten jede Möglichkeit, ihren eigenen Fähigkeiten einen sozialen Wert beizumessen“ (Honneth 1990: 1047). Das Fehlen dieser Formen der Anerkennung läßt sich umstandslos auf Geschlecht als soziale Strukturkategorie und die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung übertragen: Da die soziale Wertschätzung einer Person sich in unserer Gesellschaft weitgehend daran bemißt, welchen Beitrag sie in Form von organisierter Arbeit für die Gesellschaft erbringt, „ist die Tatsache, daß Kindererziehung und Hausarbeit bislang nicht als vollwertige, reproduktionsnotwendige Typen von gesellschaftlicher Arbeit gewertet wurden, nur mit Verweis auf die soziale Geringschätzung zu erklären, die ihnen im Rahmen einer von männlichen Werten bestimmten Kultur entgegengebracht worden ist; unter psychologischen Gesichtspunkten ergibt sich aus demselben Umstand, daß Frauen bei traditionaler Rollenaufteilung nur auf geringe Chancen rechnen konnten, innerhalb der Gesellschaft das Maß an sozialer Wertschätzung zu finden, das für ein positives Selbstverständnis die notwendige Voraussetzung bildet“ (Honneth 1994: 92).

Das Individuum kann angesichts des kulturellen Systems der Zweigeschlechtlichkeit und der daran gebundenen Symbole und Bedeutungen nicht von einer gemeinsamen, inhaltlich bestimmten „Kultur“ beider Geschlechter ausgehen. Es muß sich daher in seiner alltäglichen Lebensführung ständig für bestimmte Werte und Handlungsorientierungen zur Realisierung seiner Interessen entscheiden und sich damit auch bestimmten Gruppierungen zuordnen. Diese Zuordnung zu „bedeutsamen“ Gruppierungen, verbunden mit der Bereitschaft und Fähigkeit, ihre Wertvorstellungen mit zu tragen und zu realisieren, ist für die einzelne Person zum einen wichtig, weil so die gesell-

schaftliche Bedeutung ihrer Anliegen gegebenenfalls steigt, zum anderen schöpft sie daraus wichtige Elemente von Anerkennung mit der Folge von Selbstwertschätzung. Die soziale Bewertung einer Person orientiert sich somit nicht an den Persönlichkeitseigenschaften des individuierten Subjekts, sondern an den Merkmalen einer kulturell typisierten Statusgruppe (vgl. Honneth 1992: 199). Hiermit erklärt sich auch, warum die Annäherung der Geschlechter von seiten der Mädchen an die Jungen und nicht umgekehrt erfolgt.

In Hinblick auf die Veränderung der hierarchisch strukturierten Geschlechterverhältnisse wird die Dimension der *sozialen Wertschätzung* somit – da in Hinblick auf die Zuerkennung von formalen Rechten zumindest weitgehend demokratische Gleichheit existiert – die wichtigste Dimension von Anerkennung.

Betrachtet man Sozialisation nicht wie in älteren Konzepten lediglich als Prozeß der Vergesellschaftung, in dem sich die Gesellschaft durch bestimmte Instanzen und Organe zur Person hin vermittelt, sondern als Selbstbildung in sozialen Praktiken, dann stellt das Konzept „Lebensführung“ eine geeignete Analyse-Kategorie für die Frage nach dem „Wie“ der Interaktion Individuum/Gesellschaft dar: „Lebensführung ist vor allem die Form, wie man die verschiedenen Tätigkeitsfelder aktiv miteinander vermittelt, wie man sie pragmatisch integriert. ... Lebensführung ist die Art und Weise, wie ... Widersprüche verarbeitet werden. ... Die Person ist es, die mit ihrer Lebensführung gesellschaftlich oft unzureichend bewältigte Probleme der Abstimmung zwischen sozialen Bereichen aushalten und faktisch, zumindest für sich irgendwie lösen muß“ (Voß 1991b: 80 und 87). Zur Einsicht in den Verlauf von (geschlechtsspezifischen, politischen) Sozialisationsprozessen ist aber nicht nur wichtig zu wissen, wie das Individuum mit der Menge von – auch widersprüchlichen – Tätigkeitsmöglichkeiten umgeht, mit denen es sich in seinem Alltag konfrontiert sieht und aus denen es seine Wirklichkeit konstruiert. Genauso wichtig ist auch zu wissen, warum es seine Lebensführung bzw. seine Alltagspraxis so und nicht anders gestaltet: Warum etwa verzichtet ein Mädchen auf den Aufenthalt in öffentlichen Räumen trotz vorhandener Handlungsspielräume und gegenteiliger Wünsche und Interessen oder warum nehmen auch feministisch bewegte Frauen die Doppelbelastung von Familie und Beruf auf sich und delegieren ihre politischen Interessen auf ihre Partner?

Der im oben angeführten Zitat von Voß enthaltene Anspruch des Lebensführungs-Konzepts, zu klären, *warum* die Person in einzelnen Lebensbereichen wie tätig ist, kann meines Erachtens erst durch die Verbindung mit dem An-

erkennungskonzept und den Annahmen bezüglich der Möglichkeitsbeziehungen beantwortet werden. ‚Lebensführung‘ ist ein wichtiger Ansatz im Rahmen der konzeptuellen Erneuerung der Sozialisationsforschung, der durch eine derartige Vertiefung noch fruchtbarer gemacht werden kann.

### *Literatur*

- Bilden, H. (1991). Geschlechtsspezifische Sozialisation. In: K. Hurrelmann/D. Ulich (Hrsg.), Neues Handbuch der Sozialisationsforschung (S. 279-301). Weinheim.
- Geulen, D. (1980). Die historische Entwicklung sozialisationstheoretischer Paradigmen. In: K. Hurrelmann/D. Ulich (Hrsg.), Handbuch der Sozialisationsforschung (S. 15-49). Weinheim.
- Geulen, D./Hurrelmann, K. (1980). Zur Programmatik einer umfassenden Sozialisationstheorie. In: K. Hurrelmann/D. Ulich (Hrsg.), Handbuch der Sozialisationsforschung (S. 51-67). Weinheim.
- Grundmann, M. (Hrsg.) (1999). Konstruktivistische Sozialisationsforschung. Frankfurt a.M.
- Grundmann, M. (1999a). Vorwort. In: M. Grundmann (Hrsg.), Konstruktivistische Sozialisationsforschung (S. 9-19). Frankfurt a.M.
- Holzkamp, K. (1983). Grundlegung der Psychologie. Frankfurt a.M.
- Holzkamp, K. (1988). Die Entwicklung der Kritischen Psychologie zur Subjektwissenschaft. In: G. Rexelius (Hrsg.), Psychologie als Gesellschaftswissenschaft (S. 298-317). Opladen.
- Holzkamp, K. (1995/96): Alltägliche Lebensführung als subjektwissenschaftliches Grundkonzept. *Das Argument*, 37, 817-846.
- Holzkamp-Osterkamp, U. (1975). Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung 1. Frankfurt a.M.
- Honneth, A. (1990). Integrität und Mißachtung. Grundmotive einer Moral der Anerkennung. *Merkur*, 44 (12), 1043-1054.
- Honneth, A. (1992). Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Frankfurt a.M.
- Honneth, A. (1994). Die soziale Dynamik von Mißachtung. Zur Ortsbestimmung einer kritischen Gesellschaftstheorie. *Leviathan*, 22 (1), 78-93.
- Leu, H. R. (1989). Wechselwirkungen. Die Einbettung von Subjektivität in die Alltagspraxis. In: D. Brock u. a. (Hrsg.), Subjektivität im gesellschaftlichen Wandel (S. 36-58). München.
- Leu, H. R. (1996). Selbständige Kinder – Ein schwieriges Thema für die Sozialisationsforschung. In: M. S. Honig/H. R. Leu/U. Nissen (Hrsg.), Kinder und Kindheit. Soziokulturelle Muster – sozialisationstheoretische Perspektiven (S. 174-198). München.

- Leu, H. R. (1999). Die ‚biographische Situation‘ als Bezugspunkt eines sozialisationstheoretischen Subjektverständnisses. In: H. R. Leu/L. Krappmann (Hrsg.), *Zwischen Autonomie und Verbundenheit. Bedingungen und Formen der Behauptung von Subjektivität* (S. 77-107). Frankfurt a.M.
- Leu, H. R./Krappmann, L. (Hrsg.) (1999). *Zwischen Autonomie und Verbundenheit. Bedingungen und Formen der Behauptung von Subjektivität*. Frankfurt a.M.
- Nissen, U. (1998). *Kindheit, Geschlecht und Raum. Sozialisationstheoretische Zusammenhänge geschlechtsspezifischer Raumanerkennung*. Weinheim/München.
- Nissen, U. (1978). *Erkenntnistheorie und kindliche Entwicklung. Die Funktion der Erkenntnis für die Entwicklung geschlechtsspezifischen Verhaltens*. Unveröffentlicht. Diplomarbeit. München.
- Schneewind, K. (1992). *Persönlichkeitstheorien. 2. Organismische und dialektische Ansätze*. Darmstadt.
- Schütz, A./Luckmann, T. (1975). *Strukturen der Lebenswelt*. Neuwied/Darmstadt.
- Voß, G. G. (1991a). *Lebensführung als Arbeit. Über die Autonomie der Person im Alltag der Gesellschaft*. Stuttgart.
- Voß, G. G. (1991b). *Lebensführung: Ein integratives Konzept zur Analyse alltäglichen Lebens*. In: G. G. Voß (Hrsg.), *Die Zeiten ändern sich – Alltägliche Lebensführung im Umbruch* (S. 69-88). München (Mitteilungen des Sonderforschungsbereichs 333 der Universität München, Sonderheft II).
- Wehrich, M. (1999). *Handlungsspielräume und alltägliche Lebensführung*. In: C. Honegger u.a. (Hrsg.), *Grenzenlose Gesellschaft? Verhandlungen des 29. Kongresses der Deutschen Soziologie, Teil 2* (S. 56-65). Opladen.
- Zinnecker, J. (1998). *Selbstsozialisation. Nachdenken über ein aktuelles Konzept und Forschungsprogramm* (unv. Vortragsmanuskript). Bielefeld.



*Hartmut J. Zeiher*

## **Alltägliche Lebensführung: ein Ansatz bei Handlungsentscheidungen**

### **1 Einleitung**

Im Folgenden wird eine Konzeption von alltäglicher Lebensführung vorgestellt, die als theoretische Grundlage eines Projekts<sup>1</sup> zur Erforschung der Lebensführung zehnjähriger Kinder entwickelt wurde. Hier kann nicht näher auf das Gesamtprojekt eingegangen werden. Die kontextfreie Darstellung der Theorie allein könnte jedoch zu Missverständnissen führen. Deshalb sollen einleitend dreierlei orientierende Informationen vorangestellt werden: 1. über die Beziehung des Konzepts zur Fragestellung, die am Ausgangspunkt der Arbeit stand; 2. über das Verhältnis des Konzepts zur Psychologie; und 3. über das Ineinandergreifen von Theorie und Empirie, die erst zusammen ein brauchbares Forschungsinstrument abgeben.

#### **1.1 Die Fragestellung**

Unser anfängliches Forschungsinteresse richtete sich auf die alltäglichen Lebensverhältnisse von Kindern, wie sie sich von den 60er bis in die 80er Jahre hinein verändert hatten. Es waren aber nicht die Verhältnisse an sich, die uns interessierten, sondern deren Auswirkungen auf die Möglichkeiten von Kindern, ihr eigenes Leben mitzugestalten. Wir mussten also versuchen, am Alltagsleben von Kindern abzulesen, wie deren Lebensgestaltung durch ihre Lebensverhältnisse begrenzt und gefördert wurde, und wir mussten die Lebensverhältnisse daraufhin betrachten, welche Gestaltungsspielräume sie für zehnjährige Kinder offen ließen oder versperrten. Das ist vom Gegenstand her eine soziologische Fragestellung. Da sie aber das Erklären von Handeln impliziert, mithin Prozesse im Menschen, ist sie zugleich auch eine psycho-

---

<sup>1</sup> Das Projekt wurde von Hartmut J. Zeiher und Helga Zeiher am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin durchgeführt.

logische Fragestellung. Die Führung des alltäglichen Lebens vollzieht sich an der Schnittstelle von Soziologie und Psychologie und erfordert den integrierten Blick von beiden Disziplinen. Unsere Forschungsarbeiten sind dementsprechend interdisziplinär angelegt. Dieser Beitrag beschränkt sich jedoch auf psychologische Aspekte.

Die Fragestellung war nicht auf Beschreibung gerichtet, sondern auf Erklärung des Zustandekommens von Wirkungen in einem bidirektionalen und komplexen Wirkzusammenhang zwischen Menschen und ihren Lebensverhältnissen. Wenn es darum geht, die Wirkungen von irgendwelchen äußeren Einflüssen oder Bedingungen auf Menschen zu erforschen, gibt es einige Probleme, die nicht immer ganz ernst genommen werden. Ein erstes Problem besteht darin, dass solche Wirkungen angenommen werden, ohne vorher geklärt zu haben, auf welchen Wegen solche Wirkungen überhaupt zustande kommen können. Nur das kann eine Wirkung auf den Menschen ausüben, womit er in direkte Berührung kommt: Es muss etwas sein, das in Raum und Zeit verortbar, wahrnehmbar, identifizierbar ist. Dies setzt nicht voraus, dass der Betroffene beachtet oder begreift, was er wahrnimmt, oder dass er sich bewusst ist, dass davon eine Wirkung auf ihn ausgeht. Eine *konkrete* Berührung ist also Voraussetzung für jede Wirkung.

Ein zweites Problem hängt damit zusammen, dass wir für den Menschen und für Vorgänge im Menschen eine andere Begriffssprache haben als für die Gegebenheiten und Ereignisse um ihn herum. Die Heterogenität der Begrifflichkeiten erlaubt in der Regel nicht, angemessen theoretisch zu fassen, was in einer Mensch-Welt-Transaktion geschieht. Diese Kluft zu überbrücken wird erst möglich, wenn man vom *Handeln* als einem Person und Welt vermittelnden Element ausgeht. Handeln ist sowohl Tat der Person als auch Ereignis der Welt. Es lässt sich klären, wie Handeln aus der Person hervorgeht, und es lässt sich ebenso klären, welche Rolle die Gegebenheiten der Welt für das Zustandekommen einer Handlung spielen (Letzteres ist ausführlicher beschrieben in Zeiher/Zeiher 1994: 56-67).

Ein drittes Problem besteht darin, dass die Vorgänge, die sich bei der Genese konkreter Handlungen in der Person vollziehen, nicht beobachtbar sind. Sie lassen sich daher auch nicht beschreiben. Der zentrale Vorgang des Zusammenwirkens von Person und Welt bei der Genese einer konkreten Handlung ist somit nur fassbar über ein *theoretisches Erklären* seines Zustandekommens. Umriss der dafür erforderlichen Begriffsbildungen und Theorien werden weiter unten vorgestellt.

Aus der geschilderten Situation ergibt sich noch eine weitere Konsequenz. Personen sind gewöhnlich nicht in der Lage, über die relevanten Prozesse Auskunft zu geben, da diese sich sowohl vorwiegend hinter ihrem Bewusstsein vollziehen als auch außerhalb ihrer Sachkompetenz liegen. Die Erlebnisse und Meinungen, über die sie berichten können, sind sicher relevant in Untersuchungszusammenhängen, aber sie sind nur ein Teil und reichen zum Erklären des Zustandekommens einer Handlung oder einer Entscheidung nicht aus.

## **1.2 Alltägliche Lebensführung und Psychologie**

Alltägliche Lebensführung ist weder empirisch noch theoretisch ein zentrales Arbeitsfeld der Psychologie. Dies hat auch Holzkamp (1995) festgestellt. Für den, der beide Seiten kennt – nämlich sowohl die empirischen und theoretischen Anforderungen für die Erforschung alltäglicher Lebensführung als auch die disziplinimmanenten Qualifikations-, Forschungs-, Lehr- und Publikationsweisen und den Methodenkanon der Psychologie – ist die relative Abstinenz der Psychologie an diesem Punkte mehr als verständlich. Hier ist kein Platz, dieses auszuführen. Ich werde mich darauf beschränken, auf Anforderungen für die Erforschung alltäglicher Lebensführung hinzuweisen. Daraus lässt sich absehen, inwieweit die Psychologie diesen Anforderungen gerecht werden kann.

Alltägliche Lebensführung ist eine Art Handeln, das ein realer Mensch in einer realen Umwelt in seiner Lebenszeit ausführt. Der Gang durchs Leben nimmt alle seine Funktionen und Fähigkeiten in Anspruch und zwar in ständiger Wechselwirkung aller. Nun ist es die große Stärke der experimentellen Psychologie, eine Fülle von Funktionen vielseitig und genau untersucht zu haben und dazu einen reichen Erfahrungsschatz angesammelt zu haben. Es hapert aber mit der *Integration dieser Funktionen* zu einem Funktionsganzen. Die negativen Konsequenzen der zerstückelten Betrachtung isolierter Funktionen werden von Vertretern der Disziplin durchaus erkannt. Ein herausragendes Beispiel dafür ist das 1990 erschienene Buch von Allen Newell mit dem programmatischen Titel „Unified Theories of Cognition“<sup>2</sup>. Newell

---

2 Dass dieses Buch sehr beachtet wurde, geht aus dem Folgenden hervor: 1992 erschien eine Zusammenfassung des Buches (Newell 1992) zusammen mit 26 Kommentaren und einer Erwiderung des Autors. 1993, schon nach Newells Tod, erschienen acht Besprechungen seines Buches (Stefik/Smoliar 1993). Daraus das folgende Zitat (Hayes-Roth 1993: 329): „It is only fitting that, with his new book, *Unified Theories of Cognition*, Newell should set our course for the next twenty years. Once again he



formuliert seine Grundintention mit gleichen Worten auf der ersten und letzten Seite (508) seines Buches: „Psychology has arrived at the possibility of unified theories of cognition – theories that gain their power by positing a single system of mechanisms that operate together to produce the full range of human cognition. I do not say they are here. But they are within reach and we should strive to attain them.“ In unserem Problemzusammenhang sei allerdings betont, dass der sich handelnd mit seinem Alltag auseinandersetzen- de Mensch noch weit mehr Funktionen und Fähigkeiten aufbieten muss, als die in Newells Buch behandelten. Und wir werden weder dort noch anders- wo darüber belehrt, wie all diese Funktionen und Fähigkeiten im Alltag zu- sammenwirken.

Forscher können einen Menschen mit Aufgaben konfrontieren und untersu- chen, wie dieser die Aufgaben ausführt und bewältigt. Im realen Leben wird jeder von uns mit einer Vielzahl von Aufgaben und Anforderungen konfron- tiert. Durch die Auseinandersetzung mit diesen wird ein jeder zu dem, was er ist. Worin diese Anforderungen bestehen, wie sie organisiert sind, mit wel- chen Mitteln sie bewältigt werden können, auch darüber finden wir in der Psychologie keine systematische Belehrung. Hierzu ist notwendig, Personen durch den gesamten Alltag zu folgen und die *Person und ihre Umwelt* nicht voneinander abgesondert zu betrachten.

Ein weiterer Aspekt bezieht sich auf das Lebenskontinuum. Wenn wir nur die Gegenwart in Betracht ziehen, oder wenn wir die untersuchte Person mit fiktiven Handlungsaufgaben konfrontieren, dann lassen wir außer Acht, dass Handeln im wirklichen Leben Konsequenzen in der Zukunft haben wird und aus vielerlei Ereignissen der kürzeren und längeren Vergangenheit hervor- gegangen ist. Ohne diese *zeitübergreifenden* Realbezüge zu berücksichtigen, kann Handeln nicht erklärt und verstanden werden.

Wenn es um die Erforschung der alltäglichen Lebensführung geht, lassen sich also mindestens die drei folgenden Defizite auf Seiten der Psychologie konstatieren: Es fehlt eine hinreichende Behandlung des integrierten Zu- sammenwirkens aller Funktionen und Fähigkeiten, wie es im Alltagshandeln zweifelsohne stattfindet; es fehlt die integrierte Behandlung des Zusammen- hangs von Person und Umwelt, ohne den Handeln und Entwicklung nicht zu denken sind; und es fehlt die theoretische und forschungspraktische Einbe-

---

challenges us to shift paradigms, in this case to leave behind our focus on isolated cognitive tasks and to aim instead for the development of unified theories that account for the full range of cognitive function.“

ziehung der existentiellen Verankerung alles menschlichen Handelns in der Zeit. Es gibt zwar eine Persönlichkeitspsychologie, aber leider noch keine Psychologie der Person, das heißt der Person, die als Ganzes wirkt, mit ihrer Umwelt verwoben ist und nicht von ihrer Vergangenheit und Zukunft abgetrennt wird.

### **1.3 Zur empirischen Grundlage**

Vom Standpunkt des Handelns aus betrachtet ist Alltagsleben eine kontinuierliche Abfolge von Tätigkeiten. In diesem Ablauf gibt es Grenzpunkte, an denen eine Tätigkeit zu Ende geht und eine neue beginnt. Die Führung des Ablaufs greift an diesen Grenzpunkten der Tätigkeitswechsel an durch Entscheidungen darüber, welche neue Tätigkeit hier beginnen soll. Der Ansatzpunkt von Theorie und Empirie unserer Forschungsarbeiten liegt deshalb bei diesen Tätigkeitswechseln: Das Zustandekommen einer jeden Entscheidung wird erklärt, indem die Entscheidung durch Anwendung von erklärender Theorie auf die konkreten inneren und äußeren Umstände der Entscheidungssituation rekonstruiert wird. In den beiden folgenden Abschnitten (2 und 3) werden die Grundzüge dieser Theorie der Handlungsentstehung vorgestellt.

Die Empirie ist ganz auf diese Absicht, Tätigkeitswechsel zu erklären, zugespielt. Die von uns untersuchten zehnjährigen Kinder führten an sieben Tagen ein lückenloses Protokoll über ihre Tätigkeiten. Dazu erhielt ein jedes Kind einen Block, in dem jede Tätigkeit auf einer gesonderten Seite unter vier vorgedruckten Rubriken zu registrieren war: Uhrzeit des Tätigkeitsbeginns, Ort der Tätigkeit, beteiligte Personen und Art der Tätigkeit. Auf jeden protokollierten Tag folgte ein nicht protokollierter, an dem ein Interview mit dem Kind von etwa 45 Minuten Dauer stattfand. Anhand jeder Protokollseite wurde über die Tätigkeit und über die Umstände ihres Zustandekommens gesprochen. Zusätzlich wurde ein längeres Elterninterview über die Alltagsgeschichte des Kindes seit seiner Geburt geführt. Die späteren Analysen konnten sich auf etwa 150 Tätigkeitswechsel für jedes Kind stützen (s. Zeiher/Zeiher 1994, Zeiher 1996).

## 2 Das Hervorgehen von Handeln aus vier Prinzipien

Wenn eine Handlung zustande kommt, so sind daran eine unübersehbare und verwirrende Fülle von Einzelprozessen beteiligt. Etwas durchschaubarer wird dieses Geschehen, wenn man von Einzelprozessen auf Arten von Prozessen übergeht. Aber auch das geht noch nicht weit genug. Erforderlich ist die theoretische Modellierung des Gesamtprozesses. Nach unserer Auffassung ist dieser von vier Prinzipien<sup>3</sup> bestimmt, aus deren Zusammenwirken das menschliche Handeln hervorgeht. Entsprechend muss die Handlungs-genese auch aus dem Zusammenwirken dieser vier Prinzipien erklärt werden.

Was wir in dieser Richtung entwickelt haben, ist auf die Bedürfnisse unserer Arbeit zugeschnitten, die an dieser Stelle mehr auf Grundsätzliches und weniger auf Differenziertheit ausgerichtet sind. Vieles aus dem großen Reservoir spezieller Theorien aus den Gebieten der Psychologie und der künstlichen Intelligenz ließe sich in das hier Vorgestellte einfügen.

Bei der Handlungs-genese wirken stets alle vier Prinzipien zusammen. In der folgenden Darstellung ist jedoch unvermeidbar, zunächst jedes Prinzip für sich allein und ohne Bezugnahme auf die anderen vorzustellen. Das erste Prinzip bezieht sich auf in der räumlichen Welt Bestehendes. Von diesen Gegebenheiten selbst geht keine aktive Wirkung aus. Die drei anderen Prinzipien beziehen sich auf diese Gegebenheiten und bringen diese dadurch zur Wirksamkeit. Sowohl das zweite als auch das dritte Prinzip werden beim Eintreten bestimmter Bedingungen von sich aus aktiv. Beim vierten Prinzip haben wir es mit willkürlichen Eingriffen der Person zu tun.

### 2.1 Erstes Prinzip: Die Bedeutung des gegenwärtig in der Welt Bestehenden bei der Handlungs-genese

Handeln spielt sich in der Welt ab, und deren Beschaffenheit ist ein wichtiger Faktor beim Zustandekommen einer Handlung. Daran zweifelt wohl niemand. Zur Erforschung bedarf es aber genauerer Vorstellungen über das Zustandekommen solcher Wirkungen.

Handeln ist ein konkretes Ereignis an einem konkreten Ort. Welt reduziert sich daher auf die im Augenblick des Handelns für den Handelnden erreich-

---

3 In Zeiher (1996: 170) wurden sieben Prinzipien angeführt. Diese lassen sich auf vier reduzieren, da die dort als zweites, drittes und viertes Prinzip bezeichneten nicht unabhängig von den hier vorgestellten Prinzipien sind.

baren Gegebenheiten. Diese erlauben bestimmte Handlungen und schließen andere aus. Akteur und Welt lassen sich also über die Kategorie Möglichkeit miteinander in Beziehung setzen. Wir benutzen einen relationalen Möglichkeitsbegriff. Die Gegebenheiten, die am aktuellen Standort des Akteurs im Augenblick bestehen, setzen wir in Beziehung zu einem bestimmten Handlungsziel. Ist ein Handlungsziel gegeben, dann lässt sich feststellen, ob und auf welchen Wegen es sich unter den am augenblicklichen Standort bestehenden Gegebenheiten realisieren oder nicht realisieren lässt. Dieses Möglichkeitsprinzip gilt nicht nur für die Gesamthandlung, sondern auch für alle Handlungsschritte, aus denen sie sich zusammensetzt. Denn auch die speziellen Realisierungswege einer Handlung werden durch die bestehenden Gegebenheiten spezifisch begrenzt.

Dieses Mensch-Welt-Verhältnis gilt für die Prozesse des Erwägens und Beschließens von Handlungsabsichten. Ein anderes Verhältnis besteht, wenn eine beschlossene Handlung tatsächlich ausgeführt wird. Die Ausführung einer Handlung ist durch die Feinstruktur der Möglichkeiten spezifisch eingeschränkt. Diese muss der Handelnde angemessen berücksichtigen, wenn sein Handeln gelingen soll. Es ist der Handelnde selbst, der sein Handeln formt, aber er formt es unter Berücksichtigung der in der Handlungssituation bestehenden Gegebenheiten. Die bei der Ausführung einer Handlung vollzogenen Prozesse hängen also sowohl davon ab, zu welcher Absicht sich der Akteur entschlossen hat, wie auch von den differenzierten Möglichkeiten, die diese Ausführung begrenzen.

Dass es die tatsächlich ausgeführten Prozesse sind, durch die Umweltwirkung letztlich zustande kommt, gehört schon in den Bereich des folgenden Prinzips. Hier ging es darum, dass durch die Gegebenheiten der Welt nicht das Handeln, sondern die Möglichkeiten des Handelns determiniert werden.

## **2. Zweites Prinzip: Reproduktion**

Durch reproduktive Prozesse wird Vergangenes in der Gegenwart wirksam. Prozesse sind Abläufe. Ein gegenwärtiger Prozess ist ein reproduktiver, wenn er einen früheren Ablauf wiederholt. Dabei ist der jetzige Prozess ein neuer, aber ein solcher, dessen Ablauf durch ein altes Modell gesteuert wird.

Der Erhalt des physischen Lebens verdankt sich reproduktiven Prozessen, die einem ererbten Modell folgen, sich jenseits unseres Bewusstseins vollziehen und von selbst wirken, das heißt ohne unsere Mithilfe. Nicht diese interessieren hier, sondern Prozesse, die unmittelbar im Handeln wirksam sind.

Auch für diese gilt, dass sie jenseits des Bewusstseins arbeiten und von selbst wirksam werden, es sei denn, sie werden am Manifestwerden durch Eingriffe des Ich (viertes Prinzip) gehindert. Die Modelle, nach denen sie arbeiten, werden von Geburt an im Laufe des Lebens gebildet und weiterentwickelt. Reproduzierbar sind alle Prozesse. Muskuläre Bewegungsabläufe sind von außen beobachtbar. Prozesse, die sich beim Wahrnehmen vollziehen und Vorstellungsabläufe sind von außen nicht beobachtbar. Der Reproduzierbarkeit dieser Prozesse verdanken wir das Gedächtnis von Erlebtem und Gedachtem.

Einfache Abläufe sind die Grundbausteine des reproduktiven Prinzips. Aus ihnen können sich sehr komplexe Strukturen bilden. Solche Strukturen sind hierarchisch organisiert und können heterogene Elemente zu einer Einheit integrieren. Nehmen wir eine Person, die am Morgen vom Aufstehen bis zum Verlassen der Wohnung einer festen Gewohnheit folgt. In dieses Zeitintervall fallen verschiedene Tätigkeiten. Auch wenn deren grober Ablauf vielleicht einem rigiden Schema folgt, kann sich auf den unteren Hierarchieebenen durch ad-hoc-Entscheidungen Variabilität zeigen. Reproduzierbar sind nicht nur einfache, sondern auch sehr komplexe Strukturen. Weil sie auf ein Ziel orientiert sind, können sie einige für das Erreichen des Ziels notwendige fixe Bestandteile, daneben aber vielerlei offene Optionen enthalten.

Die gehäufte Wiederholung von Abläufen ist die Grundlage des reproduktiven Prinzips, denn durch Wiederholung bilden sich die Modelle heraus, die späteren Reproduktionen zugrunde liegen. Das reproduktive Prinzip arbeitet unter externen Anforderungen, die primär in die Richtung einer möglichst genauen Reproduktion von Abläufen gehen, etwa beim Einstudieren eines Musikstückes.

Es gibt im Leben aber viele Bereiche, wo rigide Wiederholung dysfunktional wäre. Daher gibt es zu den auf genaue Reproduktion gerichteten auch gegenläufige Anforderungen, die auf Flexibilität und Generativität gerichtet sind. Diese bilden sich und wirken auf einer Hintergrundebene. In der Tat findet man, wenn man längere Zeiträume in Betracht zieht, auch Leistungen des reproduktiven Prinzips, die in einem Gegensatz zu seiner primären Leistung stehen. Denn ganz unbeachtet findet neben den alltäglichen Abläufen eine Art selektiven Vergessens statt, das im Ergebnis so erscheint, als hätte eine Abstraktion von Regeln stattgefunden. Das eindrucklichste und am besten erforschte Beispiel dieser Erscheinung ist das Erlernen der Muttersprache durch Kinder. Das genaue Wiederholen verschwindet immer mehr zugunsten der generativen Fähigkeit, beliebige – und daher auch nie gehörte – Sätze zu bilden. Fähigkeitsbildung ist somit die sekundäre Leistung des reproduktiven

Prinzips. Genaue Reproduktion und Fähigkeitenbildung wachsen als Gegensätze auf demselben Holz und stören sich – außer in statu nascendi – nicht: auch der kreativste Sprachkünstler kann genaue Wortlaute wiedergeben.

Aus dem Bisherigen dürfte deutlich sein, dass Tun jeglicher Art zugleich auch Lernen ist, nicht nur ohne Absicht, sondern auch unbemerkt. Das Tun ist umso mehr ein Lernen, je öfter gleiche oder ähnliche Abläufe wiederholt werden. Dass das reproduktive Prinzip im Verborgenen arbeitet, steht nicht in Widerspruch dazu, dass es von außen, etwa durch eigene Willkür oder durch allerlei auf Lernen ausgerichtete Veranstaltungen, gezielt zum Einüben von Verhaltensweisen eingesetzt werden kann. Resultat sind immer Verhaltensweisen, die auch dann funktionieren, wenn der, der sie ausübt, keinerlei Verständnis hat von dem, was seinen Handlungsablauf im Innersten zusammenhält.

Für das Verständnis von alltäglicher Lebensführung ist die folgende Unterscheidung wichtig. Es gibt sich wiederholende manifeste Handlungsabläufe, wie Routinen und Gewohnheiten. Von dieser direkten und manifesten Reproduktion ist eine generative Reproduktion zu unterscheiden, die wie eine Fähigkeit im oben angedeuteten Sinne funktioniert. Ein generativer Komplex bildet sich über einen längeren Zeitraum heraus und existiert dann nicht unveränderlich, aber relativ stabil weiter. Er bringt Handlungssequenzen einer bestimmten Art hervor, etwa die sprachlichen Äußerungen einer Person, oder, was hier relevanter ist, Entscheidungen über die Disposition von Lebenszeit im Alltagsablauf. Ein solch generativer Komplex generiert über die Zeit hin auf seine bestimmte Art und Weise als ein routinisierte Teil des Handelns, der selbst nie erscheint. In Erscheinung tritt nur das erzeugte manifeste Verhalten.

Die generativen Prozesse verarbeiten ständig Informationen, die von außen oder aus dem eigenen Innern kommen. Was der Akteur beobachtet und wahrnimmt, ist Interpretationsprozessen unterworfen, die ihrerseits von reproduzierten Vorstellungen und Denkweisen abhängig sind. So ist auch das, was kategorial in die Interpretationsprozesse eingeht, in hohem Maße vergangenheitsgebunden. Von der direkten Reproduktion ist daher nicht nur die generative, sondern auch die interpretative Reproduktion zu unterscheiden.

### **2.3 Drittes Prinzip: Begehren**

Durch Reproduktion wird Vergangenes in der Gegenwart wirksam. Beim Funktionsprinzip Begehren ist die Wirkrichtung entgegengesetzt. Ein Zukünftiges steht am Anfang, ein zunächst Nichtreales, das durch die Tätigkeit dieses Prinzips wirklich wird.

Da die Vorgänge, durch die das geschieht, in den meisten Fällen im Unbewussten verlaufen, können wir nur durch Analogie zu einem im Bewusstsein verlaufenden Vorgang erklären, was mit Wirklichwerden eines vorher Nichtrealen gemeint ist. Der Ausführung einer bewussten Handlung muss eine Zielvorstellung vorausgehen, sonst hätte das Handeln keine Richtung. Bewusste Zielsetzung gehört zum vierten Prinzip. Analog muss auch der kleinsten im Unbewussten verlaufenden Bewegung eine Antizipation des zu erreichenden Zustandes vorangehen, der dann durch die Bewegung real wird.

Der Antizipation eines zu erreichenden Zustandes und der Bewegung, die ihn real werden lässt, muss noch ein Drittes vorausgehen, ein Begehren nämlich. Es ist das Begehren, das einen zu erreichenden Zustand impliziert. Und das Begehren löst eine Bewegung auf das von ihm projizierte Ziel hin aus und treibt diese Bewegung an, es leistet die Bewegungs- und Realisierungsarbeit.

Was hier als drei Schritte beschrieben ist, Begehren – Zielprojektion – Bewegung, verläuft so schnell, dass für unser Zeitempfinden diese drei Schritte praktisch zusammenfallen. Begehrenen entzündet sich an Bedingungen der verschiedensten Art: an inneren, das heißt physischen und psychischen Zuständen, an Wahrnehmungen jeglicher Art, an Vorstellungen, Gedanken, Erinnerungen. Diese vielfältige Auslösung funktioniert mit einer umfassenden und unmittelbaren Alertness, die das gewöhnliche Bewusstsein an Schnelligkeit und Umfang weit übersteigen kann.

Begehrenen werden von selbst aktiv, wenn ihre notwendigen Realisierungsbedingungen bestehen und wenn sie nicht von außerhalb ihrer selbst am Tätigwerden gehindert werden. So kann ein Begehren nach Flüssigkeitsaufnahme im Augenblick nicht befriedigt werden, wenn gerade nichts Trinkbares erreichbar ist, oder auch, wenn der Durstige sagt: nicht jetzt, sondern später.

Allen Bewegungen, Vorgängen, Prozessen liegt ein Begehren zugrunde. Die Begehrenen einer Person sind Teil einer in sich zusammenhängenden Organisation mit einer gemeinsamen Funktionscharakteristik; sie sind also Teil

eines überdauernden Zusammenhangs. Die einzelnen Begehungen partizipieren unterschiedlich an diesem Überdauern, sie haben – je nach Art – eine unterschiedliche Lebenszeit. Diese kann im einen Extrem auf einen Augenblick beschränkt sein, etwa beim Sprung über ein unerwartetes Hindernis. Andere Begehungen bestehen über die ganze Lebensspanne, etwa solche, die mit der Nahrungsaufnahme zusammenhängen. Solche, die überdauern, können sich über lange Zeiten in einem latenten Zustand befinden. Sie werden dann jeweils unter bestimmten Bedingungen aktiv.

Im Laufe des Lebens entstehen immer wieder neue Begehungen, indem einmalig durch irgendwelche Bedingungen ausgelöste Begehungen an Dauer und Stärke gewinnen. Dies geschieht – ganz im Sinne von Lerntheorien, etwa der Theorie der operanten Konditionierung – durch Mechanismen der Verstärkung und Bekräftigung. Durch die gleichen Mechanismen verschwinden andere Begehungen, wenn sie immer wieder zu unliebsamen Konsequenzen führen.

Aus dem Gesagten geht hervor, dass auch durch die Organisation, die der Träger des Prinzips Begehren ist, Vergangenheit in der Gegenwart wirksam wird. Dies geschieht durch die Aktivität von Begehungen, die sich im früheren Lebensverlauf herausgebildet haben. Das ist eine andere Weise des Wirksamwerdens von Vergangenheit als beim Prinzip der Reproduktion, wo Abläufe reproduziert werden, die in der Vergangenheit häufig ausgeführt wurden. Beide Vergangenheitswirkungen stellen zwar „billige“ Ressourcen dar, weil sie ohne Aufwand von selbst wirksam werden. Diesem relativen Nutzen steht aber das Risiko gegenüber, dass das, was auf diese Weise wirksam wird, gegenwärtigen Handlungsanforderungen nicht immer gerecht werden kann.

## **2.4 Viertes Prinzip: Ich-Initiative**

Das Prinzip Ich-Initiative steht in einem Gegensatz zu den Prinzipien Reproduktion und Begehren. Denn die beiden letzteren wirken von selbst, während Ich-Initiativen niemals automatisch auftreten. Sie können auch unterbleiben, und sie unterbleiben, wenn keine Initiative ergriffen wird. Einzelne Initiativen kommen und gehen. Was bleibt, ist der Träger und Inaugurator dieser Initiativen. Für jeden beliebigen Augenblick des Lebens gilt: entweder greift das Ich in den Gang des Geschehens ein oder es greift nicht ein. Greift es nicht ein, ergibt sich der Ablauf des Geschehens von selbst, das heißt, er wird durch den augenblicklichen Zustand der reproduktiven Organisation



und der Organisation der Begehungen in Wechselwirkung mit den Gegebenheiten der Umwelt bestimmt.

Wo und wie betätigt sich das Ich? Antworten auf diese Frage können wir in zwei Bereichen suchen: auf dem Gebiet der Akte, die das Ich ausführt und auf dem Gebiet der Gegenstände, an denen es seine Tätigkeit entfaltet. Während die Prozesse, die den reproduktiven Leistungen zu Grunde liegen, in einem tiefen Unbewussten verlaufen – ins Bewusstsein kommen nur deren Ergebnisse –, und während auch die mit dem Begehren zusammenhängenden Prozesse vorwiegend unbewusst bleiben, finden Prozesse, die reine Ich-Prozesse sind, im Bereich des Bewusstseins statt. Denken ist ein Prozess, der bewusst ausgeführt werden kann. Denken ist aber etwas anderes als Vorstellungsinhalte aus dem Gedächtnis aktivieren. Es ist eine Folge von kontrollierten Akten, ist Ziehen von Schlüssen und Bilden von Urteilen unter bewusster Verantwortung. Denken überhaupt einzusetzen – statt es zu unterlassen oder zu unterdrücken – und die Kontrolle dieses Denkens bilden das eine zentrale Betätigungsfeld des Ich. Kontrolle des Handelns ist das zweite: Ziele erwägen, Optionen vergleichen, Entscheidungen treffen, Entschlüsse fassen und deren Ausführung betreiben.

Das Ich ganz für sich genommen – wie eben vom Himmel gefallen – wäre sowohl orientierungslos wie handlungsunfähig. Mehr noch, wir können noch nicht einmal sagen, dass es in demselben Sinne existiert wie etwa die reproduktive Organisation. Es existiert nicht als Gegebenheit, sondern wirkt in Verhältnissen. Deshalb müssen wir, um etwas über das Ich zu erfahren, seine Verhältnisse zu anderem, das heißt zu den drei anderen Prinzipien betrachten.

Das Ich steht allem gegenüber, was im Augenblick um die Person herum besteht. Dieses Verhältnis ist vermittelt durch die Sinne für das Wahrnehmen und durch die Muskeln für das Agieren. In den Wahrnehmungsprozess wirken sowohl reproduzierte Interpretationen als auch Begehungen unbemerkt hinein. Das Ich steht vor der Aufgabe, diese Einflüsse, die aus dem eigenen Inneren kommen, zu erkennen und auszuschalten. Gleiches gilt für alle kognitive Prozesse.

Das Ich ist zum einen auf eine intakte reproduktive Organisation angewiesen. Denn jeder Augenblick muss in die Lebensgeschichte eingeordnet werden können, und Kenntnisse, Fähigkeiten und Routinen müssen aktiviert werden, um handeln zu können. Wenn die reproduktive Organisation nicht ungewollte Wirkungen produzieren soll, muss ihre Wirksamkeit unter bewusster Kontrolle stehen. Zum anderen geschieht nichts und bewegt sich

nichts, ohne dass Begehungen involviert sind. Auf Begehungen geht zurück, worauf aufmerksam wird, was interessiert, was subjektiv bedeutsam ist. Nach was wir streben, zu was wir getrieben werden, was wir nicht lassen können, das alles sind Einflüsse, die direkt aus unkontrollierten Begehungen in die Bestimmung unseres Handelns einwirken können. Ständig ist das Ich mit solchen aufsteigenden Impulsen konfrontiert. Es kann selbst Bewegungs- und Handlungsimpulse anfachen, sozusagen kontrolliert begehren. Aber es muss auch spontane Impulse hemmen und unterbinden können, wenn es die Zügel der Lebensführung in der Hand behalten will.

Das Ich hat also zwei Gegenspieler. Gegenüber der Menge der Begehungen geht es um die Frage: Wer ist hier der Herr, wer der Knecht? Denn das Ich kann durchaus unter die Herrschaft von Begehungen kommen, das heißt, seine Kräfte, seine Denk- und Entscheidungsfähigkeit können Erfüllungshilfe von Impulsen werden, die nicht aus seiner eigenen Initiative hervorgegangen sind. Dieser erste Antagonismus – der ja heftige und heiße Formen annehmen kann – wird leichter bemerkt als der zweite. Das reproduktive Prinzip wirkt mehr im Verborgenen – man könnte sagen, kühl und leise. Und es besteht gerade dadurch die Gefahr, dass nicht bemerkt wird, wie wir im Denken und Handeln unkontrolliert alte Muster reproduzieren, die den augenblicklichen Verhältnissen wenig angemessen sind.

### **3 Zeit – Umwelt – Person**

Mit Hilfe der vier Prinzipien sollte ein Bild von den grundsätzlichen Möglichkeiten der Handlungs-genese gezeichnet werden. Dieses Bild ist in zweifacher Hinsicht von der Realität abgehoben. Einmal, weil die vier Prinzipien jeweils für sich und relativ unabhängig von den jeweils anderen beschrieben wurden. Vor allem aber dadurch, dass sie nicht auf reale Personen und deren Leben in realer Umwelt bezogen sind. Zeit kam zwar auch bei der Behandlung der Prinzipien vor, aber Zeit war da vor allem abstrakte Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft. Im Folgenden wird nun von Zeit als der Lebenszeit eines Menschen die Rede sein, das heißt von individualgeschichtlicher Zeit, in der die Ereignisse und Aktionen des Lebens – und auch die alltägliche Lebensführung – ihren konkreten, identifizierbaren Platz haben.

Auch was jetzt folgt, wird nicht das volle Zusammenwirken der vier Prinzipien in der Lebensrealität zeigen. Ein solches ließe sich nur an der eingehenden Analyse konkreter Entscheidungen demonstrieren. So sind die folgenden Abschnitte ein Zwischenglied. Sie stehen zwischen der Abstraktheit der

Prinzipien und dem, was danach über alltägliche Lebensführung gesagt werden kann. Die Darstellung ist daher selektiv auf Problemkomplexe gerichtet, die für das Verständnis der alltäglichen Lebensführung wichtig sind.

### 3.1 Umwelt als personspezifischer kontinuierlicher Ereignisstrom

Das erste Prinzip bezieht sich auf das, was im Augenblick der Entscheidung um den Handelnden herum räumlich präsent ist. Diese Gegebenheiten determinieren die Möglichkeiten des Handelns am augenblicklichen Ort in Raum-Zeit, nicht jedoch das Handeln selbst. Wie mit dem Augenblicksstatus der Welt umzugehen ist, ist ein Problem für den Akteur wie auch für eine Theorie des Handelns.

Der Akteur kann sich auf verschiedene Weise zu einer aktuellen Umwelt verhalten. Blicke er völlig reaktiv, dann löse das, was er wahrnimmt, bestimmte Begehungen und die Reproduktion von Verhaltensmustern aus und führe zu einer durch diese bedingten Aktion. Ein Handeln, das so aus einer auf die Gegenwart beschränkten Perspektive erfolgte, wäre ganz durch die Vergangenheit des Akteurs determiniert. Der Akteur kann aber auch den augenblicklichen Status als Glied einer Ereigniskette verstehen, die er auf Grund seiner Kenntnis vergangener Abläufe ein Stück weit in die Zukunft extrapolieren könnte. Er kann sich auf frühere Erfahrungen besinnen und an Zukunftsziele denken. Kurzum, er kann den Augenblick bewusst in das Kontinuum seines Lebens einordnen.

Dementsprechend darf auch das Umweltkonzept einer Handlungstheorie nicht auf das Gegenwärtige, auf das akut räumlich Präsenze beschränkt sein, denn *Umwelt ist ein Ereignisstrom* mit vielfältigen Abhängigkeiten zwischen Vergangenem, Gegenwärtigem und Zukünftigem. Dabei genügt es nicht, Umwelt als zeitlich kontinuierlich zu denken. Auch die Abhängigkeiten zwischen früheren und späteren Ereignissen sind zu berücksichtigen. Nicht nur die Handlungssituation selbst, sondern auch das, was ihr vorausgegangen ist, hat Konsequenzen für das, was hier und jetzt möglich oder nicht möglich ist. Diese Konsequenzen können nicht an der gegenwärtigen Situation abgelesen werden; es braucht Kenntnis der Vergangenheit, in der viele Ursachen für Späteres liegen.

Umwelt ist in unserem Zusammenhang immer *Umwelt eines bestimmten Menschen*. Sie ist an die Lebensbahn dieses Menschen durch die raumzeitliche Welt gebunden; das bedeutet, sie ist in der Zeit erstreckt und individuell einmalig. Noch in anderer Hinsicht ist Umwelt personspezifisch. Der

Mensch geht handelnd durch die Welt, und durch das Verfolgen eigener Ziele kommt er mit bestimmten Ereignissen in Berührung und bleibt von anderen unberührt. Mehr noch, er provoziert durch sein Tun, dass sich seine Umgebung in spezieller Weise auf ihn bezieht, dass er von allerlei Ereignissen und Aktionen getroffen wird, die von ihm selbst mit verursacht sind. Es ist deshalb unmöglich, Umwelt und Person als voneinander unabhängig zu betrachten. Der personspezifischen Umwelt entspricht eine Person, die bis zu einem gewissen Grade durch ihre spezielle Umwelt charakterisierbar ist (ausführlicher dazu Zeiher/Zeiher 1994: 45-67).

Wir arbeiten mit drei sich ergänzenden Charakterisierungen einer Person. Die erste ist die Charakterisierung durch die personspezifische Umwelt. Paradox formuliert: Umwelt als Personeigenschaft.

### **3.2 Zeitdisparate Zusammenhänge und ihr Ursprung in überdauernden Intentionen**

Beim Analysieren von Handlungssequenzen über einen nicht zu kurzen Zeitraum erscheinen immer wieder inhaltliche Gemeinsamkeiten zwischen Handlungen, die im Alltagsleben zeitlich mehr oder weniger weit voneinander entfernt sind. Diese Gemeinsamkeiten rühren daher, dass zwei oder mehrere zeitdisparate Handlungen aus ein und derselben überdauernden Begehrung oder Intention hervorgegangen sind. Steht genügend viel Material zur Verfügung, zeigt sich das gleiche Phänomen auf einer höheren Ebene noch einmal: wie man zuerst Handlungen mit einer ihnen gemeinsamen Intention gefunden hat, so findet man nun Intentionen, die Spezialisierungen einer ihnen übergeordneten Intention sind. Mit anderen Worten: Intentionen sind hierarchisch organisiert. Wenn nicht alle, so doch die meisten überdauernden Intentionen lassen sich zu dem intentionalen System einer Person zusammenfassen. Ob dieses System nun einen Stamm oder zwei oder mehr Stämme aufweist, ist eine empirische Frage. Wie diese im Einzelfall auch ausfällt: mit diesem intentionalen System hat man die inhaltliche Seite des Handelns einer Person als eine geordnete Menge erfasst. Das ist die Grundlage zur zweiten Charakterisierung einer Person. Sie betrifft das Was des Handelns.

Am Ende von 2.2 wurde eine Unterscheidung zwischen manifester und generativer Reproduktion eingeführt, wobei manifeste Reproduktion als strengere oder freiere Wiederholung von manifesten Handlungsabläufen verstanden wurde. Als Überdauerndes liegt der manifesten Reproduktion ein in der Vergangenheit erworbenes Modell zu Grunde, das – wann immer durch Begehrungen oder Intentionen aktiviert – einen Ablauf steuert, der als manifeste

Handlungssequenz auftritt. Also nicht nur durch überdauernde Intentionen, sondern auch durch Reproduktion von manifesten Gewohnheiten kommen zeitdisparate aber inhaltlich zusammengehörige Handlungen zu Stande. Denn Gewohnheiten und ähnlich routinisierte manifeste Handlungsabläufe sind, obwohl dem reproduktiven Prinzip zugehörig, zugleich auch Vehikel und Mittel zur Realisierung von überdauernden Intentionen und Begehrungen. Soweit sie Intentionen und damit Inhalte realisieren, sind sie daher *auch* Teil des intentionalen Systems der Person, wie es weiter oben beschrieben wurde.

### **3.3 Individuelle Arten des Entscheidens und ihr Ursprung in einer überdauernden Prozessroutine**

Wenn wir uns jetzt der generativen Reproduktion zuwenden, machen wir einen Schwenk vom Was des Handelns zum Wie des Zustandekommens von Entscheidungen. Auch bei der generativen Reproduktion wiederholt sich etwas. Es sind aber nicht mehr manifeste Handlungsabläufe mit ihren speziellen Inhalten. Was sich wiederholt, ist die *Art des Zustandekommens* von Entscheidungen.

Entscheidungsprozesse im Zusammenhang mit Tätigkeitswechseln können, müssen aber nicht sehr komplex sein. In einer besonderen Situation oder bei einem bestimmten Akteur kann der Entscheidungsvorgang auch einfach vonstatten gehen. Um einen Eindruck von der möglichen Komplexität des Entscheidungsvorgangs zu erwecken, sei auf einige Subprozesse hingewiesen, die in vielfältiger Kombination an Entscheidungen beteiligt sind. Wahrnehmungsprozesse: Mit welchem Grad von Aufmerksamkeit, Genauigkeit und Vollständigkeit wird die Handlungssituation beobachtet und aufgenommen? Informationsbeschaffung: Wie weit geht der Akteur über das hinaus, was unmittelbar gegeben ist? Zieht er frühere Erfahrungen zu Rate, macht er sich Gedanken über die Vorgeschichte des Handlungsanlasses? Erwägt er die Folgen seines Tuns für sich selbst, für andere? Plant er voraus, oder folgt er spontanen Impulsen? Macht er sich Gedanken über den Zusammenhang seines jetzigen Handelns mit früherem und späterem Handeln? Berücksichtigt er seinen augenblicklichen Zustand, der sich positiv oder negativ für sein Tun auswirken kann? Folgt er der erstbesten Idee, die ihm einfällt oder stellt er Alternativen zusammen und wägt sie gegeneinander ab? Wie berücksichtigt er Erwartungen von Dritten? Überprüft er Realitätsgehalt und Berechtigung eigener Erwartungen? Wie weit handelt er so, wie er andere handeln

sieht? Überlegt er, ob das, was er tun möchte, hier und jetzt möglich ist und ob die zur Verfügung stehende Zeit dafür ausreicht?

All diese Fragen beziehen sich auf Aktivitäten, die stattfinden oder nicht stattfinden können, die intensiv oder mehr oberflächlich verfolgt werden können. Die Fragen weisen auf die sehr große Vielfalt von Möglichkeiten, wie ein Akteur zu seinen Entscheidungen kommen kann. Unsere Forschungsergebnisse zeigen, dass Personen – bei aller Unterschiedlichkeit ihrer alltäglichen Entscheidungssituationen – immer wieder auf eine für ihre Person charakteristische Art und Weise zu ihren Entscheidungen kommen. Im Laufe des Lebens hat sich also eine generative Fähigkeit herausgebildet, Entscheidungen zu treffen. Diese generative Fähigkeit des Entscheidens in der alltäglichen Lebensführung ist – ähnlich derjenigen des Produzierens von Sprache – relativ stabil, ohne inflexibel zu sein. Das Wie des Zustandekommens von Entscheidungen unterliegt also in hohem Maße Prozessen der generativen Reproduktion und der an diese gebundenen und auf den Entscheidungsprozess selbst bezogenen Begehungen und Intentionen.

Als ein drittes Charakteristikum einer Person – neben ihrer spezifischen Umwelt und ihrem intentionalen System – benutzen wir die spezifische Art ihres Entscheidens im Alltagsablauf.

#### **4 Ein Konzept alltäglicher Lebensführung**

Der Ausdruck Lebensführung verweist auf zweierlei. „Leben“ steht für die umfassende kontinuierliche Existenz eines Menschen. Indem es mit „Führung“ verbunden ist, wird dem Leben Führbarkeit zugesprochen und zugleich auf die Tätigkeit des Führens verwiesen. Leben ist aber auch das unmittelbar Gegenwärtige: Ich lebe immer jetzt. Auch Führung des Lebens findet immer im Jetzt statt durch Entscheidungen über den nächsten Schritt des Lebens, also über die Zuordnung einer Tätigkeit zu einem gerade beginnenden Zeitabschnitt.

Die Entscheidung zum Zeitpunkt eines Tätigkeitswechsels ist immer eine Entscheidung letzter Hand. Denn vieles ist schon vorentschieden, oft seit langem. Es gibt also zeitlich gestaffelte Vorentscheidungen von der Wahl eines Arbeitsplatzes bis zu einer Verabredung am Vorabend. Beim Tätigkeitswechsel werden Vorentscheidungen entweder bestätigt oder verworfen und mit Entscheidungen über unmittelbare Realisierungsaspekte zur definitiven Gesamtentscheidung verbunden.

Für jede Entscheidung gibt es Grenzen und Beschränkungen. Die getroffenen Vorentscheidungen sind solche Beschränkungen des Entscheidungsspielraums. Auch die unmittelbar für eine neue Tätigkeit zur Verfügung stehende Zeitmenge ist eine Einschränkung, aber eine solche, die zugleich Möglichkeiten eröffnet: Die disponible Zeitmenge schließt Tätigkeiten aus, die mehr Zeit brauchen, und erlaubt alle solchen, die im Zeitintervall Platz finden. Auch der Ort, an dem sich der Akteur zu einem Zeitpunkt befindet, beschränkt und eröffnet Möglichkeiten. Ebenso werden durch im Augenblick verfügbare Ko-Akteure bestimmte Tätigkeiten ermöglicht, andere ausgeschlossen.

Wir wissen (aus 3.2), dass es überdauernde Intentionen und Begehungen gibt. Diese warten gewissermaßen auf einen passenden Augenblick, an dem sie sich realisieren können. Wenn man an die große Vielfalt der latenten Intentionen und Begehungen eines Menschen denkt, die nicht selten auch untereinander in Konkurrenz um Realisierungsgelegenheiten stehen, wird deutlich, dass im Entscheidungsprozess oft viele Alternativen eliminiert werden müssen, bevor der Selektionsprozess zu einem Ende kommt. Einer Intention, die nach einer geeigneten Realisierungsgelegenheit sucht, stehen Zeitlücken gegenüber, für die der Akteur eine geeignete Tätigkeit finden muss.

Entscheidungen stehen somit in einem Spannungsfeld, gebildet aus situativen Beschränkungen und Möglichkeiten, aus Intentionen und Wünschen, aus Verpflichtungen, aus Vorentscheidungen, aus Gewohnheiten, aus Erwartungen von Dritten. Dem Akteur kann eine bedeutende Koordinierungsleistung abverlangt werden, um alle diese Bedingungen unter einen Hut zu bringen.

Tätigkeits-Entscheidungen stehen nicht für sich, sie sind Glied einer lebenslangen Kette solcher Entscheidungen. Aus Abschnitt 2.2 wissen wir, dass häufiges Wiederholen zur Reproduzierbarkeit von Abläufen führt. Das muss auch für diese immer wieder erneut ausgeführten Entscheidungsprozesse gelten. Wiederholung setzt ein gewisses Maß von Gleichheit zwischen den aufeinanderfolgenden Abläufen voraus. Woher stammt solche Gleichheit? Hier ist zuerst an die spezielle personenspezifische Umwelt des Akteurs zu denken (vgl. 3.1), wo sich im Alltag vielerlei Abläufe wiederholen: fremdbestimmte regelhafte Zyklen wie Schul-, Arbeits- und Öffnungszeiten sowie eigene Tages- und Wochenrhythmen, Projekte und Gewohnheiten. Wir haben festgestellt, dass Kinder schon relativ früh die Art der Alltagsorganisation ihrer Familie, besonders die ihrer Mütter, übernehmen und in den Bereichen praktizieren, über die sie schon verfügen können. Es entwickelt sich eine Abstimmung und Angleichung zwischen der Art, wie ein Akteur mit Entscheidungssituationen umgeht, und den speziellen Abläufen seiner individuellen

Umwelt. Was sich als eine überdauernde Prozessroutine der Person entwickelt (vgl. 3.3), steht also in engem Zusammenhang mit der Umgebung, in der sie sich entwickelt.

Dass diese Routine im Entscheidungsprozess personspezifischen Charakter annimmt und behält, wird unterstützt durch überdauernde Begehungen und Intentionen des Akteurs (vgl. 3.2). Denn diese bringen den Akteur dazu, sein Handeln immer wieder auf ähnliche Ziele zu lenken und damit in seiner Umwelt Situationen zu suchen und zu schaffen, in denen sich seine Ziele realisieren lassen. Das trägt sowohl zur Personspezifik der Umwelt als auch zur Stabilisierung der Entscheidungsweisen des Akteurs bei.

Bei allen Entscheidungsprozessen kann es willkürliche rationale Eingriffe geben (vgl. 2.4). Vorausdenken, Alternativen vergleichen, vergangene Erfahrungen überdenken, übliche Abläufe in Frage stellen, die Handlungssituation analysieren usw. – alle diese Denkinitsiativen können ergriffen oder unterlassen werden. Je umfassender sie ergriffen und je kompetenter sie ausgeführt werden, desto augenblicksgerechter und sachgerechter wird die resultierende Entscheidung sein. Was sich als überdauernde Prozess- und Entscheidungsroutine entwickelt hat, kann im einen Fall mehr, im anderen Fall weniger vorgeprägte Freiräume für unmittelbare Denkinitsiativen enthalten und damit flexibler auf die Umstände der augenblicklichen Entscheidungssituation eingehen können. Es kann gewissermaßen zur Gewohnheit geworden sein, Gewohnheiten einzuschränken durch Nachdenken; es kann Reflexion im Entscheidungsprozess habitualisiert sein, ohne deren Ergebnis vorwegzunehmen. Ungerechtfertigte Vergangenheitsbindung der überdauernden Entscheidungsroutine kann auf diese Weise vom Akteur ausgeschaltet werden. Unabhängig von einer solchen Habitualisierung von Offenheit, können Ich-Eingriffe immer auch ad hoc stattfinden, Kontrolle ausüben, Impulse unterdrücken und neue Handlungsideen realisieren.

Wie steht es nun mit dieser der alltäglichen Lebensführung zu Grunde liegenden überdauernden Entscheidungsroutine in Bezug auf Stabilität? Was lässt sich daran leicht ändern, was schwer? Wie wir gerade gesehen haben, sind Ich-Eingriffe jederzeit möglich. Diese greifen jedoch nur in einen laufenden Prozess ein und beeinflussen diesen. Was überdauernde Routine ist, wird dadurch nicht berührt, sondern bleibt, wie es war. Wie oben ausgeführt (vgl. 2.2 und 2.3), geht Überdauern auf das Prinzip Reproduktion und auf das Prinzip Begehren zurück. Der Widerstand gegen Veränderung ist daher nach diesen beiden Prinzipien zu differenzieren. Beim reproduktiven Prinzip hängt die Stabilität von Routinen und deren Widerstand gegen Veränderung – grob gesagt – von der Häufigkeit der Wiederholung eines Ablaufs und von



der Länge der Zeitspanne ab, in der sich dieser Ablauf zuvor wiederholt hat. Es ist ungeheuer schwer, einen lange eingefahrenen Prozess zu ändern, selbst dann, wenn die Umstände, in denen er entstanden ist, nicht mehr existieren. Es ist schwieriger, eine eingefahrene Abfolge zu ändern als eine ganz neue zu lernen.

Bei Begehungen sieht es anders aus. Eine vorhandene Begehrung zu ändern, heißt sie löschen. Das kann sehr langsam und unbemerkt vonstatten gehen, wenn die Bedingungen, durch die eine Begehrung aktiviert wurde, verschwunden sind oder vermieden werden. In anderen Fällen sind es negative Konsequenzen, die, wenn sie immer wieder zusammen mit der Realisierung einer Begehrung auftreten, zu deren Verlöschen führen können. Wir alle kennen aber auch Fälle, wo Begehungen Suchtstärke angenommen haben und trotz starker negativer Konsequenzen bestehen bleiben. Betrachtet man nicht eine einzelne Begehrung, sondern eine zusammengehörige Menge von Begehungen, ergibt sich ein anderes Bild. Da hinter allem, was sich irgendwie bewegt, eine Begehrung stehen muss, ist in dem komplexen Geschehen einer Alltagsentscheidung eine Vielzahl von Begehungen wirksam, die den Ablauf antreiben. Durch lokale Dysfunktionalitäten im Gesamtgeschehen, oder wenn der Akteur von sich aus sein Vorgehen ändern will, können neue Begehungen entstehen und andere verlöschen. In einem Prozessensemble können einzelne Begehungen eliminiert oder neue hinzugefügt werden. Dabei bleiben die verbleibenden Einzelbegehungen als solche von diesen Veränderungen unberührt, doch ändert sich dadurch die Gesamtleistung des Ensembles.

Die Führung des Lebens durch einen Komplex überdauernder Prozessroutinen entwickelt sich von früher Kindheit an. Im ständigen Agieren in einer spezialisierten individuellen Umwelt bildet sich eine Abstimmung der individuellen Lebensführung auf diese spezielle Alltagswelt heraus. Alltagsleben vollzieht sich in oft kurzfristig wechselnden Lebenssphären wie Schule und Familie, Berufsarbeit und Freizeit. In den unterschiedlichen Sphären können durchaus sehr verschiedene Ablauf- und Entscheidungsweisen vorherrschend sein. Wie einzelne Akteure mit diesem Problem umgehen, ist eine empirische Frage. Hier können wir nur festhalten, dass dem Prozess der alltäglichen Lebensführung eine differenzierte Trägheit gegenüber Veränderungen innewohnt; dieser kann sich bei Änderung der äußeren Verhältnisse an einige Aspekte schnell, an andere aber nur sehr langsam anpassen. Da Anstöße zur Änderung von Routinen der Lebensführung aber auch vom Akteur selbst kommen, vollzieht sich die Entwicklung des Prozesses der Lebensführung in einem ständigen Zusammenspiel von Welt- und Ich-induzierten Impulsen.

Aus dem Prozess der alltäglichen Lebensführung gehen ständig Entscheidungen für Handlungen, Handlungen und durch Handlungen hergestellte Verhältnisse hervor. Diese Prozess-Produkte stellen eine Tatsachenreihe dar, die beobachtbar ist und aus verschiedenen Perspektiven beschrieben werden kann. Hier lag die Aufmerksamkeit ganz auf der Prozessseite unter Ausblendung der Produktseite, die ja immer von individuellen Verhältnissen und individuellen Akteuren abhängig ist.

Die einzelne Handlung, der einzelne Akt, ist etwas Einmaliges, das als vom Akteur losgelöstes Ereignis Teil der Raum-Zeit-Welt wird. Lebensführung dagegen geschieht durch eine generative Prozessroutine. Diese bleibt mit dem Akteur verbunden, hat also keinen bestimmten Ort, weder im Raum noch in der Zeit. Als Prozessroutine existiert sie im Zeitfluss in einer an die Person gebundenen Permanenz.

Die vom Akteur losgelöste und damit verobjektivierte Handlung wird dem Akteur bewusst. Der Entscheidungsprozess, aus dem sie hervorging, ist eher unbeachtet, als dass er seiner Natur nach unbewusst bleiben müsste. Auch die generative Prozessroutine, aus der die Entscheidungen der Lebensführung hervorgehen, ist bewusstseinsfähig und damit durch den Akteur gezielt gestaltbar. Dysfunktionalitäten der Entscheidungsroutine zeigen sich an wiederkehrenden Mängeln ihrer Ergebnisse und können dadurch Anstöße zu verbessernden Eingriffen geben.

## **5 Ein Blick auf die Analyse von Entscheidungen bei Tätigkeitswechseln**

Das empirische Ausgangsmaterial unserer Analysen bestand für jedes untersuchte Kind in detaillierten Informationen über die Sequenz der Tätigkeiten an sieben Tagen mit insgesamt etwa 150 Tätigkeitswechseln (s. 1.3). Für die Rekonstruktion des Entscheidungsprozesses bei einem jeden Tätigkeitswechsel haben wir ein Modell entwickelt, das die für solche Entscheidungen relevanten Bedingungen berücksichtigt. Es geht auf eine sogenannte Aufgabenanalyse<sup>4</sup> zurück. Bei einer solchen werden die Anforderungen, die mit einem Handlungsproblem verbunden sind, unabhängig von tatsächlichem Handeln untersucht. Auf Grundlage dieser Analyse lässt sich dann ein Mo-

---

4 Die wohl beste und umfangreichste Quelle zu Theorie und Praxis der Aufgabenanalyse (task analysis) ist Newell/Simon 1972.

dell<sup>5</sup> der Prozesse entwickeln, die notwendig und geeignet sind, die spezielle Aufgabe auszuführen.

Dieses Modell für Entscheidungen bei Tätigkeitswechseln wurde aus der Analyse von Anforderungen und nicht aus tatsächlichem Handeln abgeleitet und ist daher personunabhängig. Es ist ein flexibles System von Wenn-dann-Bedingungen, das mit jeder möglichen Bedingungskonstellation umgehen kann. Das Modell enthält Regeln, die mit Typen von Bedingungen arbeiten. Bei der Anwendung auf einen konkreten Tätigkeitswechsel wird auf Grund der für die Situation und den Akteur tatsächlich zutreffenden Bedingungen entscheidbar, welcher Typ von Modell-Bedingung jeweils zutrifft oder nicht zutrifft. Situation und Akteur werden also in ihrer vollen Konkretheit berücksichtigt. Es wird nicht unterstellt, dass irgendein Mensch sich genau im Sinne des Modells verhält. Wo das aktuelle Handeln im Widerspruch zu dem Modell steht (etwa wenn der Akteur eine zuvor getroffene Vereinbarung nicht einhält), wird das mit Hilfe des Modells erkennbar und sagt etwas aus über die besondere Weise der Handlungsentscheidung dieser Person.

Das Modell übt bei der Analyse einen Zwang auf die Forscher aus, sich über alle für den Tätigkeitswechsel relevanten Bedingungen Rechenschaft zu geben und ermöglicht dadurch einen systematischen und objektiven Umgang mit dem empirischen Material.

Die Analyse des Zustandekommens jeder einzelnen Entscheidung ergibt einen Beitrag zu den in den Abschnitten 3.1, 3.2 und 3.3 angedeuteten Charakterisierungen der Person. Sie trägt erstens bei, ein Bild der speziellen Umwelt des Akteurs und der Ereignisse in dieser zu entwerfen und festzustellen, welche Rolle die Gegebenheiten der Umwelt beim Zustandekommen seiner Entscheidungen gespielt haben (s. 3.1). Zweitens wird bei jeder Analyse danach gesucht, ob es im Gesamt aller erfassten Handlungen intentionale Gemeinsamkeiten mit der gerade untersuchten Handlung gibt. Auf diese Weise lässt sich ein Bild des Gesamts der überdauernden Intentionen und Begehungen des Akteurs gewinnen (s. 3.2). Drittens konzentriert sich die Analyse auf die Art und Weise des Zustandekommens der speziellen Entscheidung, indem es diese mit Hilfe der oben dargestellten Theorie rekonstruiert. Aus dem, was sich an Vorgehensweisen des Akteurs von Entscheidung zu Ent-

---

5 Das Modell – das in unserem Falle sehr einfach ist – folgt einem Formalismus, der auf den Mathematiker Emil Post (1943) zurückgeht und „production systems“ genannt wird. Production systems werden im Bereich der künstlichen Intelligenz extensiv zur Modellierung von Prozessen benutzt, siehe z.B. Newell/Simon 1972, Newell 1973, Davis/King 1976. Zu soziologischen Anwendungen Bainbridge u.a. 1994.

scheidung wiederholt, ergibt sich ein Bild der generativen Prozessroutine dieses Akteurs, aus der die Entscheidungen seiner alltäglichen Lebensführung hervorgehen (s. 3.3).

Wenn die Analyse der einzelnen Entscheidungen bei Tätigkeitswechseln abgeschlossen ist, stehen von jedem Akteur die drei gerade skizzierten Charakterisierungen für weitere Analysen zur Verfügung. Diese bilden die Grundlage, um auf der Ebene des individuellen Akteurs die in Abschnitt 1.1 ange deuteten Fragen zu beantworten. Da zeigt sich dann etwa, wie die Realisierung der Intentionen und Initiativen des Akteurs durch seine spezielle Umwelt gefördert oder behindert wurde, oder wie die Entscheidungsweisen des Akteurs auf die Charakteristika seiner Umwelt abgestimmt waren.

Eines muss zum Schluss noch betont werden: Mit den in diesem Beitrag beschriebenen Mitteln kann das Handeln und die Entscheidungsweise des Akteurs nur zu seiner konkreten Umwelt in Beziehung gesetzt werden. Die konkreten Lebensbedingungen stehen aber nicht nur für sich selbst. In ihnen manifestiert sich Gesellschaft, soweit sie den Akteur erreicht und betrifft. Es bedarf daher einer weiteren auf soziologische Theorie gestützten Analyse, die zeigen muss, wo und inwieweit die konkreten Lebensbedingungen der Akteure jeweils Manifestationen gesellschaftlicher Verhältnisse und Entwicklungen sind (vgl. Zeiher 1996).

*Literatur*

- Bainbridge, W. S. u.a. (1994). Artificial Social Intelligence. *Annual Review of Sociology*, 20, 407-436.
- Davis, R./King, J. (1976). An Overview of Production Systems. In: E. W. Elcock/ D. Michie (Hrsg.), *Machine Intelligence 8* (S. 300-332). Chichester u.a.
- Hayes-Roth, B. (1993). On Building Integrated Cognitive Agents: a Review of Allen Newell's Unified Theories of Cognition. *Artificial Intelligence*, 59, 329-341.
- Holzkamp, K. (1995). Alltägliche Lebensführung als subjektwissenschaftliches Grundkonzept. *Das Argument*, 37 (6), 817-846.
- Newell, A. (1973). Production Systems: Models of Control Structure. In: W. G. Chase (Hrsg.), *Visual Information Processing 8* (S. 463-526). New York.
- Newell, A. (1990). *Unified Theories of Cognition*. Cambridge, MA.
- Newell, A. (1992). Précis of Unified Theories of Cognition. *Behavioral and Brain Sciences*, 15, 425-492.
- Newell, A./Simon, H. A. (1972). *Human Problem Solving*. Englewood Cliffs, N.J.
- Stefik, M. J./Smoliar, St. W. (Hrsg.) (1993). Eight Reviews of Unified Theories of Cognition. *Artificial Intelligence*, 59 (1-2), 249-389.
- Zeiher, H. J. (1996). Konkretes Leben, Raum-Zeit und Gesellschaft. Ein handlungsorientierter Ansatz zur Kindheitsforschung. In: M.-S. Honig/H. R. Leu/ U. Nissen (Hrsg.), *Kinder und Kindheit. Soziokulturelle Muster – sozialisationstheoretische Perspektiven* (S. 157-173). Weinheim/München.
- Zeiher, H. J./Zeiher, H. (1994). *Orte und Zeiten der Kinder. Soziales Leben im Alltag von Großstadtkindern*. Weinheim/München.

**Öffnungen des Konzepts  
Alltägliche Lebensführung**



Frank Kleemann

## **Zur weiteren Entwicklung des Konzepts „Alltägliche Lebensführung“**

### **Überlegungen auf der Grundlage einer Untersuchung zur Teleheimarbeit**

*Ist das alles, was das Leben fragt:  
Kommst Du mit in den Alltag?*  
Blumfeld

Das Konzept der „alltäglichen Lebensführung“ wurde im Münchner SFB 333 seit Mitte der 80er Jahre im Sinne einer „empirisch begründeten Sozialforschung“ (Kelle 1994) entwickelt.<sup>1</sup> Dazu wurden Alltage von Berufstätigen mittleren Alters auf ihre Formen und Strukturierungen samt der dahinter stehenden ‚Methoden‘ und ‚Logiken‘ untersucht, mit denen die Individuen ihren Alltag aktiv herstellen.

„Alltägliche Lebensführung“ verweist demnach auf zwei Ebenen zugleich, nämlich eine ‚formale‘ und eine ‚modale‘: Die *Form* alltäglicher Lebensführung zielt auf das „Arrangement“ (vgl. Projektgruppe „Alltägliche Lebens-

---

1 Ich erhebe im folgenden nicht den Anspruch, die mittlerweile sehr umfangreiche Literatur zur „alltäglichen Lebensführung“ zu erfassen, sondern beziehe mich auf das von G. Günter Voß (1991) begründete Rahmenkonzept und seine Anwendung im Rahmen des SFB 333, die insbesondere in den zentralen Publikationen dokumentiert sind, die von Karin Jurczyk und Maria S. Rerrich (1993) sowie von der gesamten Projektgruppe (1995) herausgegeben wurden. Weitere wichtige Einzelaufsätze sind aktuell in einem von Werner Kudera und G. Günter Voß (2000) herausgegebenen Band zusammengestellt. Diese Arbeiten wurden in aus der Projektgruppe hervorgegangenen Dissertationen von Luise Behringer (1998), Wolfgang Dunkel (1994) und Margit Weihrich (1998) fortgesetzt, die auf Teilgruppen des Samples beruhen und spezifische weiterführende Fragestellungen verfolgen.



führung“ 1995), d.h. die aktive Vermittlung zwischen den verschiedenen Tätigkeitssphären und Einzelaktivitäten des Alltags mit jeweils unterschiedlichen ‚inneren Logiken‘ und daraus resultierenden (zeitlichen, räumlichen, sachlichen, sozialen, sinnhaften und medialen) Handlungsanforderungen, die durch die Person koordiniert und zu einem ‚Ganzen‘ zusammengeführt werden. Der *Modus* (bzw.: die Logik) alltäglicher Lebensführung verweist darauf, dass sich in der Gestaltung von Alltagspraktiken ihrerseits gemeinsame Muster und Methoden erkennen lassen. Die Formung des jeweils bestehenden Arrangements unterliegt also zu jedem Zeitpunkt ihrerseits wieder bestimmten Gemeinsamkeiten.

Der von Günter Voß (1991) entwickelte theoretische Rahmen weist der „Alltäglichen Lebensführung“ einen quasi-institutionellen Charakter der Vermittlung zwischen Person und Gesellschaft zu.<sup>2</sup> Voß beschreibt Lebensführung als „eigenlogische systemische Struktur“ (Voß: 269ff), die über eine relative Eigenständigkeit gegenüber der Person verfügt. Die Konzeption von Voß zielt insofern auf die modale Ebene, d.h. auf die Methoden und Logiken der Alltagsgestaltung, und weniger auf die unmittelbar empirisch beobachtbaren Arrangements oder Alltagsstrukturen. Denn diese sind nicht unabhängig von den (wandelbaren) ‚materiellen Bedingungen‘, in denen Individuen sich befinden. Ändern sich die äußeren Umstände (z.B. nach einer Trennung vom Lebenspartner oder bei einem Berufswechsel), dann ändern sich natürlich auch die formalen Strukturen des Alltags. Diese Änderungen ihrerseits werden mit Hilfe des vorher entwickelten Modus der Lebensführung bearbeitet, d.h. es werden bestimmte ‚typische‘, bereits vorher bewährte Gestaltungsmuster und -methoden von den Individuen zur Anwendung gebracht.

Veränderungen der ‚materiellen Bedingungen‘ kommen zum Beispiel dann zum Tragen, wenn – wie im Beispiel eines im Rahmen meiner Dissertation untersuchten Samples von qualifizierten TelearbeiterInnen – Individuen von einer Bürotätigkeit in Teleheimarbeit wechseln. Der Nutzen des Konzepts „Alltägliche Lebensführung“ für die Analyse von Teleheimarbeit soll im folgenden kurz dargestellt werden. Zugleich ergeben sich aber aus der Beschäftigung mit diesem Sample Fragen bezüglich der Wandelbarkeit des individuellen *Modus* alltäglicher Lebensführung, die abschließend an das Konzept und seine bisher dominante Verwendungsweise gerichtet werden sollen.

---

2 So bezeichnet Voß (1991: 7f) die „alltägliche Lebensführung“ als „missing link“ der Soziologie, durch das Individuen und Gesellschaft miteinander vermittelt werden.

## 1 Teleheimarbeit und Alltägliche Lebensführung

Unter „Teleheimarbeit“ sind Organisationsformen der Erwerbsarbeit zu verstehen, in denen Individuen unter Einsatz von Informationstechnologien zumindest einen Teil der Arbeitszeit zu Hause arbeiten.<sup>3</sup> Mit dem Zusatz *qualifizierte* Teleheimarbeit soll angezeigt werden, dass es sich um Tätigkeiten mit weitgehenden Dispositionsspielräumen in der Organisation der Arbeitsausführung und der Strukturierung des Arbeitsalltags handelt.

In „betrieblichen Modellprojekten“ werden seit einigen Jahren einzelne Arbeitsplätze unter Zustimmung bzw. auf Wunsch der Arbeitenden durch den Betrieb „ausgelagert“, um überhaupt praktische Erfahrungen mit dieser Form der Arbeitsorganisation zu machen. Die Motive der Arbeitenden zur Teleheimarbeit können recht unterschiedlich sein: Häufig sind es familiäre Aufgaben, vor allem die Betreuung von Kindern oder kranken Familienangehörigen, die sich auf diese Weise besser mit der Arbeit vereinbaren lassen. Aber auch die Vermeidung langer Wegzeiten zwischen Wohnung und Betrieb kann ein Motiv sein, oder die ruhigere Arbeitsumgebung zuhause. Neben diesen betrieblichen Modellprojekten gibt es außerdem Formen von „Teleheimarbeit“ auch im Bereich selbständiger Tätigkeiten, z.B. bei Journalistinnen, Übersetzern, im Bereich von Programmierarbeit oder Computerdienstleistungen.

„Teleheimarbeit“ bedeutet insbesondere, dass die industriegesellschaftlich übliche räumliche und zeitliche Trennung zwischen ‚Arbeit‘ und ‚übrigem Leben‘ aufgehoben wird. Die Trennung zwischen den Sphären ist nun beim häuslichen Arbeiten weder räumlich, zeitlich, sachlich noch sozial fest vorgegeben, und die Übergänge sind von den Individuen vermehrt selbst herzustellen. Viele ‚beiläufige‘ betriebliche Strukturierungen des Arbeitsalltags werden aufgehoben und müssen durch eine erweiterte ‚Selbst-Strukturierung‘ der Arbeitenden ersetzt werden. Für die Person ergeben sich dadurch erheblich erweiterte Spielräume für die Gestaltung nicht nur der Arbeit selbst, sondern auch des Verhältnisses von Erwerbsarbeit und privaten Aktivitäten. Allerdings handelt es sich hierbei nicht um eine reine Wahlmöglichkeit, sondern zugleich auch um eine Anforderung: Die Individuen sind in höherem Maße als bisher gezwungen, selbst eine Strukturierung ihres gesamten Arbeits- und Lebens-Alltags zu leisten. Die Leistung der Person, ihre Arbeit und schließlich ihre ge-

---

3 Reine Teleheimarbeit ist in abhängiger Beschäftigung selten; der gegenwärtig praktizierte Normalfall besteht in einem regelmäßigen Wechsel zwischen Heim- und Büroarbeitsplatz („alternierende Teleheimarbeit“). Ein Kriterium, ab welchem Anteil außerbetrieblicher Arbeit von „Tele(heim)arbeit“ die Rede sein soll, lässt sich nicht ‚objektiv‘ festlegen, sondern muss je nach Erkenntnisinteresse von der Beobachterin gesetzt werden.

samte Alltagspraxis aktiv zu gestalten, gewinnt in Telearbeit an Bedeutung. Die Arbeitsausführung in Telearbeit muss als eine aktive Strukturierungsleistung der arbeitenden Person betrachtet werden, die – anders als bei der raumzeitlich separierten Büroarbeit – notwendigerweise das *gesamte* alltägliche Leben als Gestaltungsrahmen einbezieht. Dies ist in der bisherigen Forschung zur Telearbeit nicht systematisch berücksichtigt worden (vgl. Kleemann/Voß 1999).

Auf die Frage, welche konkreten Gestaltungsleistungen qualifizierte Teleheimarbeiter – auf der Grundlage von relativ großen zeitlichen und inhaltlichen Freiheitsgraden zur ‚Selbstorganisation‘ – erbringen, wurde schon an anderer Stelle (Kleemann/Voß 1999) eine Antwort unter Rückgriff auf das Konzept „Alltägliche Lebensführung“ gegeben. Methodisch beruht die dort gegebene „empirische Veranschaulichung“ (ebd.: 154ff) auf einer Auswahl dreier Fälle von alternierenden Teleheimarbeitern nach dem Prinzip des minimalen Kontrasts im Hinblick auf ihre ‚materiellen Rahmenbedingungen‘: Es handelt sich um drei verheiratete Männer zwischen 30 und 40 Jahren mit jeweils einem Kind unter vier Jahren, die in qualifizierten Entwickler-Tätigkeiten im gleichen Betrieb arbeiten. Alle drei sind vollzeiterwerbstätig und nehmen an einem Modellversuch ihres Betriebs zur Teleheimarbeit teil, der sie verpflichtet, mindestens einen Tag pro Woche im Betrieb zu arbeiten, ihnen die weitergehende Gestaltung aber freistellt. Die Strategie der Fallauswahl ist es, nach dem „Prinzip des Kontrasts in der Gemeinsamkeit“ (Bohnsack 2000: 40, 160) in einer exemplarischen fallvergleichenden Analyse herauszuarbeiten, „daß – vor dem Hintergrund nahezu gleicher ‚objektiver‘ Arbeits- und Lebensbedingungen – aufgrund unterschiedlicher Formen der Lebensführung die jeweilige Strukturierung und Einbettung der Teleheimarbeit in den Alltag systematisch variiert“ (Kleemann/Voß 1999: 154).

Mit anderen Worten: es wird gezeigt, dass (und inwiefern) der *Modus* der Lebensführung ‚einen Unterschied macht‘ bei der Gestaltung von Arbeit und Alltag. Es zeigt sich, dass durch Teleheimarbeit einerseits die Möglichkeiten für die Individuen deutlich gesteigert werden, den eigenen Alltag sowohl hinsichtlich der Gewichtung zwischen den Sphären „Arbeit“ und „Privatleben“ als auch hinsichtlich der aktiven Formung jeder der beiden Sphären gemäß den eigenen subjektiven Relevanzen zu gestalten. (Zudem wird dabei klar, dass dazu entsprechende *Kompetenzen* auf Seiten der Individuen erforderlich sind.) Insbesondere wird herausgearbeitet, wie die Individuen unter Rückgriff auf divergente Methoden ihrer alltäglichen Lebensführung zu deutlich voneinander unterscheidbaren Mustern der Bewältigung ihrer Arbeitsaufgaben gelangen. Das heißt, dass sich in Arbeitsformen wie qualifi-

zierter Teleheimarbeit, die den Individuen relativ große Gestaltungsspielräume geben, die Ausgestaltung des Arbeitsalltags tendenziell am Strukturierungsmodus alltäglicher Lebensführung insgesamt orientiert (vgl. ebd.: 162ff).

Dieser bereits vorliegenden Betrachtung liegt die Perspektive zugrunde, dass die vorher entwickelten Modi und Methoden der alltäglichen Lebensführung in biographischen Veränderungsphasen – hier im Übergang von Büro- auf Teleheimarbeit – als Quelle zur Generierung neuer Alltagspraktiken und Arrangements dienen. Mit anderen Worten: Der Modus der Lebensführung wird – durchaus konform mit der bisher dominanten Verwendung des Lebensführungskonzepts – als unabhängige, die Alltagspraktiken als abhängige Variable gesetzt.

Weitestgehend ausgeblendet bleibt demgegenüber aber die umgekehrte Frage, inwieweit sich die Modi und Methoden der Lebensführung in diesem Prozess ihrerseits ändern können und auf welche Weise. Zugleich ist damit die Frage berührt, inwieweit bereits ein intentionales Ändern der ‚Rahmenbedingungen‘ des Alltags ein Mittel sein kann, die Lebensführung formal und letztlich auch modal aktiv zu gestalten und zu modifizieren. Denn *relative* „funktionale wie strukturelle Eigenständigkeit“ der Lebensführung (Voß 1995: 35f) darf nicht mit deren ‚operativer Schließung‘ gegenüber der Person gleichgesetzt werden.

Diese Ausblendung liegt meines Erachtens nicht bereits *prinzipiell* in der theoretischen Anlage des Konzepts begründet, sondern in der Art seiner bisherigen Ausrichtung und Anwendung: Zum einen haben die Fokussierung auf bestimmte Untersuchungsgruppen und eine daraus resultierende gegenstandsnahe Operationalisierung des Konzepts dazu geführt, dass vor allem die Perspektive der ‚praktischen Bewältigung‘ fest vorgegebener Anforderungen im Vordergrund der Untersuchungen stand. Zum anderen wurde das Konzept, um es überhaupt zu begründen und zu ‚schärfen‘, bislang in hohem Maße ‚isoliert‘ angewendet. Es fehlen also bislang systematische Anschlüsse an andere (theoretisch bestimmte) Analysekonzepte wie Biographie, Sinndeutungen oder soziokulturelle Bedingungen.

## 2 Zur Weiterentwicklung des Konzepts „Alltägliche Lebensführung“

Diese Punkte sollen nun ausgeführt werden. Sie setzen allerdings als vorgängige theoriestrategische Entscheidung voraus, dass eine Weiterführung des Konzepts „Alltägliche Lebensführung“ in Richtung eines *allgemeinen*, formal-theoretisch begründeten Instruments zur Analyse der Gestaltung von Alltagspraktiken angestrebt werden soll (so auch der Anspruch in Voß 1991 oder, mit anderem theoretischen Zuschnitt, in Weihrich 1998). Wenn es dagegen primär zeitdiagnostischen Zwecken dienen soll, etwa um die Auswirkungen und individuellen Bewältigungsweisen *komplexer werdender gesellschaftlicher Anforderungen* an den personalen Alltag zu untersuchen (so die Verwendung in Jurczyk/Voß 1995), dann scheint eine exemplarische Untersuchung besonders signifikanter Gruppen der Gesellschaft angemessen, und das Konzept sollte als gegenstandsbezogenes mit entsprechend begrenzterer Reichweite in einer dem zeitdiagnostischen Ziel adäquaten Weise konzipiert werden.

### 2.1 Komplexität der Lebensführung und Gestaltung der Alltagspraxis

Die Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ untersuchte unter der Fragestellung, wie fest vorgegebene soziale ‚Anforderungen‘ verschiedener Lebenssphären von Individuen ‚bewältigt‘ werden, überwiegend Erwerbstätige mittleren Alters mit Partner/in und Kindern im Haushalt – ein Sample also von Personen mit relativ hohen Erfordernissen zu einer Koordination verschiedener Lebensbereiche miteinander. Anhand dieses Samples ließ sich das Konzept „Alltägliche Lebensführung“ überhaupt erst entwickeln und in seiner Relevanz verdeutlichen. Dadurch wurde der Blick vor allem auf die ‚Anforderungen‘ der verschiedenen Lebensbereiche und deren aktive ‚Bewältigung‘ bzw. ‚Ausgestaltung‘ durch die Person gelenkt: Die empirisch festgestellten ‚Anforderungen‘ werden als fest vorgegeben und zeitlich konstant *vorausgesetzt*. Erst innerhalb dieses Rahmens wird dann der ‚aktiven Gestaltung‘ dieser Anforderungen und der ihr zugrundeliegenden Modi Beachtung geschenkt.

Dadurch wird perspektivisch ausgeblendet, dass die Individuen prinzipiell immer (wenn auch unter zum Teil hohen ‚Kosten‘) Möglichkeiten haben, sowohl die ‚materiellen Rahmenbedingungen‘ bestimmter Aktivitätsbereiche als auch den Modus der Lebensführung selbst modifizieren zu können. Dies kann aber in empirischen Analysen erst dann verdeutlicht werden, wenn im

Sample die Lebenslagen und -formen stärker variiert werden (z.B. durch jüngere Personen, Singles, Alleinerziehende), so dass sich der Blick auf Personengruppen weitet, deren Alltagsgestaltung in geringerem Maße von ‚fest vorgegebenen‘ Anforderungen verschiedener Lebensbereiche geprägt ist.<sup>4</sup> Die ForscherInnen des SFB 333 konzentrierten ihr Sample gerade deswegen auf mit Kind und Partner zusammenlebende Personen, weil sie hier einen besonders ‚komplizierten‘ Alltag vorzufinden erwarteten. Dadurch sollte das Phänomen „Lebensführung“ zunächst empirisch verdeutlicht werden, um anschließend die analysierten theoretischen Merkmale und Mechanismen zu verallgemeinern und dadurch auf andere Personengruppen übertragbar zu machen. Allerdings könnte die Untersuchung einer Personengruppe, die durch ein hohes Maß an verbindlich zu ‚bewältigenden‘ Alltagsaufgaben – „Obligationen“ – gekennzeichnet ist, in scheinbar paradoxer Weise gerade dazu geführt haben, dass das Lebensführungskonzept bislang theoretisch ‚unterkomplex‘ geblieben ist.

Dies soll unter Rückgriff auf die Luhmannsche Unterscheidung von „kompliziert“ und „komplex“ verdeutlicht werden: Kompliziertheit ist dann ein Maß für die Menge der zu verknüpfenden *Elemente* (eines Systems), Komplexität dagegen für die (zum Funktionieren eines Systems erforderlichen) *Verknüpfungen* zwischen den Elementen. Insofern wäre der Alltag der bislang bei der empirisch begründeten Entwicklung des Konzepts „Alltägliche Lebensführung“ fokussierten Personengruppen zweifelsohne *kompliziert*, da sie vielerlei Alltagsaufgaben zu bewältigen haben. Daraus zu folgern, dass der Alltag dieser Personen im Vergleich zu jenen mit einem geringeren Grad der Kompliziertheit des Alltags auch *komplexer* sei, scheint mir aber ein Trugschluss zu sein. Dieser beruht auf einer ‚praxeologischen Verkürzung‘, die die besondere sachlogische Qualität von „Obligationen“ und die korrespondierenden Aufwendungen einer mehr *sinnhaften* ‚Bewältigung‘ und ‚Gestaltung‘ des Alltags nicht hinreichend reflektiert.

„Obligationen“ enthalten bereits in hohem Maße sachlogische Vorgaben, die die Zahl der Anschlussmöglichkeiten beschränken. Insofern ist in „Obligati-

---

4 Die Studie von Georg Jochum zum „Penneralltag“ (Kudera/Voß 1996), in der gezeigt wird, dass auch Personen, die über keinerlei soziale Verpflichtungen verfügen, eine regelmäßige Alltagsstruktur konstruieren, ist insofern kein ‚Gegenbeleg‘ gegen die hier vorgebrachte Kritik, als der dort untersuchten Gruppe weitestgehend die Ressourcen und Möglichkeiten fehlen, alternative Handlungsweisen zu wählen.

onen“ sozialer Sinn bereits vorgängig verankert.<sup>5</sup> Dann aber wirkt gerade eine Häufung von Einzelaktivitäten mit verpflichtendem Charakter insofern komplexitätsreduzierend und handlungsentlastend, als wechselseitige Ausschlüsse und daraus sich ergebende Restriktionen bereits zu Vorstrukturierungen der Entscheidungsmöglichkeiten führen.<sup>6</sup> Eine geringe Menge an „Obligationen“ *erhöht* dagegen die Kontingenz des Alltags, und Komplexitätsreduktion auf ein handlungspraktisch verträgliches Maß muss entweder durch ‚künstliche‘ Schaffung neuer „Obligationen“ geschaffen werden, oder aber durch subjektive Sinndeutungen, die ebenfalls Anschlussfähigkeit herstellen. Der Alltag von Personen mit wenigen „Obligationen“ ist dann insofern „komplexer“, als Vorstrukturierungen in der *Sinn*dimension in geringerem Maße vorhanden sind und von den Individuen durch ‚eigenlogische‘ subjektive Präferenzen und Orientierungen ersetzt werden müssen, die weniger einem sachlogischen und damit instrumentellen Aktivitätsmodus entsprechen. Daher ist es meines Erachtens im Sinne einer Weiterentwicklung des Konzepts „alltägliche Lebensführung“ erforderlich, das Konzept für die Untersuchung von Alltagsstrukturen zu schärfen, in denen viele Tätigkeitsbereiche gerade *nicht* bzw. nur schwach sachlogisch vorstrukturiert sind.<sup>7</sup>

Ein weiterer, im vorigen Absatz bereits kursorisch erwähnter Aspekt der „Gestaltung“ des Alltags ist in diesem Kontext ebenfalls stärker zu berücksichtigen. Diesen möchte ich provisorisch als „Gestaltung der *Rahmenbedin-*

---

5 Je nach präferierter Perspektive lassen sich „Obligationen“ gleichermaßen ‚kulturalistisch‘ als sozial geformte und anerkannte und dadurch sinnhafte Praktiken darstellen, die von den Individuen re-produziert werden, oder ‚interaktionistisch‘ als im unmittelbaren sozialen Umfeld verankerte und motivierte und dadurch mit subjektivem Sinn versehene Aktivitäten.

6 Zwei Hinweise sind hier geboten: Erstens führt ein Übermaß an Obligationen irgendwann zur absoluten Überlastung und zur Handlungsunfähigkeit. (Allerdings zeigen die empirischen Ergebnisse der Projektgruppe gerade, wie Individuen – insbesondere in „situativen“ Formen der Lebensführung – auch eine Vielzahl heterogener Anforderungen erfolgreich bewältigen.) Zweitens sollte die Tatsache, dass „Obligationen“ sachlogische Vorgaben in Form von Handlungspfaden bzw. -korridoren beinhalten, nicht zu dem Kurzschluss verführen, dass die Handlungsweisen dadurch bereits determiniert werden. Im Gegenteil, und auch das zeigt die Empirie durch die vorgefundene Vielfalt der Praktiken in Bezug auf formal gleiche Situationen, findet in diesem kontingenten Rahmen gerade die agency der Individuen ihren Raum.

7 Für einen solchen Versuch siehe Wehrich 1998; dort wird die Hoch-Zeit der Wende (und exemplarisch die Null-Stunden-Kurzarbeit) als ein Moratorium zwischen einem ‚Nicht mehr‘ und einem ‚Noch nicht‘ betrachtet, in dem vertraute Rahmenbedingungen verschwunden, aber noch nicht durch neue ersetzt worden sind.

gungen des Alltags“ bezeichnen. Es geht hier um die Freiräume der Subjekte, individuell festzulegen, welche Lebensbereiche und Aktivitäten sie in welchem Umfang bewältigen und gestalten ‚wollen‘.<sup>8</sup> Dies lässt sich aber nur bedingt rein praxeologisch aus der Logik der Lebensführung als solcher heraus erklären, sondern beruht auf vorgängigen sinnhaften Prozessen, die durch Anschlüsse an andere theoretische Konzepte erfasst werden müssen. Dann hat, insoweit eine Veränderung und „Gestaltung“ der Lebensführung (*genetivus objectivus*!) stattfindet, das auf die Praxisebene bezogene Konzept der „Alltäglichen Lebensführung“ beispielsweise unweigerlich auch eine biographische Dimension (sowohl des Reflektierens als auch des Entwerfens) und ist damit insbesondere auf die Sinnebene verwiesen, der insofern ein höherer Stellenwert für die Entwicklung der „Alltäglichen Lebensführung“ zugemessen werden sollte.<sup>9</sup>

## 2.2 „Separatistische Konzeptualisierung“?

Die bisherige „Münchener“ Lebensführungsforschung hat sich in meiner Wahrnehmung vor allem auf die Ebene der alltäglichen Praktiken und ihrer Formung zu einem kohärenten Ganzen bezogen: neben dem „was“ (in einem deskriptiven Sinn) ging es hauptsächlich um das „wie“ (im Sinne von Mustern und Techniken) der Lebensführung. Weitgehend im Hintergrund bleiben demgegenüber Fragen nach den (erklärenden) ‚Hinter-Gründen‘: Nämlich zum einen, welche praktischen Ressourcen, Fähigkeiten und Potentiale Menschen haben, um überhaupt bestimmte Methoden und Logiken der „alltäglichen Lebensführung“ zu entwickeln (also die Frage nach dem „womit“ von Lebensführung). Damit würden verstärkt die Handlungsbedingungen z.B.

---

8 Denn es erscheint mir theoretisch nicht begründbar, dass ein Übergang zu „reflexiven“ Formen der Lebensführung (vgl. Voß 1991: 283f) – letztlich im Modus instrumentellen Handelns verbleibend – allein auf die Ebene der „methodischen“ oder „rationalen“ Selbst-Steuerung des Arrangierens letztendlich fremder Vorgaben beschränkt bleiben soll. Vgl. dazu auch Klaus Holzkamps (1995) Rekonzeptualisierung im Sinne einer kritischen Subjektwissenschaft als „doppelte Möglichkeit“, einerseits ‚im Rahmen‘ der gesellschaftlichen Bedingungen jeweils unterschiedlich zu handeln oder aber andererseits, die „in den Bedingungen liegenden Verfügungsmöglichkeiten“ in seinem Handeln zu erweitern (Holzkamp: 883).

9 Umgekehrt erscheint dann der umgekehrte Schluss ebenso einleuchtend, dass das Konzept „Biographie“ an die Ebene der Praxis, und damit an die Alltägliche Lebensführung, rückgebunden werden muss. Der Gedanke kann an dieser Stelle allerdings nicht systematisch weiter entwickelt werden.



von Sozialisation, Milieu, Generation oder Geschlecht vermehrt in den Vordergrund des Interesses rücken. Zum anderen geht es um die Ebene von Sinndeutungen und Orientierungsmustern, die der „Gestaltung“ der Lebensführung (in Form *und* Modus) jeweils zugrunde liegen, bzw. mit dieser in Wechselwirkung stehen (also die Frage nach dem „warum“ der Lebensführung). Dazu wären insbesondere soziokulturelle Orientierungen und biographische Prägungen stärker zu berücksichtigen.

Insgesamt sind aber Anschlüsse an andere theoretisch fundierte (also nicht bloß ‚intuitiv‘ verwendete) soziologische ‚Basiskonzepte‘ meines Erachtens bislang noch zu wenig hergestellt worden.<sup>10</sup> Dies liegt natürlich im ‚Entwicklungsstadium‘ des Konzepts „Alltägliche Lebensführung“ begründet, wäre aber für die Zukunft wünschenswert. Dies würde meines Erachtens zugleich eine stärkere Rückbindung an allgemeine soziologische Theorien erforderlich machen.<sup>11</sup> Bezogen darauf bezeichnet Margit Wehrich (1998: 123, Fn. 2) die Verortung des Konzepts durch G. Günter Voß (1991) als eine „separatistische Konzeptualisierung“, da diese einseitig auf eine *Abgrenzung* von anderen theoretischen Konzepten abziele. Dadurch besitzt das Konzept „Alltägliche Lebensführung“ ein hohes Maß an Offenheit und bietet unterschiedlichste Anschlussmöglichkeiten. Zugleich impliziert ‚Offenheit‘ aber auch Beliebigkeit, durch die die Erklärungskraft des Konzepts vermindert wird.

Dies soll abschließend unter vergleichender Bezugnahme auf das von Pierre Bourdieu (1982) entwickelte Konzept des „Habitus“ – als System von in der Praxis reproduzierten Handlungsdispositionen – und dessen individuelle Genese illustriert werden. „Alltägliche Lebensführung“ und „Habitus“ erfassen kategorial gleiche Phänomene: nämlich habitualisierte Modi der Strukturierung von Alltagstätigkeiten. Bourdieu liefert eine klare theoretische Verortung der *Genese* des individuellen Habitus: Dieser entstehe bereits in der frühen Kindheit durch Übernahme von Dispositionen des sozialen Umfeldes des Individuums und wird im weiteren re-iteriert durch der Kapitalien-Ausstattung angemessene soziale Praktiken, die wiederum den Habitus regenerieren. Das Konzept der „Alltäglichen Lebensführung“ lässt dagegen eine Verortung weitgehend vermissen, wo die (zeitlichen, räumlichen, sachlichen usw.) Orte der Genese der Lebensführung liegen. Insofern stellt die

---

10 Ein Beispiel dafür ist aber die Arbeit von Luise Behringer (1998), in der die Konzepte Lebensführung und Identität zusammengeführt werden.

11 Einen solchen Entwurf hat Margit Wehrich (1998) vorgelegt. Sie bindet das Konzept „Alltägliche Lebensführung“ an ein entscheidungstheoretisches Modell an.

These einer weitgehenden ‚Permanenz‘ der Lebensführung im Lebensverlauf eine zwar empirisch-retrospektiv (über den Rückbezug etwa auf soziale Milieus, biographische Bedingungen und soziale Deutungsmuster) plausibilisierte, aber nur formal-theoretisch – durch Wahl der Systemperspektive – begründete Setzung dar. Was dagegen ausbleibt, ist eine substantiell-theoretische Verortung, die die ‚eigenlogische‘ Permanenz und Entwicklung der Lebensführung an andere soziale Faktoren zurückbindet.

### *Literatur*

- Behringer, L. (1998). Lebensführung als Identitätsarbeit. Der Mensch im Chaos des modernen Alltags. Frankfurt a.M./New York.
- Bohnsack, R. (2000). Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in die Methodologie und Praxis qualitativer Forschung (3., überarb. u. erw. Aufl.). Opladen.
- Dunkel, W. (1994). Pflegearbeit – Alltagsarbeit. Eine Untersuchung der Lebensführung von AltenpflegerInnen. Freiburg.
- Holzkamp, K. (1995). Alltägliche Lebensführung als subjektwissenschaftliches Grundkonzept. Das Argument, H. 212, 817-846.
- Jurczyk, K./Rerrich, M. S. (Hrsg.) (1993). Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung. Freiburg.
- Jurczyk, K./Voß, G. G. (1995). Zur gesellschaftsdiagnostischen Relevanz der Untersuchung von alltäglicher Lebensführung. In: Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“, Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung (S.371-407). Opladen.
- Kelle, U. (1994). Empirisch begründete Theoriebildung – Zur Logik und Methodologie interpretativer Sozialforschung. Weinheim.
- Kleemann, F./Voß, G. G. (1999). Telearbeit und alltägliche Lebensführung. In: A. Büssing/H. Seifert (Hrsg.): Die Stechuhr hat ausgedient. Flexible Arbeitszeiten durch technische Entwicklungen (S. 147-172). Berlin.
- Kudera, W./Voß, G. G. (Hrsg.) (1996). Penneralltag. Eine soziologische Studie von Georg Jochum zur Lebensführung von „Stadtstreichern“ in München. München/Mering.
- Kudera, W./Voß, G. G. (Hrsg.) (2000). Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung. Opladen.
- Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (Hrsg.) (1995). Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung. Opladen.
- Voß, G. G. (1991). Lebensführung als Arbeit. Über die Autonomie der Person im Alltag der Gesellschaft. Stuttgart.
- Voß, G. G. (1995). Entwicklung und Eckpunkte des theoretischen Konzepts, in: Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“, Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung (S. 23-43). Opladen.

- Wehrich, M. (1998). Kursbestimmungen. Eine qualitative Paneluntersuchung der alltäglichen Lebensführung im ostdeutschen Transformationsprozeß. Pfaffenweiler.

G. Günter Voß

## Der eigene und der fremde Alltag

Der folgende Beitrag möchte ein spezifisches Moment des Theoriekonzepts „Alltägliche Lebensführung“ hervorheben und dazu einige weiterführende Überlegungen vorstellen: die partielle Verselbständigung alltäglicher Lebensführung gegenüber der sie entwickelnden und praktizierenden Person und ihre paradoxen Wirkungen. Dies ist ein Aspekt, den die Projektgruppe theoretisch mehrfach prognostiziert hat (z.B. in Voß 1991a,b, 1995) und immer wieder auch empirisch erkennen konnte. Zugleich ist dies jedoch ein Thema, daß wegen der von der Projektgruppe eingenommenen subjektorientierten Perspektive (vgl. Bolte/Treutner 1983; Voß/ Pongratz 1997) leicht unterbewertet wird, aber, wie gezeigt werden soll, gerade aus subjektorientierter Sicht spannend und konzeptionell folgenreich ist.

### 1 Alltägliche Lebensführung als individuelle Konstruktion und Leistung

Zu Beginn soll noch einmal in Stichworten daran erinnert werden, was die Münchener Projektgruppe (bei allen Unterschieden der Sichtweisen einzelner Beteiligter) unter „Alltäglicher Lebensführung“ versteht (vgl. ausführlich Voß 1991, 1995). Dabei soll Lebensführung jedoch stärker als bisher handlungstheoretisch ausgedeutet werden, um daran in den folgenden Schritten Überlegungen zu ihrer Verselbständigung und deren Funktionen anzuschließen:

#### a) *Lebensführung als Handlungssystem*

Lebensführung ist in der Definition des Projekts das *System der alltäglichen Tätigkeiten der Person*. Sie ist damit ein Handlungs-System, aber ein Handlungssystem der *Person* und nicht (wie in der Soziologie meist betrachtet) ein auf Handlungen beruhendes System der Gesellschaft oder ein „Sozial-System“. Genauer: Lebensführung ist in diesem Verständnis die Systembildung eines Menschen zur Zusammenfassung der Gesamtheit seiner Tätigkeiten in den verschiedenen für ihn während einer bestimmten Phase des Lebens relevanten Sozialbereichen. Ist eine Person beispielsweise er-

werbstätig, hat Familie, pflegt regelmäßigen Kontakt zu Freunden und Verwandten, ist Mitglied in einem Verein und zudem in einem Verband, (etwa einer Gewerkschaft) tätig usw., dann bildet das, was wir Lebensführung nennen, einen strukturierenden und koordinierenden Rahmen für alle in diesen Feldern regelmäßig ausgeübten Handlungen.

Die zentrale Funktion dieses Systems besteht auf einer ersten Ebene darin, die Tätigkeiten in jedem Bereich in bezug auf zentrale Handlungsdimensionen (zeitlich, räumlich, sachlich, sinnhaft usw.) zu strukturieren. Auf einer weiteren Ebene ist Lebensführung jedoch insbesondere das System, das die Tätigkeiten einer Person in verschiedenen Sozialbereichen so miteinander vermittelt, dass eine geschlossene und integrierte alltagspraktische Gesamtsystemik des Handelns entsteht. Entscheidende Funktion ist auf dieser Ebene die dimensionale (zeitlich, räumlich usw.) Koordination und Integration der Tätigkeiten einer Person in den verschiedenen für sie im Alltag bedeutsamen Lebensbereichen.

Dieses System der alltäglichen Lebensführung ist (so wird in den konzeptionellen Texten immer wieder hervorgehoben) eine *aktive Konstruktion der Person*. Mit anderen Worten: Lebensführung ist eine von der Person hervorgebrachte und unterhaltene individuelle Institutionalisierung für ihr Alltags-handeln. Oder, um zu diesem Gedanken einmal nicht (wie sonst in den Schriften des Projekts bevorzugt) auf Max Weber (v.a. 1972, 1986) zu verweisen, sondern auf eine analoge, hier strikt anthropologisch basierte Überlegung Arnold Gehlens: der Mensch „lebt nicht ... er *führt* sein Leben“ (1950: 17, Hervh. i. O.).<sup>1</sup>

---

1 Die entsprechende Passage lautet insgesamt: „Die Natur hat dem Menschen eine Sonderstellung angewiesen, oder anders gesagt. Sie hat im Menschen eine sonst nicht vorhandene, noch nie ausprobierte Richtung der Entwicklung eingeschlagen, sie hat ein neues Organisationsprinzip zu schaffen beliebt. Zu diesem gehört, dass der Mensch in seinem bloßen Dasein eine Aufgabe vorfindet, dass sein Dasein seine eigene Aufgabe und Leistung wird, ganz elementar: es ist schon für ihn eine beträchtliche Leistung, nächstes Jahr noch zu leben, und zu dieser Leistung müssen die gesamten Fähigkeiten des Menschen von ihm selbst gebraucht werden. Er ist nicht ‚festgerückt‘ heißt: er verfügt noch über seine eigenen Anlagen und Gaben, um zu existieren, er verhält sich zu sich selbst, lebensnotwendig, wie dies kein Tier tut; er lebt nicht, wie ich zu sagen pflege, er *führt* sein Leben. Nicht aus Spaß, und nicht zum Luxus des Nachdenkens, sondern aus ernster Not: wenn die Natur ein Wesen allen Gefahren der Störbarkeit und Abirrung ausliefert, die in diesem ‚Nichtfestgestelltsein‘, in diesem Zwang sich selbst festzustellen und über sich zu verfügen, bestehen, so muß ein ernster Grund vorliegen. Und er liegt vor in dem Risiko einer Physis, die

Der Verweis auf die „Führung“ soll keineswegs heißen, dass die Person dies vollständig bewusst oder gar systematisch reflexiv kontrolliert betreibt – aber es heißt sehr wohl, dass aus der Sicht des Konzepts eine Person die Strukturierung und Koordination ihrer alltäglichen Tätigkeiten in den verschiedenen Sphären ihres Lebens unausweichlich aktiv betreiben muß, um einen funktionierenden Alltag zu erhalten.

*b) Strukturdimensionen der Lebensführung*

Die im Projekt immer wieder hervorgehobenen Dimensionen der Strukturierung der alltäglichen Lebensführung (zuerst in Voß 1991) sollen hier noch einmal kurz in Erinnerung gerufen werden. Alltägliche Lebensführung ist danach ein Zusammenhang, der die Tätigkeiten einer Person in ihren Lebensbereichen insbesondere in folgenden Hinsichten strukturiert und integriert und damit selber in diesen Dimensionen strukturiert ist:

- *zeitlich*, d.h. wann, wie lange, in welchem Zeitmodus, mit welchem Beginn und welchem Ende, mit welcher zeitlichen „Lage“ innerhalb eines Tages, einer Woche, eines Monat, eines Jahr usw. eine Person tätig ist,
- *räumlich*, d.h. wo, mit welcher räumlichen Logik, mit welcher räumlichen Orientierung usw. eine Person tätig ist und wie sie dorthin kommt,
- *sachlich*, d.h. nach welcher Sachlogik, mit welchen Qualifikationen usw. eine Person tätig ist,
- *sozial*, d.h. mit wem, nach welchen Normen, mit welchen Erwartungen, in welcher Arbeitsteilung und Kooperationslogik usw. eine Person tätig ist,
- *sinnhaft*, d.h. mit welchen Motivationen, Deutungen und Begründungen eine Person tätig ist,
- *medial*, d.h. mit welchen Verfahrensformen oder artefact-haften Hilfsmitteln/Techniken eine Person ihre Tätigkeiten unterstützt,
- *geschlechtlich*, d.h. mit welcher Geschlechter- oder Genderlogik Tätigkeiten codiert werden,
- *körperlich*, d.h. mit welchem Körpermodus, mit welcher Strukturierung der körperbezogenen Sinnlichkeit usw. eine Person ihre Tätigkeiten organisiert,

---

allen Tieren wohlbewährten organischen Gesetzmäßigkeiten geradezu widerspricht“ (Gehlen 1950: 17).

- *emotional*, d.h. mit welcher Gefühlslage Tätigkeiten betrieben werden, welche emotionale Hintergrundfärbung der Alltag in einzelnen Phasen hat usw.

Die Idee einer derartigen Dimensionierung von Tätigkeiten und damit von alltäglicher Lebensführung insgesamt ist nach wie vor nicht mehr als eine forschungsleitende Heuristik; und die Liste der angesprochenen Aspekte erhebt weder den Anspruch vollständig noch völlig trennscharf zu sein. Vermutung ist jedoch, dass sie zu einem geschlossenen Theorieelement für eine Handlungstheorie aus subjektorientierter Perspektive ausgebaut werden kann. Dies ist jedoch ein anspruchsvolles Vorhaben, das systematischeren und einen längeren Atem erfordernden Bemühungen vorbehalten bleiben muß.

### c) *Lebensführung als Handlungsmodus*

Der Gedanke, dass alltägliche Lebensführung ein in diesen Dimensionen strukturiertes und integriertes „System“ ist, soll nicht dazu verführen, Lebensführung sozialobjektivistisch zu reifizieren. Alltägliche Lebensführung ist aus der Sicht des Konzepts in keiner Weise ein irgendwie geartetes systemisches „Ding“, kein soziales oder personales „Gebilde“, kein starres, vom Handeln der Person unabhängiges „Raster“ oder „Muster“ für den Alltag von Menschen. Alltägliche Lebensführung ist vielmehr (so soll hier als These festgehalten und deutlicher als in den bisherigen Arbeiten des Projekts betont werden) nichts anderes als ein individuell institutionalisierter, komplexer *Handlungs-Modus*. Lebensführung ist nicht mehr, aber auch nicht weniger, als ein System zur dimensional Strukturierung und Koordination der alltäglichen Tätigkeiten einer Person, kurz: eine Art und Weise des Handelns.

Damit ist ein zentraler Gegenstand empirischer Lebensführungsforschung die Suche nach und das Verstehen von praktischen *Methoden* der Herstellung, Stabilisierung und Veränderung dieses Modus von Handeln im Alltag. Die Strukturierungsdimensionen sind damit verschiedenartige allgemeine Dimensionen des *Handelns* im Alltag (und nicht Dimensionen eines gebildehaft gesehenen Systems). Dies heißt mit anderen Worten: Lebensführung besteht darin, das alltägliche Handeln (in den verschiedenen Lebensbereichen und auf einer höheren Ebene im bereichsübergreifenden Zusammenhang) zeitlich, räumlich, sachlich usw. zu strukturieren – der Charakter von Lebensführung besteht damit in nichts anderem als dem, dass das Handeln im Alltag derartige Strukturierungen aufweist, bzw. genauer: dass es konti-

nuierlich so von der Person hervorbracht bzw. reproduziert wird. In strukturalistischer Terminologie könnte man auch davon sprechen, dass Lebensführung kein dem Handeln vorgängiges oder von diesem abgelöst existierendes, objektives Regelsystem ist, sondern der systemisch beschreibbare Zusammenhang einer immanenten Logik der Handlungs-Performanz. Trotzdem ist alltägliche Lebensführung eine Konstruktion im Sinne einer aktiven Hervorbringung und damit eine Entäußerung der Person – aber sie ist die Hervorbringung und Entäußerung eines komplexen Modus des Handelns im Alltag.

## **2 Alltägliche Lebensführung als Institutionalisierung mit struktureller und funktionaler Eigenlogik**

In den empirischen Arbeiten des Projekts wurde an den verschiedensten Stellen registriert und betont, dass es eine nicht einfach zu bestimmende „Eigendynamik“, „Schwerkraft“, „Trägheit“, „Widerständigkeit“ usw. der von den Befragten geschilderten alltäglichen Lebensführung gibt. Auch theoretisch wurde mehrfach postuliert, dass die personalen Systeme des Handelns im Alltag eine Art *emergente Eigenlogik* ausbilden,<sup>2</sup> und es wurde damit auf den berühmten Gedanken der frühen Systemtheorie (bzw. der Gestalttheorie) abgehoben, dass das „Ganze“ mehr ist, als die „Summe der Teile“. Auch wenn immer wieder vollmundig von dieser „Eigenlogik“ gesprochen wurde, so blieb dies doch sowohl empirisch wie vor allem auch theoretisch bisher nicht mehr als ein zwar faszinierender, aber höchst diffuser Gedanke (s. jedoch Wehrich 1998). Um dem in einem ersten Schritt näher auf den Grund zu gehen, sollen im folgenden drei Ebenen dieser Eigenlogik unterschieden werden: eine soziale, eine personale und eine strukturelle Ebene.

---

2 Vgl. zum Problem der Emergenz die aufschlußreichen Texte von Krohn/Küppers (1992), oder Willke (1978), vor allem jedoch die umfassende Studie von Stephan (1999).



a) *Die soziale Eigenlogik alltäglicher Lebensführung*

Alltägliche Lebensführung beruht aus der Sicht des Projekts zentral auf „Arrangements“ der Person mit den sozialen Sphären, auf die sie verwiesen ist. Eine Person entwickelt für ihren Alltag sozusagen (mehr oder weniger explizite) Kontrakte mit Arbeitgebern, Familie, Freunden usw., um eine stabile Strukturierung und Integration ihres Alltagshandelns herstellen zu können. Nicht selten basieren diese dann zwar nicht vollständig, aber doch in wichtigen Aspekten sogar tatsächlich auf förmlichen und vielleicht sogar rechtlich gesicherten Verträgen, etwa in Beschäftigungsverhältnissen, im Ehevertrag, beim Vertrag mit einem Verein usw.

Diese Strukturierung und damit die Verträge und/oder Quasi-Verträge folgen im Kern der Logik der einzelnen Strukturierungsdimensionen. Es wird arrangiert, wie man in der Regel zeitlich, räumlich, sachlich usw. in den verschiedenen Bereichen tätig wird. Mehr noch: Alltägliche Lebensführung ist auf der schon angesprochenen zweiten Ebene vor allem die komplexe systemische Koordination und integrierende Verbindung mehrerer solcher Verträge auf Ebene der Person – also das mehrfach in den Arbeiten des Projekts hervorgehobene *Arrangement der Arrangements* (z.B. Voß 1995, 1991b). Folge dieser komplexen Vertragskonstruktion (sozusagen ein Vertrag der Verträge in Form eines individuellen Vertrages mit sich selber und in mehr oder weniger unausgesprochener Absprache mit den Vertragspartnern zur Verknüpfung der verschiedenen Einzelverträge) ist, dass alltägliche Lebensführung, einmal eingerichtet und eingespielt, nicht mehr beliebig einseitig von der Person verändert werden kann. Genauer: Das bestehende Arrangement der Arrangements wäre vielleicht im Prinzip aufzukündigen und zu ändern, aber die (ökonomisch gesehen) „Transaktionskosten“ dessen sind möglicherweise erheblich und müssen bei potentiellen Veränderungen in Rechnung gestellt werden.

Die spezifische Funktion dieser unmittelbar sozial vermittelten Eigenlogik von Lebensführung ist die Herstellung und Sicherung einer stabilen *Vermittlung der einzelnen Person mit Gesellschaft* – genauer: mit dem jeweiligen Ausschnitt von Gesellschaft. Funktion ist aber nicht nur eine vom Einzelnen ausgehende stabile Vermittlung der Person mit Gesellschaft, sondern umgekehrt auch die Vermittlung von Gesellschaft mit der Person (vgl. Voß 1997). Auch gesellschaftsseitig entsteht durch die Stabilisierung und dann Verselbstständigung von Lebensführungen ein Stabilisierungs- und Kontinuierungseffekt. Konkret: die betroffenen gesellschaftlichen Sphären können sich ein

Stückweit darauf „verlassen“, dass die Personen im Rahmen der „Verträge“ stabil bzw. erwartbar in den Bereichen tätig sind.

*b) Alltägliche Lebensführung als personale Eigenlogik*

Alltägliche Lebensführung beruht aber nicht nur auf Arrangements mit sozialen Sphären, sondern auch auf Arrangements der Person *mit sich selber*. Die Person entwickelt im Rahmen ihrer Lebensführung und als deren Basis mit der Zeit eine Fülle von Routinen, Gewohnheiten, stabilen Praktiken, Ritualen usw., die ihrem Alltag Stabilität und Kontinuität gibt. Die berühmte Metapher vom Mensch als „Gewohnheitstier“ oder das bekannte Luhmannsche Diktum vom „Lob der Routine“<sup>3</sup> sind damit mehr als nur Ironien, sondern aus der Perspektive des Konzepts „Lebensführung“ ein Verweis auf einen Grundmechanismus alltäglichen praktischen Lebens.

Beispiele dafür gibt es viele, von den Aufsteh- und Körperpflegeritualen oder den Ernährungs- und Bekleidungsgehnheiten der meisten Menschen bis hin zu festen Sport- oder Freizeitterminen, die mancher ziemlich sklavisch einhält, damit sein Leben nicht aus dem Tritt gerät. Konsequenz der daraus folgenden diffizilen Gewohnheitsstruktur des Alltags ist, dass dies, einmal eingespielt, nur noch unter Anstrengungen zu ändern ist. Die Routinen, Gewohnheiten, Praktiken und Rituale haben in der Regel eine hohe Beharrungstendenz, die auf einen eigentümlichen strukturellen Konservatismus der meisten Alltagshandelnden verweist.

Zentrale Funktion dieser Verselbständigung einer personalen Eigenlogik von Lebensführung ist die *Entlastung* der Person von Entscheidungs- und Strukturierungsanstrengungen. Man muß beispielweise nicht regelmäßig neu entscheiden, wann man morgens aufsteht, wie die Morgenhygiene abläuft, was man zum Frühstück ißt und trinkt, wo das Frühstück stattfindet und welche Gerätschaften man dazu braucht, mit wem man den Morgen verbringt usw., wenn man dafür eine Routine entwickelt hat – und dies ist (nicht nur für einen Morgenmuffel) höchst entlastend. Beispielsweise kann man dadurch einigermaßen sicher sein, dass die entsprechenden Bedingungen im Regelfall vorhanden sind: der Wecker klingelt frühzeitig (sofern man einen braucht), das Bad ist zum üblichen Zeitpunkt frei und benutzbar, der Eisschrank ist ausreichend gefüllt und eine rechtzeitig eingeschaltete und bestückte Kaffeemaschine sorgt dafür, dass bei Verlassen des Bades das dringend benötig-

---

3 Die er natürlich auf Organisationen, genauer: auf Verwaltungen bezieht (Luhmann 1971).

te Koffeingetränk bereitsteht, der gewohnte Frühstückspartner findet sich an der üblichen Stelle (genauso wie die Zeitung) und sagt das, was er/sie immer sagt usw.

Abstrakt gesprochen ist das, was mit derartigen Routinen entsteht, auch eine Vermittlung, aber es ist hier eine Vermittlung der Person mit sich selber im und für ihren Alltag; kurz: ein *Arrangement mit dem Arrangierenden*.

### c) Alltägliche Lebensführung als strukturelle Eigenlogik

Alltägliche Lebensführung beruht schließlich auch darauf, dass ihre einzelnen Teile (Einzeltätigkeiten, einzelne Arrangements mit sozialen Sphären usw.) in ein funktionierendes System, d.h. in eine praktikierbare *Form* des Handelns gebracht werden – erst dann ist eine Lebensführung gut, stabil und auf Dauer ohne Knirschen praktikierbar. Dies verweist einerseits schlicht auf die pragmatische Passung oder das praktische „Funktionieren“ von Lebensführung: hat der Alltag eine Struktur, die einen problemlosen Handlungs- und Tagesablauf sichert, oder treten Reibungsverluste auf, die aufwendige Steuerungsinterventionen erfordern? Dies verweist andererseits aber auch auf so etwas wie die *Gestalt* alltäglicher Lebensführung: hat der Alltag eine gewisse Ästhetik, die den Tagen ein Stück Harmonie und Würde verleiht, oder ist das Arrangement holprig und anstrengend, gibt es Brüche und Probleme, so dass man die Tage nicht mit gutem Gefühl erleben kann?

Und auch hier gilt, dass eine Lebensführung, die einmal in eine solche Form gebracht wurde, nicht ohne weiteres (d.h. nicht ohne Kosten) verändert werden kann. Auch sie ist zudem als Vermittlung zu begreifen, hier aber als eine Vermittlung der Form selber: als *ein Arrangement im Arrangement*.

Die Form des Alltags kann schließlich sogar potentiell subjektiv reflexiv (wie auch wissenschaftlich rekonstruktiv) auf eine explizite sprachliche oder metaphorische *Formel* gebracht werden. Damit entsteht die Chance, dass die Lebensführung von den Handelnden (oder auch von Beobachtern zweiter Art) in einem hermeneutischen Akt in ihrer latenten Eigenlogik „verstanden“ wird. Dies verweist (strukturelistisch gesehen) auf einen der Lebensführung latent zugrundeliegenden, aber reflexiv potentiell zugänglichen „modus operandi“ oder auf eine „generative Logik“ der Alltagsorganisation. Im Sinne der hier vertretenen handlungstheoretischen Sicht soll diese jedoch allein als Performanzlogik verstanden werden. Mehr noch: die den Handelnden (wie auch den Wissenschaftlern) potentiell hermeneutisch zugängliche ganzheitliche Form des Alltags mit strukturaler Wirkung ist letztlich eine in-

terpretative Konstruktion der Beobachter (erster und zweiter Art), die jedoch hoch handlungsmächtig ist.

Eine in diesem konstruktivistischen Sinne (individuell oder wissenschaftlich) reflexive Rekonstruktion alltäglicher Lebensführungen bietet schließlich die Chance, Alltag bewußt zu gestalten, gezielt zu reproduzieren und ihn damit nicht nur kognitiv, sondern auch praktisch zu überhöhen. Dies verweist auf das, was die Sozialstrukturforschung oft „Lebensstil“ nennt und was sozialpsychologisch mit „Identität“<sup>4</sup> gemeint ist. *Lebensstil* ist in diesem Sinne (und damit aus der Sicht des Konzepts) die aktiv formende äußere Stilisierung des Systems Lebensführung und *Identität* die gleichfalls aktiv formende innere Basierung des Alltags in einem integrierten Selbstbild.

Die Funktion einer in diesem Sinne formalen Verselbständigung von Lebensführung ist eine *Ultra-Stabilisierung* des alltäglichen Handelns: eine Stabilisierung des alltäglichen Gesamtzusammenhangs jenseits der alltäglichen Leistungen der Stabilisierung von Handeln in den verschiedenen sozialen Sphären. Fällt Lebensführung durch aktive Formung in eine quasi-ästhetisch in sich ruhende oder praktisch harmonische Gestalt, ist sie stabiler, als wenn sie bruchstückhaft immer wieder neu stabilisiert werden muß.

### **3 Die Verselbständigung des Alltags gegenüber der Person und ihre paradoxe Funktionalität**

Alltägliche Lebensführung gewinnt nun nicht nur eine spezifische Eigenlogik und Trägheit im genannten Sinne, sondern sie entwickelt nicht selten, wie sich empirisch oft gezeigt hat, ein regelrechtes *Eigenleben*. Gemeint ist damit, dass sie sich im Erleben der Betroffenen gegenüber ihrem Produzenten verselbständigt, d.h. diesem objekthaft gegenübertritt und sogar handfest zurückwirkt. Aus der Tatsache, dass eine Lebensführung faktisch eine Hervorbringung oder Entäußerung der Person ist, wird auf diese Weise ein Moment regelrechter *Entfremdung* im Hegelschen Sinne. Die Person muß erleben, dass die von ihr hervorgebrachte Lebensführung nicht mehr etwas unbedingt Eigenes ist, sondern zu etwas Fremdem, Äußerem, Gegenständigem wird.

In den Interviews des Projekts wird dies oft darin deutlich, dass mit Verwunderung, nicht selten sogar Verärgerung, über den sich verselbständigen-

---

4 Vgl. zum Zusammenhang von Lebensführung und Identität v.a. Behringer (1998).

den Alltagstrott berichtet wird: man erlebt, dass die einmal installierte Lebensführung nicht mehr (zumindest nicht mehr vollständig) zu steuern ist, nicht mehr beliebig geändert werden kann und sogar ungewollte Wirkungen hat. Im krassen Fall kann dies soweit gehen, dass die eigene Lebensführung als regelrechte Fremdherrschaft mit hoher Belastungsqualität empfunden wird: Man würde den Alltagstrott gerne ändern, weil er etwa zunehmend Schwierigkeiten bereitet, muß aber feststellen, dass dies nicht so ohne weiteres möglich ist.

Diese als subjektiv erlebte Entfremdung wirkende Verselbständigung von Lebensführung ist jedoch (so hier die These) zugleich eine notwendige funktionale Voraussetzung (ökonomisch gesehen der unvermeidbare „Preis“) für die Erfüllung der zentralen Funktionen von Lebensführung. Nur über die Objektivierung des Alltags als ein gegenüber ihrem Produzenten verselbständigter Tätigkeitsrahmen, der diesem eine die Einzelhandlungen übergreifenden, orientierenden Handlungsrahmen bietet, ist

- die soziale Funktion der Vermittlung von Person und Gesellschaft,
- die personale Funktion einer stabilen Selbstvermittlung der Person und
- die strukturelle Funktion einer Ultra-Stabilisierung des Alltags

möglich.

Die Verselbständigung alltäglicher Lebensführung und die darin entstehende Selbstentfremdung der Person ist auf diese paradoxe Weise Bedingung der Möglichkeit von *Stabilität, Kontinuität und Identität* des Lebens. Diese Funktionen verweisen handlungstheoretisch gesehen auf die basalen Erfordernisse *Handlungssicherheit* (im Sinne von Risiko- bzw. Folgenminimierung) und *Handlungsentlastung* (im Sinne von Transaktionskostenminimierung und Überlastungsabwehr) im Alltag, die hier insoweit als die letztlich entscheidenden Funktionen alltäglicher Lebensführung gelten sollen – Funktionen, die jedoch nur über eine sich partiell verselbständigende Alltagsform gegenüber der handelnden Person erfüllt werden können.

#### **4 Die Wiederaneignung entfremdeter Lebensführung**

Die in diesem Sinne notwendige Verobjektivierung und Verselbständigung und damit dann die Entfremdung alltäglicher Lebensführung gegenüber ihrem Produzenten ist schließlich nicht zuletzt auch der Ausgangspunkt für potentielle Versuche von Personen, aktiv auf die von ihnen hergestellte Lebensführung zurückzuwirken. Subjektive Gründe für derartige Eingriffe der

Person in das eigene Produkt sind also beispielsweise das Erleben einer Fremdheit des tagtäglichen Trotts, von ungewollten Rückwirkungen der routinisierten Alltagsform oder einer Selbstbehinderung durch die Art und Weise, wie man tagaus tagein lebt, also von Schwierigkeiten, Belastungen oder Dysfunktionalitäten, die aus der jeweiligen Form alltäglicher Lebensführung für die Lebenspraxis entstehen.

Damit ist die Verselbständigung und Verobjektivierung von Lebensführung jedoch wiederum auf eine weitere paradoxe Weise funktionale Voraussetzung für eine (zumindest partielle) *Wieder-Aneignung* der produzierten Lebensführung durch die Handelnden – ja, sie ist Bedingung der Möglichkeit einer Aneignung der alltäglichen Lebensführung durch ihren Produzenten überhaupt: Erst über die Entäußerung und Verselbständigung und damit die objektive Entfremdung von alltäglicher Lebensführung gegenüber der sie hervorbringenden und praktizierenden Person besteht also (so hier die These) die Möglichkeit für die Person, zum Subjekt ihrer eigenen alltäglichen Lebensführung zu werden. Erst darüber kommt die Person zur Anschauung ihres eigenen Lebens und damit von sich selbst – erst über die infolge einer erlebten Selbstentfremdung einsetzenden Versuche der Wiederaneignung des Alltags wird die Person potentiell vom allein objektiven Subjekt zum vollständigen subjektiven Subjekt ihrer eigenen Lebensführung, oder kurz (um erneut Hegel zu bemühen): vom Subjekt an sich zum *Subjekt ihres Alltags* „an und für sich“. Die Erfahrung der Verselbständigung und Verobjektivierung und damit der Entfremdung alltäglicher Lebensführung sowie nicht zuletzt die Erfahrung der potentiellen krisenhaften Rückwirkung alltäglicher Lebensführung auf den Produzenten ist damit (in einer anderen Formulierung) der Einstieg in die Möglichkeit einer *reflexiven Lebensführung* (Voß 1991, Beck 1996, Hildebrandt Hg. 2000). Jede Lebensführung ist zwar aktiv konstruiert im Sinne von faktisch „hergestellt“, aber nur eine verobjektivierte und dann wieder-angeeignete alltägliche Lebensführung ist tatsächlich „reflexiv“, im Sinne von aktiv rückbezüglich.

Damit ist eine Lebensführung aber noch keineswegs reflexiv im Sinne von „reflektiert“. Erst eine als ganze und dauerhaft von der Person bewußt ergriffene alltägliche Lebensführung hat schließlich die Chance, wirklich umfassend zur je „eigenen“ alltäglichen Lebensführung zu werden – erst dies ist wirklich ein *eigenes Leben* (Beck/Beck-Gernsheim 1994, Beck u.a. 1995) im Sinne einer auf Dauer gestellten und vollständigen Realisierung eines geschlossenen *Entwurfs* für die eigene Existenz (Sartre, insbes. 1989). Die Möglichkeiten zu einem auf diese Weise wirklich „eigenen Leben“ sind jedoch subjektiv ziemlich voraussetzungsfull, aufgrund der in jedem Alltag

unausweichlich wirkenden objektiven Bedingungen des tagtäglichen Lebens in der Regel höchst begrenzt und daher vor allem auch sozial höchst ungleich verteilt: Nicht jedem kann es gelingen, seinen Alltag zum tatsächlich „eigenen“ zu machen, und wenn so etwas möglich wird, dann sicherlich nur in Teilen und in mehr oder weniger harter Auseinandersetzung mit den Zwängen und Anforderungen, die aus den einzelnen Lebenssphären auf eine Person einwirken. Zudem ist der mögliche Preis für ein derart „eigenes Leben“ alles andere als gering: Ein voll und ganz reflektiert wieder angeeignetes Leben läuft nämlich potentiell Gefahr, die zentrale Funktion von Lebensführung, also die Stabilisierung, Kontinuierung und Identitätsbildung und damit die Entlastung und Sicherheit im Handeln des Alltag, zu beeinträchtigen, da diese (wie gezeigt) genau darauf beruht, dass sie sich (mehr oder weniger präreflexiv) gegenüber ihrem Produzenten verselbständigt und ihm so als objektivierter Rahmen stützend gegenübertritt. Zugleich ist jedoch der potentielle Gewinn einer reflektiert „eigenen“ alltäglichen Lebensführung ohne Zweifel hoch: nämlich eine höhere Anpassungsfähigkeit und Entwicklungsoffenheit des praktizierten Alltags.

## **5 Reflexive Lebensführung als Moment einer erweiterten Form von Vergesellschaftung**

Die (wie manche modernisierungstheoretisch inspirierte Soziologen derzeit nicht ohne Grund annehmen, vgl. insbes. Beck, z.B. 1986, Beck/Beck-Gernsheim 1994, Beck u.a. 1995, 1996) in fortgeschritten entwickelten Gesellschaften möglicherweise historisch zunehmende Chance zu einem „eigenen Leben“ im beschriebenen Sinne könnte nun wie der Übergang zu einer in sich befreiteren und von sozialer Herrschaft entlasteteren Form alltäglicher Existenz erscheinen. Demgegenüber soll hier jedoch behauptet werden, dass ein „eigenes Leben“ im Sinne einer ganz und dauerhaft von der Person als Realisierung eines reflexiv basierten subjektiven Entwurfs ergriffenen Alltagsorganisation nichts anderes ist, als eine historisch neue Qualität der (geschichtlich nicht neuen, aber jetzt möglicherweise eine neue Stufe erreichenden) strukturellen *Selbstentfremdung* der Person in der Gesellschaft. Die Lebensführung des „eigenen Lebens“ ist (so die These) in letzter Hinsicht nichts anderes als ein die Person unterwerfendes Zwangsgebilde erweiterter Form, das jedoch bewusst als selbstgegeben erlebt und so praktiziert wird. Sie ist die *Selbstunterwerfung unter einen Selbstentwurf*, und sie ist auf diese Weise schließlich immer auch die Unterwerfung unter einen aktiv von der Person hergestellten und betriebenen *Selbstbezug auf Gesellschaft*.

Als solches bildet das „eigene Leben“ letztlich eine wichtige Basis für einen sich derzeit möglicherweise herausbildenden veränderten Vergesellschaftungsmodus. Fanden sich bisher vorwiegend zwar faktisch immer von den Personen konstruierte Formen des Lebens als Modi ihrer alltagspraktischen Vermittlung mit gesellschaftlich vorgegebenen praktischen und normativen Bedingungen und damit eine sozusagen „passive“ Anpassung an Gesellschaft, so könnte über ein verstärkt „eigenes Leben“ hier eine ganz neue Qualität entstehen: eine zunehmend von den Handelnden aktiv und bewußt praktizierte *Selbstvergesellschaftung* und *soziale Selbstintegration* und schließlich sogar eine mehr oder weniger weitgehende *bewußte Selbstkonstruktion* von Sozialem (auf das man sich dann wieder aktiv selbstvergesellschaftend und -integrierend bezieht), die in einer erweiterten (reflexiv konstruierten und vielleicht sogar als „Stil des Lebens“ ästhetisch überhöhten) Organisationsform alltäglichen Lebens eine entscheidende Voraussetzung hätte.

Das „eigene Leben“ wäre so gesehen dann aber schließlich auch nichts anderes als die zentrale Bedingung der Möglichkeit einer (sowohl dialektisch wie systemisch gesehen) „höheren“ Form gesellschaftlicher *Herrschaft*; ja, das „eigene Leben“ wäre genau genommen diese Herrschaftsform selber: eine Herrschaft der Gesellschaft über ihre Mitglieder im Modus umfassender und dauerhafter Selbstbeherrschung und Selbstvergesellschaftung der Betroffenen<sup>5</sup>. Wie man dies (persönlich, politisch oder wissenschaftlich) zu bewerten hat, ist eine komplexe Frage, für deren Diskussion hier kein Raum ist. Es gibt jedoch Anzeichen dafür, dass der Übergang zu einem verstärkt durch die Subjekte vermittelten Modus gesellschaftlichen Herrschaft (wissenschaftlich wie im öffentlichen Bewußtsein) mehrheitlich als sozialer „Fortschritt“ in Richtung wachsender „Freiheit“ des Einzelnen im Zuge der (von der Soziologie seit langem thematisierten) „Modernisierung“ von Gesellschaft und des anhaltenden „Zivilisationsprozesses“ erlebt wird – deren Paradoxien sind dagegen bisher nur selten (auch in der Soziologie) ein Thema, aber das könnte sich demnächst ändern.

---

5 Dies ist kein neuer Gedanke, sondern entspricht mehr oder weniger exakt Theoremen wichtiger moderner Klassiker, allen voran Elias' Konzept der „Zivilisierung“ (v.a. 1980), aber auch der Idee des „individuellen Gesetzes“ bzw. einer historisch verstärkt erforderlichen „subjektiven Kultur“ bei Simmel (v.a. in 1989), der These einer zunehmenden „Subjektivierung“ von Macht bei Foucault (v.a. in 1987, auch 1977; s.a. Rieder 1999: 94ff sowie die aktuelle an Foucault anknüpfende Gouvernmentalitätsdiskussion, vgl. Bröckling/Krasmann/Lemke 2000) sowie nicht zuletzt wohl auch einige Intentionen des Gedankens der „Individualisierung“ bei Beck (v.a. 1986).



*Literatur*

- Beck, U. (1986). Risikogesellschaft. Frankfurt a.M.
- Beck, U./Beck-Gernsheim, E. (Hrsg.) (1994). Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt a.M.
- Beck, U./Giddens, A./Lash, S. (1996). Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse. Frankfurt a.M.
- Beck, U./Vossenkühl, W./Ziegler, U. E. – mit Fotos von Timm Rautert. (1995). Eigenes Leben. Ausflüge in die unbekannte Gesellschaft, in der wir leben. München.
- Behringer, L. (1998). Lebensführung als Identitätsarbeit. Der Mensch im Chaos des modernen Alltags. Frankfurt a.M., New York.
- Bröckling, U./Krasemann, S./Lemke, T. (2000). Gouvernamentalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen. Frankfurt a.M.
- Elias, N. (1980). Über den Prozeß der Zivilisation. Frankfurt a.M. (7. Aufl.).
- Foucault, M. (1977). Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1. Frankfurt a.M.
- Foucault, M. (1987). Das Subjekt und die Macht. Nachwort in: H. L. Dreyfus/P. Rabinow, Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. (S. 243-261). Frankfurt a.M.
- Gehlen, A. (1978). Der Mensch. Wiesbaden (12. Aufl., zuerst 1950).
- Hildebrandt, E. (Hrsg.). (2000). Reflexive Lebensführung. Zu den sozialökologischen Folgen flexibler Arbeit. Berlin.
- Jurczyk, K./Rerrich, M. S. (Hrsg.) (1993). Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung. Freiburg.
- Krohn, W./Küppers, G. (Hrsg.) (1992). Emergenz: Die Entstehung von Ordnung, Organisation und Bedeutung. Frankfurt a.M.
- Kudera, W./Voß, G. G. (Hrsg.) (2000). Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung. Opladen.
- Luhmann, N. (1971). Lob der Routine. In: ders., Politische Planung. Opladen.
- Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (Hrsg.) (1995). Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung. Opladen.
- Rieder, K. (1999). Zwischen Lohnarbeit und Liebesdienst. Belastungen in der Krankenpflege. München.
- Sartre, J. P. (1989). Das Sein und das Nichts. Versuch einer phänomenologischen Ontologie. Reinbek (zuerst franz. 1943).
- Simmel, G. (1989). Philosophie des Geldes. Frankfurt a.M.
- Stephan, A. (1999). Emergenz. Von der Unvorhersagbarkeit zur Selbstorganisation. Dresden/München.
- Voß, G. G. (1991a). Lebensführung als Arbeit. Über die Autonomie der Person im Alltag der Gesellschaft. Stuttgart.

- Voß, G. G. (1991b). Lebensführung: Ein integratives Konzept für die Soziologie. In: G. G. Voß (Hrsg.), *Die Zeiten ändern sich – Alltägliche Lebensführung im Umbruch* (Sonderheft II des SFB 333, S. 69-88). München.
- Voß, G. G. (1994). Das Ende der Teilung von „Arbeit und Leben“? An der Schwelle zu einem neuen gesellschaftlichen Verhältnis von Betrieb- und Lebensführung. In: N. Beckenbach/W. Treeck (Hrsg.), *Umbrüche gesellschaftlicher Arbeit* (S. 269-294). Göttingen (leicht gekürzt auch in: W. Kudera/G. G. Voß (Hrsg.) (2000): *Lebensführung und Gesellschaft*. Opladen.
- Voß, G. G. (1995). Entwicklung und Eckpunkte des theoretischen Konzepts. In: Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (Hrsg.), *Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung*. Opladen.
- Voß, G. G. (1997). Beruf und Lebensführung – zwei subjektnahe Instanzen der Vermittlung von Individuum und Gesellschaft. In: G. G. Voß/H. J. Pongratz (Hrsg.), *Subjektorientierte Soziologie* (S. 201-222). Opladen (leicht gekürzt auch in: W. Kudera/G. G. Voß (Hrsg.) (2000): *Lebensführung und Gesellschaft*. Opladen.
- Voß, G. G. (1998). Die Entgrenzung von Arbeit und Arbeitskraft. Eine subjektorientierte Interpretation des Wandels der Arbeit. *Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung*, 31 (3), 473-487.
- Voß, G. G. (2000a). Unternehmer der eigenen Arbeitskraft – einige Folgerungen für die Bildungssoziologie. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 20 (2), 149-166.
- Voß, G. G. (2000b). Neue Verhältnisse. Zur wachsenden Bedeutung der Lebensführung von Arbeitskräften für die Betriebe. In: B. Lutz (Hrsg.), *Entwicklungsperspektiven von Arbeit*. Weinheim (i.E.)
- Voß, G. G./Pongratz, H. J. (Hrsg.) (1997). *Subjektorientierte Soziologie*. Karl Martin Bolte zum 70. Geburtstag. Opladen.
- Wehrich, M. (1998). Kursbestimmungen. Eine qualitative Paneluntersuchung der alltäglichen Lebensführung im ostdeutschen Transformationsprozeß. Pfaffenweiler.
- Willke, H. (1978). Systemtheorie und Handlungstheorie – Bemerkungen zum Verhältnis von Aggregation und Emergenz. *Zeitschrift für Soziologie*, 7, 380-389.



Margit Wehrich

# **Alltägliche Lebensführung und institutionelle Selektion oder: Welche Vorteile hat es, die Alltägliche Lebensführung in die Colemansche Badewanne zu stecken?**

## **1 Einleitung**

Als ein Instrument zur *empirischen* Untersuchung des Verhältnisses von Arbeit und Leben hat das Konzept der Alltäglichen Lebensführung seine Leistungskraft erfolgreich unter Beweis gestellt. Mit seiner Hilfe wurde zum ersten Mal systematisch in den Blick genommen, daß sich die Vereinbarkeit der ganz unterschiedlichen Handlungsanforderungen in den verschiedenen Sphären des Alltags nicht gleichsam von selbst vollzieht, sondern ihrerseits Arbeit ist. Als ein „*Arrangement der einzelnen Arrangements* einer Person“ (Voß 1995: 32), das durch eine „funktionale wie strukturelle *Eigenständigkeit*“ (Voß 1995: 35) gekennzeichnet ist, wurde und wird die Alltägliche Lebensführung in ganz unterschiedlichen Gegenstandsbereichen und für verschiedene Gruppen gewinnbringend dokumentiert, systematisiert und analysiert.<sup>1</sup>

Ich will im folgenden einen Vorschlag zur *Theorie* der Alltäglichen Lebensführung unterbreiten. Die theoretische Fassung des Konzepts (Voß 1991), die ich zum Ausgangspunkt für die Entwicklung meines Vorschlags nehme, besteht aus zwei bedeutsamen Bestandteilen: Einerseits sieht sie die Alltägliche Lebensführung als ein System zwischen Individuum und Gesellschaft,

---

1 Siehe vor allem Jurczyk/Rerrich 1993, Dunkel 1994, Projektgruppe Alltägliche Lebensführung 1995, Behringer 1998, Wehrich 1998, die auf der homepage „Alltägliche Lebensführung“ ([www.lebensfuehrung-im-wandel.de](http://www.lebensfuehrung-im-wandel.de)) versammelten aktuellen Projekte sowie den vorliegenden Band.

das einer gewissen Eigenlogik unterliegt, und zum andern betont sie die Herstellung dieses Systems durch die Person selbst. So gut beschrieben werden kann, worin die jeweiligen Ausprägungen der Form und Logik der Alltäglichen Lebensführung liegen, so wenig Aufmerksamkeit ist meines Erachtens zum einen dem Zusammenhang zwischen der Herstellung und der Systemhaftigkeit der Alltäglichen Lebensführung und zum anderen den Folgen dieser Eigenlogik geschenkt worden.

Ich denke, daß es sich für die Klärung dieses Zusammenhangs als hilfreich erweist, für das Konzept der Alltäglichen Lebensführung Anschluß an eine allgemeine Theorie zu suchen und werde in diesem Beitrag einen Vorschlag für einen solchen Anschluß unterbreiten: Ich werde die Alltägliche Lebensführung in die soziologische Erklärungslogik einbauen, die James S. Coleman angeboten hat. Diesen Einbau erachte ich für erfolgversprechend, weil Coleman ein ausgereiftes Angebot zur Verfahrensweise macht, wie man die Mikro- mit der Makroebene verbinden kann, und weil die Möglichkeit der Anschlußfähigkeit für unseren Fall gegeben ist: Coleman hat einen individualistischen Zugang gewählt, fängt seine Untersuchung also beim Akteur an, und er konzentriert seine Bemühungen auf die Erklärung sozialer Systeme, von denen angenommen wird, daß sie aus den Handlungen Einzelner resultieren, aber nicht auf diese reduziert werden können. Und nicht zuletzt bietet das Konzept der Alltäglichen Lebensführung seinerseits die Möglichkeit, die starke Rationalitätsannahme, die der Colemanschen Sozialtheorie zugrundegelegt ist, zu modifizieren, ohne daß das ganze Modell an Erklärungskraft verliert.<sup>2</sup>

Bevor ich meinen Vorschlag unterbreite, werde ich in einem ersten Schritt berichten, in welchem Zusammenhang und anhand welcher Probleme mir die Dringlichkeit einer Anbindung des klassischen Lebensführungskonzeptes an eine allgemeine Erklärungslogik aufgefallen ist, nämlich innerhalb eines empirischen Forschungsprojekts. In einem zweiten Schritt werde ich die Colemansche Erklärungslogik vorstellen und das Konzept Alltäglicher Lebensführung in meiner Lesart einbauen. Vor allem aber, und das ist mein dritter

---

2 Letzteres sollte nicht geschehen, geht es doch bei allen Handlungs-Struktur-Theorien nicht vordringlich um die Erklärung individuellen Handelns, sondern um die Erklärung von Phänomenen auf der Makroebene. So wissen z.B. auch orthodoxe Rationaltheoretiker, daß die Nutzenmaximierungsannahme empirisch falsch ist. Nichtsdestotrotz erlaubt es gerade die Einfachheit des Modells, zufriedenstellende Erklärungen kollektiver Handlungsfolgen zu finden (vgl. z.B. Esser 1996).

Schritt, werde ich darstellen, was man gewonnen hat, wenn man die Alltägliche Lebensführung in die Colemansche Badewanne gesteckt hat.

## **2 Alltägliche Lebensführung und Sozialtheorie**

Empirischer Hintergrund meiner theoretischen Überlegungen ist meine qualitative Paneluntersuchung der Alltäglichen Lebensführung im ostdeutschen Transformationsprozeß (Wehrich 1993a,b, 1996, 1998, 1999a,b). Während das SFB-Projekt vor dem Hintergrund seiner westdeutschen Empirie vor allem an einer Dokumentation der Alltäglichen Lebensführung von bestimmten Berufsgruppen nach der Wende und an retrospektiven Berichten über das Leben zu DDR-Zeiten interessiert war (siehe Dunkel in diesem Band), suchte ich die Frage zu beantworten, was mit der Alltäglichen Lebensführung selbst geschieht in einer Situation, in der nichts mehr sicher ist und die sich immer weiter verändert. Die Hoch-Zeit der Wende erschien mir günstig dafür zu sein, um die Stabilitätsthese (siehe auch Voß und Kleemann in diesem Band) empirisch zu überprüfen. Wenn es so etwas wie eine Selbstläufigkeit der Alltäglichen Lebensführung gebe, so meine These, dann mußte sie empirisch zu zeigen sein in einer Situation zwischen einem „Nicht mehr“ und einem „Noch nicht“, einem Moratorium, in dem die alten Rahmenbedingungen verschwunden, neue aber noch nicht institutionalisiert waren. Bislang waren die Logiken und Formen Alltäglicher Lebensführung unter stabilen und komplizierten Rahmenbedingungen untersucht worden, in Situationen, die in hohem Maße durch Restriktionen vorstrukturiert waren – wenn sich unter diesen Voraussetzungen Stabilitäten der Alltäglichen Lebensführung nachweisen ließen, mußte dies nicht für Situationen gelten, die mehr Freiheitsgrade zu bieten haben und die „Kontingenz des Alltags“ (Kleemann in diesem Band: 198) erhöhen.

Was also passiert in einer auf diese Weise veränderten Situation mit der Alltäglichen Lebensführung? Bleibt sie auch dann stabil, und wenn das so ist, wie kann man es erklären? Wie kann man eventuelle Veränderungen erklären? Und was geschieht, wenn das Moratorium abgelaufen ist?

Zweierlei Maßnahmen waren für die Untersuchung dieser Fragen zu treffen: Ich brauchte erstens ein methodisches Instrument. Wollte ich die Stabilität der Alltäglichen Lebensführung nachweisen und ihre Folgen rekonstruieren, mußte ich die Alltägliche Lebensführung über die Zeit hinweg verfolgen. Ich habe mich für eine fallrekonstruktive qualitative Paneluntersuchung entschieden, über die ich hier allerdings nicht viel sagen werde (siehe hierzu

Wehrich 1998); ich werde mich vielmehr auf das zweite konzentrieren, das ich brauchte: Ich mußte eine theoretische Vorstellung davon haben, *wie* Alltägliche Lebensführung entsteht und *wie* sie sich verändert bzw. reproduziert. Diese Vorstellung mußte eine Verbindung mit den gesellschaftlichen Bedingungen haben; denn gesucht wird der *Mechanismus*, der die Umstände des eigenen Lebens mit der etablierten Lebensführung verknüpft. So viel ich sehe, nimmt die Soziologie Alltäglicher Lebensführung diese Suche nicht auf.<sup>3</sup> Will man die Voßsche Konzeptualisierung der Alltäglichen Lebensführung als ein „System sui generis“ so verstehen, als empfehle er systemtheoretische Erklärungen, kann man nicht nach der Genese Alltäglicher Lebensführung fragen. „Es gibt Systeme“, wie wir von Luhmann (1984: 30) wissen. Sie stellen ihre Strukturelemente selbst her, erhalten sich mit ihrer Hilfe und verarbeiten ihnen unbekannte Außenwirkungen, die sich nur dadurch bemerkbar machen, als sie in der Lage sind, das System zu irritieren. Eine solche Erklärung bringt die Aktorkonzeption und ihre subjektorientierte Geschichte in arge Bedrängnis<sup>4</sup>. Voß löst dieses Problem, soweit ich sehe, indem er je nach Untersuchungsperspektive das Paradigma wechselt.

Betrachtet man demgegenüber diese „eigenlogische systemische Struktur“ als ein Handlungsergebnis und bleibt dieser Perspektive treu, vermeidet man nicht nur lästige Paradigmenwechsel<sup>5</sup>, sondern kann auf diese Weise die Genese und Reproduktion des Systems Lebensführung erklären, ohne einer funktionalistischen Begründung zu verfallen.<sup>6</sup> Ich schlage deshalb vor, das Konzept auf eine handlungstheoretische Grundlage zu stellen.

Grundlage meiner theoretischen Konzeption ist es, daß ein individueller Akteur seine Alltägliche Lebensführung in Auseinandersetzung mit all den ganz unterschiedlichen Handlungssituationen etabliert, in denen es tagaus tagein und über die Zeit hinweg gilt, *Handlungsentscheidungen* zu treffen. Diese

---

3 Voß spricht lediglich von „praktischen Mechanismen“ der Routinisierung, Planung und Segmentierung, die die Funktion haben, die Lebensführung selbst zu stabilisieren und zu strukturieren (Voß 1991: 266ff).

4 Dies ist Voß natürlich bewußt; voll diesem Dilemma ausgesetzt, konstatiert er: „Lebensführung ist immer basal selbstreferentiell, sie ist es aber auch nie ausschließlich“. In „letzter Konsequenz“ sei es die „individuelle Person ...“, die in weitgehender existentieller ‚Einsamkeit‘ aktiv ihr Leben leben muß“ (Voß 1991: 275).

5 Paradigmenwechsel sind freilich nicht nur lästig, sondern behindern Theoriekritik und damit theoretischen Fortschritt, vgl. Schmid/Wehrich 2000.

6 Siehe hierzu Voß 1995: 39ff, wo die (Vermittlungs-)Funktionen alltäglicher Lebensführung als „System sui generis“ für Individuum und Gesellschaft dargestellt werden.

Situationen sind zum Teil ganz einfach zu bewältigen; wenn ich morgens aufgestanden bin, ziehe ich mich an. Ich kann das auch erst dann tun, nachdem ich gefrühstückt habe, und es wird auch Akteure geben, die den ganzen Tag im Morgenmantel verbringen, sofern sie ihre Wohnung nicht verlassen müssen. Hier ist eine Entscheidung einfach und ohne weitreichende Konsequenzen, aber es gibt leider auch Situationen, die unübersichtlich und uneindeutig sind und unter Umständen ganz widersprüchliche Handlungsentscheidungen nahelegen. Dann ist es nicht so einfach, herauszufinden, woran man sich bei seiner Entscheidungsfindung orientieren soll, was man tun soll. Meine These ist es, daß ein Akteur solche Probleme der Entscheidungsfindung – in meinem Untersuchungsfall und in jedem Leben gibt es davon jede Menge – damit löst, indem er nicht jede dieser Situationen unabhängig voneinander bearbeitet, sondern *Entscheidungsregeln* etabliert, die er auf mehrere dieser Situationen anwenden kann. Alltägliche Lebensführung ist damit ein Bündel von Regulierungsvorschlägen für alltägliche Entscheidungen. Es ist vom Akteur selbst erstellt, und die zugrundegelegten Entscheidungsregeln sind rekonstruierbar. Damit hat unser Akteur eine Richtschnur in der Hand, die er seinen Handlungsentscheidungen in neuen Situationen zugrundelegt. So muß der Akteur nicht für jede Handlungssituation eine neue Kosten-Nutzen-Rechnung aufmachen, sondern spart Entscheidungskosten, wenn er sich bei der Entscheidungsfindung an seinem etablierten Regelsystem orientiert. Indem er sich selbst festlegt, schließt er Alternativen aus.<sup>7</sup> So ein situationsübergreifendes Regelsystem kann zwar sozusagen feinmechanisch angepaßt werden; würde man es indes von Situation zu Situation verändern, verlöre es seine orientierungsstiftende Kraft.

Mit einem solchen Modell ist es nun möglich, 1. empirisch zu rekonstruieren, wie ein solches individuell erarbeitetes Regelsystem praktisch aussieht, 2. wie unser Akteur für ihn relevante Handlungssituationen mithilfe dieses Instrumentes bearbeitet und 3. welche Folgen dies hat.<sup>8</sup> Ich habe diese Rekonstruktionen anhand detaillierter Einzelfallanalysen unternommen und bin dabei – anders als die Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ – weit zu-

---

7 Eine entsprechende Theorie über die „Strategie der Gefühle“ hat Frank 1992 entwickelt. Hier sorgen Gefühle für Festlegungen, die mich für andere verlässlich machen und sich auf diese Weise auszahlen können.

8 Damit ist die Stabilität Alltäglicher Lebensführung nur auf der Ebene unterhalb ihrer Effekte theoretisch vorentschieden: Ein Regelsystem muß per definitionem eine gewisse Stabilität aufweisen. Die Ergebnisse seiner Anwendung indes sind offen.



rück in die Biographie und über die Alltagsorganisation hinausgegangen (siehe Wehrich 1998).

### 3 Die Logik soziologischer Erklärungen

Ich will im folgenden die Genese, die Reproduktion und die Folgen des Einsatzes eines solchen Regelsystems theoretisch erklären. Hierzu bitte ich Sie, sich die Colemansche Logik soziologischer Erklärung kurz zu vergegenwärtigen, mit der ich zweierlei vorhabe: Man kann mit einer solchen Metatheorie die Stabilität Alltäglicher Lebensführung erklären und ihre Folgen fokussieren; umgekehrt aber kann man das Konzept der Alltäglichen Lebensführung dazu nutzen, die einzelnen Logiken und darunter vor allem die Logik der Handlungswahl mit einer konstruktiven Kritik zu konfrontieren.<sup>9</sup>

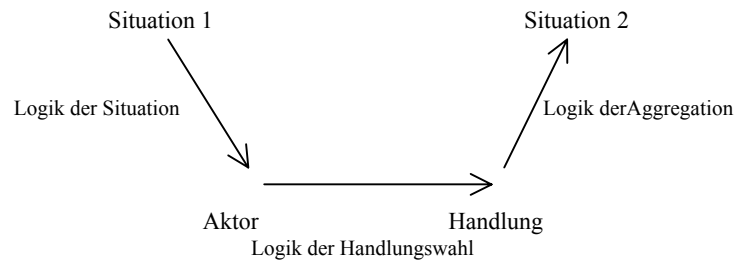
Sie sehen in der folgenden Abbildung der sogenannten Colemansche Badewanne<sup>10</sup> auf der Makroebene – sozusagen auf der Wasseroberfläche – zwei Situationen, zwischen denen es nach Coleman keine direkte Verbindung geben kann. Coleman nimmt damit eine methodologisch-individualistische Position ein, die sich gegen die Fruchtbarkeit holistischer Erklärungen wendet. Interpretieren wir diese Situationen so, als wären es Situationen, in denen unsere Akteure Handlungsentscheidungen treffen müssen. Aus Situation 1 heraus ist Situation 2 demnach nicht zu erklären, eine keinesfalls triviale Annahme, aufgrund derer man, wenn man will, zum Beispiel eine Kritik der modernisierungstheoretischen Annahme machen kann, der Transformationsprozeß folge einer gerichteten Entwicklung.

---

9 Ich möchte an dieser Stelle daran erinnern, daß Coleman, obschon er auf der Mikroebene mit einer Theorie rationaler Wahl arbeitet und eine Nutzenmaximierung annimmt, eine umfassende Sozialtheorie vorgelegt hat, in der nicht nur Tauschprozesse, sondern auch die Übertragung von Rechten im Falle von Herrschaft, Vertrauen und Normen eine wichtige Rolle spielen. Im Kapitel über „Das Selbst“ (Coleman 1992) wendet er eine solche Rechteübertragung auf die internen Strukturen von Akteuren an, die ebenso korporative wie individuelle Akteure sein können. Die „interne Verfassung“, auf die sich die Person mit sich selbst einigt, scheint mir dann an unsere Alltägliche Lebensführung anschließbar zu sein, wenn man sich entschließen kann, diese als ein Regelsystem zu begreifen.

10 Das Schaubild ist Esser (1993: 98) entnommen und etwas verändert worden.

## Die Logik soziologischer Erklärungen



Auch die Prognose der Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“, man habe gerade wegen bestimmter angenommener Entwicklungstendenzen des Modernisierungsprozesses mit einer zunehmenden Verarbeitung der Lebensführung zu rechnen, die sich u.a. in einer Zunahme von Aushandlungsprozessen äußere (vgl. Projektgruppe Alltägliche Lebensführung 1995: 398ff), ist auf dieser Ebene anzusiedeln und würde von Coleman so nicht akzeptiert.<sup>11</sup> Man muß sich vielmehr die Mühe machen, den Weg über die *Akteure* und ihre *Interessen* zu gehen, um die Dynamik eines sozialen Wandlungsprozesses auf der Makroebene zu modellieren. Die Erklärung bedarf einer *Mikrofundierung*: Denn das, was die Akteure tun, entscheidet über das Explanandum, und damit rückt das Handeln der Akteure in eine analytische Schlüsselposition für die Untersuchung sozialer Prozesse. Und was sie tun, so die Pointe, ist keineswegs so klar, wie das weithin vorausgesetzt wird. Man kann, um an das obige Beispiel anzuschließen, die Anforderungen modernisierter Rahmenbedingungen auch aussitzen oder sich Aushandlungsprozessen verweigern, ohne zwangsläufig zum Scheitern verurteilt zu sein.

Der Kern des Vorschlags, die *Logik der Handlungswahl*<sup>12</sup>, ist auf dem Boden der Wanne visualisiert. Sie besteht bei Coleman in der Anwendung einer

11 Übrigens auch von Luhmann nicht. Für seine Systeme ist nur wichtig, daß die Anschlußkommunikation möglich ist, was keineswegs Anpassung, Lernen oder andere Arten gerichteter Entwicklungen nach sich ziehen muß (vgl. dazu Schmid 2000: 3).

12 Esser (1993) nennt diese Logik die „Logik der Selektion“. Ich habe mich dafür entschieden, sie die „Logik der Handlungswahl“ zu nennen, da mir diese Bezeichnung klarer erscheint und mir die Chance läßt, den Selektionsbegriff für die „institutionelle Selektion“ zu reservieren, über die ich das Zustandekommen der neuen Situation erkläre, in der sich die Akteure wiederfinden.

rationalen Entscheidungstheorie: Danach wählt der Akteur aus seinen Handlungsalternativen diejenige Handlung aus, von der er sich den größten Nutzen<sup>13</sup> verspricht. Bevor der Akteur diese Entscheidung treffen kann, muß er freilich die Situation definieren, in der er handeln will. Diese *Logik der Situation* verknüpft die Erwartungen und Bewertungen des Akteurs mit der speziellen sozialen Situation, in der er sich befindet. Der dritte Schritt schließlich, die *Logik der Aggregation*, erklärt das Zustandekommen einer neuen Situation aus dem Zusammenspiel von Handlungsergebnissen mehrerer Akteure. Diese Interdependenzen können für unseren Akteur zieldienlich sein, aber auch seine Intentionen durchkreuzen; schließlich hat er die Konsequenzen seines Tuns ja nicht alleine in der Hand.<sup>14</sup> Trotzdem oder gerade weil die Akteure rationale Entscheidungen treffen, können sie bei der Verfolgung ihrer Interessen scheitern; es ist keinesfalls selbstverständlich, daß Erklärungsmodelle diesen Zustand mit derselben Aufmerksamkeit bedenken wie die erfolgreiche Zielerreichung.

Bevor ich nun versuche, das Regelsystem „Alltägliche Lebensführung“ in diese Erklärungslogik einzubauen, erinnern Sie sich bitte kurz daran, wie man sich die kosten-nutzen-orientierte Entscheidungsfindung eines Akteurs landläufig vorstellt. Man modelliert nämlich auf der Grundlage höchst restriktiver Annahmen; auf zwei dieser Annahmen will ich hier kurz eingehen, weil sie durch den Einsatz Alltäglicher Lebensführung modifiziert werden und eine solche Modifizierung meines Erachtens weitreichende Folgen hat: Die erste betrifft die Präferenzen der Akteure, die zweite die Entscheidungstheorie selbst. Folgt man Rationaltheoretikern wie Lindenberg, Esser oder Opp (Lindenberg 1996a, 1996b, Esser 1993, Opp/Friedrichs 1996), so verfolgt ein individueller Akteur als letzte Ziele soziale Anerkennung und physisches Wohlbefinden. Diese letzten Ziele sind nur über gesellschaftlich institutionalisierte Zwischenziele erreichbar, und damit wird der Akteur, so will es die Theorie, eben jene gesellschaftlich institutionalisierten Ziele präferieren. Und er wird seine Präferenzen ändern, wenn andere Ziele institutionalisiert werden, da er nun diese als Mittel zur Erreichung seiner eigentlichen Ziele

13 Von einer Nutzenmaximierung muß natürlich nicht zwangsläufig ausgegangen werden. Man kann die Suche auch einstellen, wenn man eine zufriedenstellende Option entdeckt hat (vgl. z.B. Friedberg 1995).

14 Man ist sich einig, daß die Logik der Aggregation den schwierigsten Schritt dieser Erklärungslogik darstellt, vgl. Coleman 1991, Esser 1993 und aktuell Schimank 1999: 417, der befürchtet, daß viele Fachkollegen gar nicht wüßten, um was es dabei gehe – ein Phänomen, in dessen Folge die Suche nach den Aggregationslogiken einer kleinen Gruppe von Forschern überlassen bleibt.

braucht. Für einen Fall wie dem meinen, in dem Ziele konfligieren oder es gar nicht klar ist, welche Zwischenziele der Erreichung der letzten Ziele tatsächlich dienlich sind, ist hier kein Platz. Daß man auch seine Mittel lieben und sie zu seinen Präferenzen machen kann, sei hier nur am Rande erwähnt (vgl. Zintl 1993). Die zweite Annahme betrifft die Grundlage des Modells: die Entscheidungstheorie selbst. Für die rationale Wahl einer Handlungsalternative mithilfe einer einfachen Theorie rationaler Wahl wie z.B. der Wert-Erwartungs-Theorie muß es zumindest kalkulierbare Handlungsalternativen geben, und das gilt wohl für die meisten Situationen im richtigen Leben nicht, schon gar nicht für meinen Untersuchungsfall, in dem nichts mehr sicher ist.

Unterlegt man der oben vorgestellten Modelllogik eine solche Nutzenfunktion, würde für das Verhalten meiner Akteure das Folgende gelten: Der Akteur sucht inmitten der Turbulenzen des Transformationsprozesses nach den Zwischenzielen, die, wenn es ihm gelänge, sie zu verfolgen, ihm ein Höchstmaß an sozialer Anerkennung und physischem Wohlbefinden sichern würden. Die meisten Transformationsforscher nahmen in den frühen Phasen des Umbruchs genau dies an: Nach und nach würde sich die Sozialstruktur der neuen Länder der der alten angleichen, was zur Voraussetzung hat, daß die Bürger und Bürgerinnen der neuen Länder die Verhaltenserwartungen erfüllen, vor die sie die neuen Institutionen stellten. Doch da sich das Institutionensystem selbst im Transformationsprozeß befindet und damit eine eindeutige Präferenzliste gefährdet, wäre auch ein anomischer Zustand ein modellkonformes Ergebnis. „*Dort so und hier so, heute so, morgen so, erst soviel, dann soviel, das macht einen wahnsinnig*“, charakterisiert eine Interviewpartnerin die neuen Verhältnisse. Was soll man da tun? Wonach soll man seine Präferenzen auswählen? Wie soll man sich entscheiden?

Wie meine Empirie zeigt, passen sich unsere Akteure den institutionellen Verhaltenserwartungen nicht umstandslos an.<sup>15</sup> Trotzdem ist, wie man weiß, auch kein anomischer Zustand ausgebrochen. Warum ist das nicht geschehen?

---

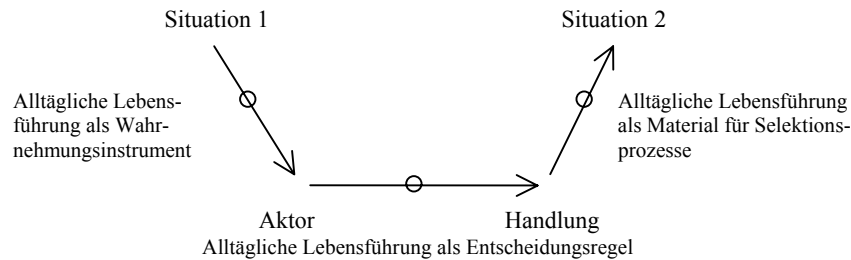
15 vgl. Weihrich 1998. Auch wenn sie dies tun würden, wäre das keine Garantie für die erfolgreiche Verfolgung ihrer Interessen. Der sogenannte Schweinezyklus ist ein Beispiel für nichtintendierte Handlungsfolgen in einer Konkurrenzsituation: Viele in meine Richtung kalkulierende Akteure verschlechtern natürlich meine Zielerreichungschancen. Den ExistenzgründerInnen in den neuen Bundesländern dürfte – zumindest in bestimmten Branchen – genau dieses Phänomen begegnet sein.

#### 4 Alltägliche Lebensführung als Selbstbindung

Die Antwort liegt darin, daß die Akteure handlungsfähig bleiben, indem sie sich bei ihren Handlungsentscheidungen an ihrer etablierten Alltäglichen Lebensführung orientieren und damit nach einer Rationalität eigener Art verfahren. Sie handeln nicht nach institutionellen Verhaltenserwartungen, sondern nach ihren eigenen Regulierungsvorschlägen, und das bedeutet, so meine erste theoretische Behauptung, daß die etablierte Alltägliche Lebensführung als *Entscheidungsregel* für Handlungssituationen gilt, in denen es keine kalkulierbaren Handlungsalternativen gibt. Man legt sich fest. Solche Entscheidungsregeln kann man auf unterschiedlichen Ebenen suchen: Man kann sich dafür entscheiden, bestimmte Mittel für die Alltagsorganisation zu wählen, ganz gleich, welche Probleme sich im Augenblick stellen, und man kann nach Metaregeln suchen, die – als Lebenskonstruktionen – die Präferenzen bestimmen. Damit modifiziert, wie Sie in der folgenden Abbildung sehen, die Alltägliche Lebensführung die Logik der Handlungswahl. Der Akteur stellt nicht, wie es die Rational Choice-Theorie vorsieht, für jede Situation eine eigene Kosten-Nutzen-Rechnung auf. Er bearbeitet nicht all die verschiedenen Situationen, die Entscheidungen abverlangen, unabhängig voneinander. Er sucht nach einer Koordinationslösung, und er findet sie, indem er seine Handlungsentscheidungen in den verschiedenen Bereichen seines Alltags über die Zeit hinweg mithilfe seines Regelsystems verknüpft: Er führt sein Leben.

Man sieht weiter, daß die Alltägliche Lebensführung die Definition der Situation bestimmt. Die Situationsdeutungen selbst unterliegen der etablierten Alltäglichen Lebensführung; auf ihrer Grundlage entscheidet sich, welche Aspekte einer Situation als relevant wahrgenommen werden, welche Handlungsalternativen unser Akteur überhaupt sieht. Alltägliche Lebensführung wird hier zum Wahrnehmungsinstrument.

## Alltägliche Lebensführung im Makro-Mikro-Makro-Modell



Sehen wir uns endlich die interessanteste Logik an, die Logik der Aggregation. Man kann hier zwei Fälle unterscheiden, indem man die Alltägliche Lebensführung einmal unter stabilen und einmal unter instabilen Rahmenbedingungen betrachtet. Im ersten Fall gelingt es dem Akteur, mithilfe seiner Alltäglichen Lebensführung die Verhältnisse zu reproduzieren, unter denen er sie problemlos einsetzen kann. Die Alltägliche Lebensführung erhält ein positives feedback. Dazu tragen Bezugspersonen und Netzwerke bei, andere Akteure mithin, für die unser seiner Lebensführung treuer Akteur einschätzbar und verlässlich erscheint – und vice versa. Im Beitrag von Jürgens über die Herstellung einer gemeinsamen Lebensführung in diesem Band lassen sich Beispiele für eine solche Verfestigung finden.

Was aber passiert im zweiten Fall, nämlich dann, wenn sich die Rahmenbedingungen unabhängig vom Handeln der Akteure rasant ändern, so wie das in meinem Untersuchungsfall geschehen ist? Dann kann es sein, daß die lebensführungsgeleiteten Handlungsentscheidungen unserer Akteure merkwürdige Folgen haben: Wenn in neuen Situationen nach einem Regelsystem gehandelt wird, das unter ganz anderen gesellschaftlichen Verhältnissen etabliert worden ist, wird die Alltägliche Lebensführung zur *Ressource oder Restriktion* bei der Auseinandersetzung mit den neuen Bedingungen. Und dabei ist es vorab nicht bestimmbar, welche der etablierten Regulierungsvorschläge für Alltagsentscheidungen sich als Ressourcen und welche als Restriktionen erweisen werden.

Wo jemand andocken kann, ist nicht nur den „harten“ Ressourcen und Restriktionen für den Umgang mit neuen Zumutungen und Chancen und für den Platz im System sozialer Ungleichheiten wie Alter, Geschlecht, Qualifikation und Branche geschuldet, sondern auch der etablierten Alltäglichen Lebensführung – denn mit ihr werden diese „harten“ Ressourcen und Restriktionen wahrgenommen, bearbeitet und auch reproduziert. So reussiert

Herr Flieger, einer meiner Interviewpartner und vormals Politoffizier der Nationalen Volksarmee, aufgrund seiner lebensführungsspezifischen Ressourcen im Versicherungsgewerbe, während eine andere Interviewpartnerin, Frau Barzel, immer gemacht hat, was die Partei ihr angeraten hat; ganz selbstverständlich nimmt sie ein Umschulungsangebot an und vermißt die jetzt fehlende Arbeitsplatzgarantie schmerzlich. Was früher rational war, muß es nun nicht mehr sein; was früher eher hinderlich war, kann sich im Gegenzug als Ressource entpuppen; was früher nur ein kleiner Nachteil war, kann jetzt ein großer werden. Die etablierten Lebensführungsmuster stellen damit das Material für Selektionsprozesse. Da sie stabil bleiben, selektieren in meinem Untersuchungsfall die neuen Institutionen die angebotenen Alltäglichen Lebensführungsmuster nach ihrer Anschlußfähigkeit. Realisiert unser Akteur sein Scheitern und will seine Alltägliche Lebensführung anpassen, steht er noch einmal vor dem selben Problem, das wir anfangs verhandelt hatten. Wieder wird er nicht wissen, was er ändern soll, und er wird Schwierigkeiten haben, seine Wahrnehmung der Situation zu ändern, ein Sachverhalt, der die oben zitierte Interviewpartnerin von der eigenen Betriebsblindheit hat sprechen lassen. Wenn Sie im Modell bleiben wollen, können Sie sich für diesen Fall vorstellen, wir hängten eine weitere Badewanne an und dynamisierten damit das Modell einen Schritt über Coleman hinaus. Dann wird klar, daß der Akteur die Folgen des Zusammentreffens seiner Alltäglichen Lebensführung mit den neuen Institutionen wiederum mit denselben Mitteln bearbeiten wird, mit denen er bereits die Ausgangssituation bearbeitet hat. Sie sehen im übrigen noch etwas: Unser Akteur muß sich auch mit seiner eigenen Lebensführung auseinandersetzen, die ihm – ebenso wie andere Restriktionen auch – als eine situationale Anforderung entgegentreten kann. Wie er mit ihr verfährt, läßt sich unschwer folgern.

Damit plädiere ich für eine selektionstheoretische Erklärung sozialen Wandels, die einer soziologischen Evolutionstheorie folgt, deren Kernargument Schmid so zusammengefaßt hat: „Akteure (machen) auf der Suche nach einer Lösung ihrer unausrottbaren Abstimmungsprobleme Regulierungsvorschläge, über deren differentielle Reproduktionschancen ihrerseits regelorientierte, ressourcenabhängige Selektionsmechanismen entscheiden. Deren kaum vorhersehbare Evolution verläuft nach demselben Muster von Regelvariation und Regelselektion, wobei veränderte Interessenlagen, unerwartete bzw. aversive Handlungsfolgen sowie die Erschöpfung von Ressourcenausstattungen und Kompetenzen jenen Veränderungsdruck hervorrufen, auf den die Akteure mit gleichbleibend unsicheren Erfolgsaussichten reagieren müssen, wenn sie nicht gezwungen sein sollen, die soziale Bühne zu verlassen. Die kollektive Evolution verläuft demnach als ebenso unvorhersehbare wie

unabschließbare differentielle Selektion kollektiv gewählter Schadensregulierungen“ (Schmid 1998a: 406). Als ein Regulierungsvorschlag zur Koordination individueller Handlungsentscheidungen ist die Alltägliche Lebensführung derselben Logik unterworfen wie die Regulierungsvorschläge, die Akteure zur Lösung ihrer kollektiven Abstimmungsprobleme machen, und damit werden auch deren Reproduktionschancen von der jeweiligen Umwelt bestimmt. In dem empirischen Fall, den ich untersucht habe, sind die neuen Institutionen die Selektoren – und natürlich resultiert auch deren Selektionswirkung aus den rationalen Entscheidungen von Akteuren, die in Anbetracht ihres Organisationszieles nur bestimmte lebensführungsspezifische Qualifikationen nachfragen. Meine Ergebnisse weisen aus, daß der rasante soziale, ökonomische und kulturelle Wandel im Zuge der deutsch-deutschen Vereinigung keine Bedingung für eine Veränderung der Alltäglichen Lebensführung meiner Interviewpartner und –partnerinnen ist: Die von mir untersuchten individuellen Akteure haben auf den Veränderungsdruck nicht mit neuen Regulierungsvorschlägen, sondern mit ihrer etablierten Alltäglichen Lebensführung reagiert. Obschon in meinem Modell Lernprozesse keine Rolle spielen, kann Regelvariation auch unter diesen Annahmen zustandekommen. So können im Sozialismus vom Institutionensystem nicht intendierte, aber dennoch reproduzierte Lebensführungsmuster im neuen System wiederum reproduziert werden, aber ebenso wenig erwartet oder erwünscht sein – sie können allerdings auch hervorragend „passen“.

Dabei hängt nicht nur die Reproduzierbarkeit der etablierten Alltäglichen Lebensführung von der Selektionswirkung der neuen Institutionen ab; auch die Institutionen selbst sind darauf angewiesen, daß die Akteure ihre Bestandsbedingungen nicht gefährden. Wenn wie in unserem Falle das gesamte gesellschaftliche Institutionensystem durch ein anderes ersetzt wird, die individuellen Akteure ihre Entscheidungen aber treffen, indem sie ein Regelsystem zugrundelegen, das sie unter ganz differenten gesellschaftlichen Umständen etabliert haben, bleibt es *offen*, welche Regeln oder Verteilungen sich schließlich am rechten oberen Rand unserer Badewanne finden werden. Für die Transformationstheorie, aber auch für die modernisierungstheoretisch argumentierenden Teile der Soziologie Alltäglicher Lebensführung heißt das, daß es problematisch ist, bestimmte Entwicklungen auf der Makroebene vorhersagen zu wollen – denn man kann nicht davon ausgehen, daß die Akteure ihr Handeln an die wie auch immer gearteten Erwartungen *anpassen* werden, die Institutionen an sie richten.



## 5 Subjektorientierte Soziologie und die Colemansche Badewanne

Wenn man sich mit der Programmatik der Subjektorientierten Soziologie beschäftigt, fällt auf, daß das dort zugrundegelegte „Forschungsinteresse“ (Bolte 1997: 31ff) durchaus Gemeinsamkeiten mit Colemans „Logik soziologischer Erklärungen“ aufweist. Auch in der Subjektorientierten Soziologie wird eine Mikrofundierung von makrostrukturellen Verteilungen gefordert, ohne freilich dieselbe Begrifflichkeit zu verwenden. Nach Bolte will Subjektorientierte Soziologie „gesellschaftliche Strukturen oder Strukturelemente“ daraufhin analysieren, „(1) in welcher Weise sie menschliches Denken und Handeln prägen, (2) wie Menschen bestimmter sozio-historisch geformter Individualität innerhalb dieses strukturellen Rahmens agieren und so u.a. zu seiner Verfestigung oder Veränderung beitragen und (3) wie schließlich die betrachteten Strukturen selbst einmal aus menschlichen Interessen, Denkweisen und Verhaltensweisen hervorgegangen sind“ (Bolte 1983: 15f). Subjektorientierte Soziologie betreibt nach Bolte „nur, wer Menschen und gesellschaftliche Strukturen in ihrer Einwirkung aufeinander analysiert“; er grenzt sie sowohl gegen Untersuchungen ab, „in denen die Menschen, die als handelnde, interessen geleitete Subjekte diese Strukturen hervorbringen, gar nicht vorkommen“ als auch gegenüber Arbeiten, „in denen viel über menschliches Verhalten ausgesagt wird, ohne daß überhaupt gesellschaftliche Strukturen erwähnt werden, die dieses Verhalten beeinflussen“ (Bolte 1997: 35). Hier wie bei Coleman wird ein Makro-Mikro-Makro-Modell vorgeschlagen; beide fordern Mikrofundierung als Methode. Ein Vergleich indes bringt, wie ich glaube, Anregungen für die theoretische Arbeit. Ich will dies kurz an zwei Punkten zeigen:

Wir finden, zum ersten, in der subjektorientierten Programmatik anstatt der Badewanne einen Dreischritt. Die Eigenständigkeit der Logik der Handlungswahl, die Art und Weise, *wie* Akteure Handlungsentscheidungen treffen, entgeht damit der Aufmerksamkeit. In deren Folge kann die Subjektorientierte Soziologie und mit ihr die Lebensführungsforschung auch den Mechanismus nicht benennen, mithilfe dessen die „Verfestigung“ oder „Veränderung“ der gesellschaftlichen Strukturen (Bolte 1997: 35) oder die „Vermittlung von Individuum und Gesellschaft“ (Voß 1997: 214ff) bewerkstelligt wird. So gerät auch die Eigenständigkeit und Kompliziertheit der Logik der Aggregation nicht ins Blickfeld. Man benennt zwar „Vermittlungsinstanzen“, wie Voß das mit „Beruf“ und „Alltäglicher Lebensführung“ tut (Voß 1997), übersieht jedoch die prinzipielle Möglichkeit des Scheiterns ebenso, wie man andere Mechanismen zur Lösung von Abstimmungsproblemen unberücksichtigt läßt: Man kann neben Aushandlung oder regelkonformem

Verhalten auch Herrschaft und Gewalt, Kampf oder Verrat wählen.<sup>16</sup> Alltägliche Lebensführung als Selbstbindung ist in erster Linie ein Mechanismus zur Lösung von *Abstimmungsproblemen der Person mit sich selbst*<sup>17</sup>; aber sie ist auch ein Mechanismus zur Lösung von Abstimmungsproblemen zwischen Bezugspartnern, da diese zum einen Anhaltspunkte dafür haben, wie sich ihre Mitspieler verhalten werden und zum anderen im Rahmen einer gemeinsamen Lebensführung Kooperationen eingehen können. Und sie ist außerdem, wie ich hier gezeigt habe, als Material für Selektionsprozesse ein Mittel, mithilfe dessen Institutionen Personen positionieren; spätestens hier wird klar, daß Alltägliche Lebensführung nur in Konkurrenz und im Verbund mit anderen Mechanismen diese „Vermittlung“ herzustellen in der Lage ist, und daß diese Vermittlung deshalb auch darin bestehen kann, daß das Ergebnis nicht den Präferenzen der Person, die der Träger ihrer Lebensführung ist, entspricht.

Der zweite Punkt betrifft die Frage, welche Handlungstheorie man denn nun heranziehen solle; sie muß in der Subjektorientierten Soziologie erst gefunden werden und würde von Coleman mit Sicherheit als zu kompliziert erachtet. Coleman indes hat eine rationale Entscheidungstheorie anzubieten, die den Vorteil hat, einfach zu sein, flexibel zu sein und es möglich zu machen, strategische Handlungsentscheidungen zu modellieren (vgl. Schmid 1998: 66ff). Ich bin der Bolteschen Suchaufforderung gefolgt, habe das Coleman-sche Angebot angenommen und dem subjektorientierten Lebensführungskonzept in seiner Formulierung durch G. Günter Voß eine rationale Entscheidungstheorie unterlegt; in diesem Zustand habe ich es in die Coleman-sche Logik soziologischer Erklärungen eingebaut und damit *eine* Lösung des Mikro-Makro-Problems angeboten, die auf einer Selektionstheorie beruht. Gleichzeitig hat sich gezeigt, daß sich die orthodoxe Rationaltheorie hierfür nicht unbedingt eignet. Mein wichtigster Einwand war gegen die Vorstellung gerichtet, der Akteur treffe Handlungsentscheidungen unabhängig voneinander und wende keine Regel außer diejenige der Nutzenmaximierung an. Die Alltägliche Lebensführung verweist vielmehr darauf, daß weitere Regeln

---

16 oder, wie Schmid (1998b: 67) auflistet: „etwa Tausch, Verhandlung, Wahlen, Eigentumsrechte, Macht, Vertrauen, kollektives Handeln, Organisation, Kampf und Krieg, Konflikte, Tradition und Imitation, Herrschaft etc.“, alles Mechanismen, mithilfe derer es Akteuren gelingen kann, „ihr wechselwirksames Handeln in reproduktionsfähiger Weise, wenn auch mit unsicherem Erfolg und verbunden mit aversiven Folgen, abzustimmen.“

17 und ja nicht von ungefähr aus der „Arbeitsteilung der Person“ hervorgegangen (vgl. Dunkel in diesem Band).

entscheidungsgenerierend sind; ein Befund, den die subjektorientierte Perspektive befördern konnte.

Mit meiner Vorgehensweise will ich dafür plädieren, nicht aus den angebotenen Paradigmen dasjenige auszuwählen, das geeignet erscheint, das jeweilige Problem zu lösen, sondern die Beziehung zu untersuchen, in welcher einzelne Paradigmen oder Theorieangebote zueinander stehen, indem man nach Gemeinsamkeiten der Theorieangebote ebenso sucht wie nach blinden Flecken. Dann kann es sein, daß eine Theorie etwas zu erklären imstande ist, das eine andere übersieht oder als Voraussetzung definiert und deshalb nicht als erklärungswürdig erachtet (s. hierzu Schmid/Wehrich 2000). Die beiden hier diskutierten „Erklärungslogiken“ bzw. „Forschungsperspektiven“ haben gemeinsam, daß sie ein Makro-Mikro-Makro-Problem haben und eine Mikrofundierung einfordern, innerhalb derer interessengeleitet handelnde Akteure im Zentrum des Interesses stehen. Und was die Kritik betrifft, kann die Alltägliche Lebensführung auf die Schwächen einer orthodoxen Rationaltheorie verweisen; vice versa und in Verbindung mit der Logik der Aggregation werden wir jedoch daran erinnert, daß es nicht nur um Anpassung, Reproduktion und Veränderung von Rahmenbedingungen gehen kann, sondern auch um die Wirkungen institutioneller Selektionsprozesse, an denen man auch scheitern kann.

Obschon ich der Colemanschen Sozialtheorie nicht in allen Punkten folgen will, teile ich doch Colemans folgende Einschätzung: „There is, of course, only one social science“. Arbeiten wir weiter an ihrer Herstellung.

### *Literatur*

- Behringer, L. (1998). Lebensführung als Identitätsarbeit. Der Mensch im Chaos des modernen Alltags. Frankfurt a.M./New York.
- Bolte, K. M. (1983). Subjektorientierte Soziologie – Plädoyer für eine Forschungsperspektive. In: K. M. Bolte/E. Treutner (Hrsg.), Subjektorientierte Arbeits- und Berufssoziologie (S. 12-36). Frankfurt a.M./New York.
- Bolte, K. M. (1997). Subjektorientierte Soziologie im Rahmen soziologischer Forschung – Versuch einer Verortung. In: G. G. Voß/H. J. Pongratz (Hrsg.), Subjektorientierte Soziologie. Karl Martin Bolte zum siebzigsten Geburtstag (S. 31-40). Opladen.
- Coleman, J. S. (1991). Grundlagen der Sozialtheorie, Band 1: Handlungen und Handlungssysteme. München.

- Coleman, J. S. (1992). Grundlagen der Sozialtheorie. Band 2: Körperschaften und die moderne Gesellschaft. München.
- Dunkel, W. (1994). Pflegearbeit – Alltagsarbeit. Eine Untersuchung der Lebensführung von AltenpflegerInnen. Freiburg.
- Dunkel, W. Zur Entstehungsgeschichte des Konzepts Alltägliche Lebensführung. In diesem Band (S. 21-29).
- Esser, H. (1993). Soziologie. Allgemeine Grundlagen. Frankfurt a.M./New York.
- Esser, H. (1996). What is wrong with ‚Variable Sociology‘? *European Sociological Review* 12, 159-166.
- Frank, R. H. (1992). Die Strategie der Emotionen. München.
- Friedberg, E. (1995). Ordnung und Macht. Dynamik organisierten Handelns. Frankfurt.
- Jurczyk, K./Rerrich, M. S. (Hrsg.) (1993). Die Arbeit des Alltags. Über die wachsenden Anforderungen der alltäglichen Lebensführung. Freiburg.
- Jürgens, K. Familiäre Lebensführung. Familienleben als alltägliche Verschränkung individueller Lebensführungen. In diesem Band (S. 33-60).
- Kleemann, F. Zur weiteren Entwicklung des Konzepts „Alltägliche Lebensführung“. Überlegungen auf der Grundlage einer Untersuchung zur Teleheimarbeit. In diesem Band (S. 191-202).
- Lindenberg, S. (1996a). Die Relevanz theoriereicher Brückenannahmen. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 48 (1), 126-140.
- Lindenberg, S. (1996b). Theoriegesteuerte Konkretisierung der Nutzentheorie. Eine Replik auf Kelle/Lüdemann und Opp/Friedrichs. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 48 (3), 550-565.
- Luhmann, N. (1984). Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a.M.
- Opp, K.-D./Friedrichs, J. (1996). Brückenannahmen, Produktionsfunktionen und die Messung von Präferenzen. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 48 (3), 546-559.
- Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (1995). Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung. Opladen.
- Schimank, U. (1999). Drei Wünsche zur soziologischen Theorie. *Soziale Welt*, 50, 415- 422.
- Schmid, M. (1998a). Soziologische Evolutionstheorie. In: G. Preyer (Hrsg.), *Strukturelle Evolution und Wertsystem. Theorien, Sozialstruktur und evolutionäre Entwicklungen* (S. 397-411). Frankfurt a.M.
- Schmid, M. (1998b). Soziologische Handlungstheorie – Probleme der Modellbildung. In: A. Balog/M. Gabriel (Hrsg.), *Soziologische Handlungstheorie. Einheit oder Vielfalt. Österreichische Zeitschrift für Soziologie, Sonderband 4* (S. 55-104). Opladen/Wiesbaden.
- Schmid, M. (2000). Evolution. Bemerkungen zu einer Theorie von Niklas Luhmann (Manuskript). Augsburg.
- Schmid, M./Wehrich, M. (2000). Die Wende und ihre Theorien. Eine modelllogische Kritik der soziologischen Transformationsforschung. In: M. Wolf/A. Hopfmann (Hrsg.), *Transformations Theorie – Stand, Defizite, Perspektiven*, i.E.

- Voß, G. G. (1991). *Lebensführung als Arbeit. Über die Autonomie der Person im Alltag der Gesellschaft*. Stuttgart.
- Voß, G. G. (1995). Entwicklung und Eckpunkte des Konzepts. In: Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“, *Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung* (S. 23-43). Opladen.
- Voß, G. G. (1997). Beruf und alltägliche Lebensführung – zwei subjektnahe Instanzen der Vermittlung von Individuum und Gesellschaft. In: G. G. Voß/H. J. Pongratz (Hrsg.), *Subjektorientierte Soziologie. Karl Martin Bolte zum siebzigsten Geburtstag* (S. 201-222). Opladen.
- Voß, G. G. Der eigene und der fremde Alltag. In diesem Band (S. 203-217).
- Wehrich, M. (1996). Alltag im Umbruch? Alltägliche Lebensführung und berufliche Veränderung in Ostdeutschland. In: M. Diewald/K. U. Mayer, Karl Ulrich (Hrsg.), *Zwischenbilanz der Wiedervereinigung. Strukturwandel und Mobilität im Transformationsprozeß* (S. 215-228). Opladen.
- Wehrich, M. (1993a). Lebensführung im Wartestand. Veränderung und Stabilität im ostdeutschen Alltag. In: K. Jurczyk/M. S. Rerrich (Hrsg.), *Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung* (S. 210-234). Freiburg.
- Wehrich, M. (1993b). Wenn der Betrieb schließt. Über alltägliche Lebensführung von Industriearbeitern im ostdeutschen Transformationsprozeß. *BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 6 (2), 224-238.
- Wehrich, M. (1998). Kursbestimmungen. Eine qualitative Paneluntersuchung der alltäglichen Lebensführung im ostdeutschen Transformationsprozeß. Pfaffenweiler.
- Wehrich, M. (1999a). Alltägliche Lebensführung im ostdeutschen Transformationsprozeß, *Aus Politik und Zeitgeschichte*, H. 12, 15-26.
- Wehrich, M. (1999b). Handlungsspielräume und alltägliche Lebensführung. In: C. Honnegger/S. Hradil/F. Traxler (Hrsg.), *Grenzenlose Gesellschaft? Verhandlungen des 29. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, des 16. Kongresses der Österreichischen Gesellschaft für Soziologie, des 11. Kongresses der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie in Freiburg i. Br. 1998, Teil 2* (S. 56-66). Opladen.
- Zintl, R. (1993). Clubs, Clans und Cliques. In: B.-T. Ramb/M. Tietzel (Hrsg.), *Ökonomische Verhaltenstheorie* (S. 89-117). München.

## **Nachbemerkungen**



*Michael Schmid*

## **Alltägliche Lebensführung: Bemerkungen zu einem Forschungsprogramm**

### **1 Problemstellung**

Seit Beginn der 80er Jahre hat die Münchener Forschungsgruppe um Karl Martin Bolte in zwei Sonderforschungsbereichen über fast zwanzig Jahre hinweg ein Forschungsprogramm entwickelt und vorangetrieben<sup>1</sup>, das seinen Ausgang der Absicht verdankte, die überkommene Arbeits- und Berufssoziologie auf der Basis einer „subjektorientierten Soziologie“ von den Beengtheiten eines „lähmenden Marxismus“<sup>2</sup> zu befreien, der menschliches Handeln als strukturdeterminiert verstehen wollte (vgl. Kudera/Voß 2000: 15, Jurczyk/Treutner/Voß/Zettel 2000: 49) und die kreativen Bemühungen der Akteure, ihr Leben aktiv zu gestalten, systematisch unterbelichtet hatte.<sup>3</sup> Im Verlauf seiner Ausarbeitung zeigte sich immer deutlicher (vgl. Bolte 1997), daß mit diesem Programm allgemeinere Ansprüche formuliert werden konnten. Obgleich Karl Martin Bolte und einige seiner engsten Mitstreiter sich wiederholt weigerten, die subjektorientierte Soziologie als eine eigenständige soziologische Theorie zu betrachten<sup>4</sup>, läßt sich nicht übersehen,

---

1 Zum Programm vgl. Bolte 1983 und Voss 1991a, zur Geschichte vgl. Bolte 1995: 15ff, Voß 1995: 23ff, Voß/Pongratz 1997: 7ff, Dunkel in diesem Band.

2 Voß 2000c: 310; den gleichen Vorwurf muß sich der Strukturfunktionalismus Parsonsscher Prägung gefallen lassen, vgl. Voß 2000a: 93; ähnlich auch Voß/Pongratz 1997: 10, 16f u.a.

3 Sprecher der Gruppe halten den Hinweis auf die der Handlungstheorie allerdings schon immer geläufige Tatsache, daß die Akteure ihren Gesellschaftsverhältnissen nicht ausgeliefert sind, sondern sich ihnen gegenüber „aktiv“ und „autonom“ verhalten können, für einen Akt der „Aufklärung“ und bezeichnen Handlungsweisen, die (den bestehenden Verhältnissen gegenüber) auf Autonomie bestehen, als „subversiv“, vgl. Voß/Pongratz 1997: 15.

4 Vgl. Bolte 1997: 37 und Voß 1995: 43; in Voß 1991: 207ff werden allerdings „Schritte zu einer soziologischen Theorie alltäglicher Lebensführung“ unternommen, was



daß in ihrem Rahmen eine Reihe höchst theorierelevanter Fragestellungen formuliert werden konnten; so konnte etwa das Problem aufgeworfen werden, inwieweit sich benennbare gesellschaftliche Strukturverteilungen aus spezifischen menschlichen Handlungen ergeben und zugleich auf die Akteure zurückwirken bzw. in welcher Weise die Akteure gegenüber bestimmten gesellschaftlichen Strukturen reagieren und wie diese unterschiedlichen Reaktionen wiederum deren Bestands- und Veränderungsbedingungen beeinflussen. Mit steigendem Interesse wurde in diesem Zusammenhang die speziellere Frage verfolgt, wie „Menschen in ihrem alltäglichen Verhalten als Kuppelinstanz zwischen den Anforderungen verschiedener Gesellschaftsbereiche (wirken)“ (Bolte 1997: 36). Die mit dieser Fragestellung verbundene Leitidee, wonach Akteure ihren Alltag in aktiver Konstruktionsarbeit organisieren, um die verschiedenen Anforderungen, denen sie sich dabei gegenüber sehen, miteinander in Einklang zu bringen oder zu „vermitteln“, steht im Forschungsmittelpunkt der Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“, die sich in mehreren Dokumentationsbänden, Monographien und zahlreichen Aufsätzen zu Wort gemeldet hat.<sup>5</sup>

Es kann kein Zweifel darüber aufkommen, daß die von dieser Arbeitsgruppe vorangetriebenen Forschungen zu den zahlreichen verdienstvollen Bemühungen zählen, die soziologische Theoriebildung von dem fragwürdigen Glauben zu befreien, sie könne auf eine „Mikrofundierung“ ihrer Gesellschaftsanalysen verzichten und damit auf eine Betrachtung des Handelns einzelner Akteure und dessen Bedeutung für die Restabilisierung und Umgestaltung gesellschaftlicher Verteilungsstrukturen und Organisationsformen.<sup>6</sup> Auf der anderen Seite ist dieser Versuch mit einer Reihe von Ein-

---

mich ermutigt, die Selbstbeschreibung der Gruppe in Frage zu stellen und zu versuchen, mit dem „Konzept der Lebensführung“ theoretische Ansprüche im üblichen Sinne einer Suche nach Erklärungen zu verbinden.

5 Vgl. Jurczyk/Rerrich (Hrsg.) 1993, Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (Hrsg.) 1995, Kudera/Voß (Hrsg.) 2000 und den vorliegenden Band. Um die theoretische Ausarbeitung dieses Ansatzes hat sich insbesondere G. G. Voß verdient gemacht, vgl. Voß 1991 und Voß 1991a, die deutlichsten Bemerkungen zu den normativen Zielsetzungen der Forschergruppe verdanken sich Werner Kudera.

6 Für ein mikrofundierendes Erklärungsprogramm (vgl. programmatisch Hechter (ed.) 1983) steht in jüngerer Zeit vor allem Coleman 1990, das mit Boltes Kennzeichnung der Problemlage und den daran anschließenden Beurteilungen der Forschergruppe (vgl. Voß/Pongratz 1997: 17) jederzeit in Verbindung gesetzt werden kann (vgl. dazu Wehrich in diesem Band: 232ff). Die Theoretiker der alltäglichen Lebensführung reagieren freilich in gesondertem Maß auf die deutsche Diskussion und wollen den

schränkungen verbunden, die seinem erfolgversprechenden Ausbau im Wege zu stehen scheinen. Um dies zu zeigen, werde ich das Forschungsprogramm in einem ersten Schritt rekonstruieren, um sodann einige Anfragen zu formulieren.<sup>7</sup>

## 2 Rekonstruktionen

### 2.1 Das theoretische Problem

Das Forschungsprogramm hat sich die Aufgabe gestellt, die „alltägliche Lebensführung“<sup>8</sup> der Akteure zu erkunden, die sich der Notwendigkeit gegenübersehen, bei ihrem Versuch, einer Erwerbsarbeit nachzugehen, eine Familie zu organisieren, ihre Freizeit zu gestalten und andere Tätigkeiten miteinander in eine Beziehung zu setzen, ganz verschiedenen, ja gegenläufigen Anforderungen gerecht zu werden. Diese Dringlichkeit resultiert aus Strukturveränderungen in „modernen Gesellschaften“ (Stichwort: Modernisierung, Individualisierung, Rationalisierung (vor allem der Arbeitswelt) etc.<sup>9</sup>), die weitgehend außerhalb der Beeinflußbarkeit der Akteure stehen und sie dazu zwingen, überkommene Regeln der Alltagsgestaltung, die bislang Entscheidungssicherheiten verbürgten, zu mißachten, neue Regulierungen ausfindig zu machen und dabei zunehmend mehr und weiterreichende Entscheidungen

---

Kontakt zu der dort vielfach beachteten Systemtheorie nicht abreißen lassen (vgl. Voß 1991). Dieser Kontakt wird gesucht, um die „emergenten“ Eigenschaften von lebensführungsdienlichen Regelsystemen und deren restriktiven Rückwirkungen auf die Akteure zu beschreiben, und nicht etwa, um system- oder evolutionstheoretische Erklärungen der Lebensgestaltung zu formulieren.

7 Ich werde auf die deutlich erkennbaren Auffassungsunterschiede und die verschiedenartigen Akzentsetzungen der Gruppenmitglieder, die ihnen wohl bekannt sind (vgl. Voß/Pongratz 1997: 15), nicht eingehen.

8 Vgl. zur Definition Voß 1991, Voß 1991a, und die in Fußnote 5 genannten Texte.

9 Vgl. Jurczyk/Rerrich 1993: 14; Jurczyk/Voß 1995. Ob Akteure, die von diesen Veränderungen nicht erreicht werden bzw. den daraus resultierenden Überforderungen ihrer Lebensplanung ausweichen können, für das Forschungsprogramm von Belang sind, müßte man im Einzelfall klären. Ich habe den Eindruck, daß das Forschungsprogramm seiner Herkunft aus der ursprünglich marxistisch geprägten Arbeits- und Berufssoziologie insofern einen Zoll entrichtet, als es sein Interesse auf berufstätige, einer Erwerbsarbeit nachgehende, nicht sehr einkommens- und statusverwöhnte Gruppen beschränkt, obgleich, soweit ich sehe, die verfolgte Fragestellung diese Beschränkung nicht erfordert.

zu treffen als bisher. Die Akteure stehen dieser Auffassung folgend vor einem „Koordinationsproblem“<sup>10</sup>, das sie mit Hilfe von „Methoden der Lebensführung“ lösen können. Die theoretische Leitfrage ist also, wie einzelne Akteure die Koordinationsregeln (bzw. die sie stützenden „Deutungsmuster“ und Situationsdefinitionen) finden und auf Dauer stellen können, deren Funktion darin liegt, die verschiedenartigen Anforderungen angesichts unvermeidbarer Knappheiten an Zeit, Geld, Handlungskompetenzen und Erfahrungen (vgl. für diese Liste Kudera 1995: 50) miteinander verträglich zu gestalten, in eine „Balance“ (Kudera 1995a: 345) zu bringen, „Konsistenz“ (vgl. dazu Voß 1995: 35, 41 u.a.) zwischen ihnen herzustellen etc. Diese Suche orientiert sich am Zielbild einer „optimierten Form der Alltagsgestaltung“<sup>11</sup>, die sich um einen „ökonomischen Umgang“ mit den Ressourcen der Lebensführung ebenso bemühen muß (Voß 2000b: 275) wie um die Sicherstellung reflexiver Kapazitäten, mit deren Hilfe die Akteure eine einmal gewählte Methode der Lebensführung angesichts veränderter Umstände hinterfragen und eventuell umgestalten können (vgl. Kudera 2000: 81, Voß in diesem Band: 214).

Die hauptsächliche Beschwernis solcher Optimierungsstrategien liegt in der Tatsache, daß „Unsicherheit“ ein „Dauerproblem“ für die Akteure darstellt (Kudera 2000a: 123), was heißen muß, daß sie die Folgen ihres Handelns weder zweifelsfrei abschätzen können, noch unzweideutig über dessen Risiken informiert sind, weshalb „pragmatische Ad hoc-Arrangements ... mit begrenzter Reflexivität“ (Voß 1995: 35) die Folge sind. Zwar erfolgen alle Entscheidungen für oder gegen bestimmte Methoden der Lebensführung interessengeleitet (vgl. Voß 1995: 29, Bolte 2000: 7, Treutner/Voß 2000: 32), aber ohne sicheren Erfolg. Dabei kann Handeln einesteils als eine Anpassungsleistung an unbeeinflussbare externe „Rahmenbedingungen“ verstanden werden (Voß 2000a: 104, Voß 2000c: 322f), zu denen auch zählt, daß jeder Versuch einer methodischen Regulierung des Alltags einen ständigen „Aushandlungsbedarf“ (Kudera 2000: 85) in dem Sinn nach sich zieht, daß sie mit an-

---

10 An anderen Stellen ist von „Abstimmungsproblemen“, „Organisationsproblemen“, „Synchronisations- (bzw.) Planungsaufwand“, „Kompatibilitätsproblemen“ oder „Arrangierungsproblemen“ die Rede, vgl. Jurczyk/Rerrich 1993: 19-23, Jurczyk/ Voß 1995: 399, 401, Weihrich in diesem Band: 233 u.a.

11 Voß 2000c: 325; Jurczyk/Treutner/Voss/Zettel 2000 46 sprechen von einer „Optimierung der Lebensführung“, bei Voß 1995: 37 ist von „optimaler Alltagsgestaltung“ die Rede.

deren Interessenten abgestimmt und entsprechend austariert werden muß<sup>12</sup>, was auch im Rahmen von (hierarchisch verfaßten) Herrschaftsbeziehungen geschehen und selbst im engeren Familienkreis zum Problem werden kann (vgl. Kudera 2000d: 299, Jurczyk/Rerrich 1993a). Zum anderen unterliegt der Aufbau einer methodischen Lebensführung aber auch einem internen Konsistenzdruck insoweit, als nicht alle Regularien miteinander vereinbar sind, was zur Auswahl verschiedener „Tätigkeitsregulationen“<sup>13</sup> zwingt, die über eine „Eigenlogik“ verfügen, „die nicht beliebig veränderbar ist“ (Jurczyk/Rerrich 1993: 34, Voß in diesem Band: 207ff). Gerade dadurch aber gewinnt die alltägliche Lebensführung ein eigenständiges funktionales Gewicht (vgl. dazu ausführlich Voß 1991). Indem sie dem alltäglichen Entscheidungshandeln ein festes „Gerüst“ (Jurczyk/Voß 1995: 400) verschafft, erhöht sie die Integrations- und Anpassungseffizienz des einzelnen Akteurs<sup>14</sup>, schützt ihn vor Schädigungen und unkontrollierten Änderungen und steigert im Gefolge einer angemessenen Ressourcenverteilung die Autonomie des Einzelnen ebenso wie seine „alltagspraktische Kontinuitätssicherung“.<sup>15</sup> Da diese Kontinuität aber auch als Unflexibilität und „Entfremdung“ (vgl. Voß 1991: 144ff) erlebt werden kann, ist es wichtig zu wissen, daß die Akteure solchen Unerfreulichkeiten solange erfolgreich die Stirn bieten können, als ihre Lebensführung einem autonom und selbstverbindlich konstruierten „geschlossenen Entwurf“ untergeordnet bleibt (vgl. Voß in diesem Band: 213).

## 2.2 Theoriebildung

Die Theoriebildungsstrategie der Forschergruppe ist der Idee verpflichtet, daß die primäre theoretische Aufgabe darin besteht, ein angemessenes „Konzept“ der zu erforschenden „alltäglichen Lebensführung“ vorzulegen, das deren wesentliche Merkmale (Kudera 1995a: 333) in der Form einer „Definition“ möglichst vollständig angibt. Aus der wechselnde Kombinatorik solcher Merkmale lassen sich „Typen der alltäglichen Lebensführung“ (Bolte 2000a: 133ff) gewinnen, wobei die Auswahl der Merkmale den in Kapitel 2.1 dargestellten Thesen folgt. Auf diese Weise hält sich die Forschergruppe einen

---

12 Vgl. Voß 1995: 37f, Kudera 1995: 345, Jurczyk/Voß 1995: 401, Jurczyk/Treutner/Voß/Zettel 2000: 56 u.a.

13 Der Begriff stammt aus Voß 1991: 230ff.

14 Vgl. zum Thema „Effizienzstrategien“ Jurczyk/Voß 1995: 377ff.

15 Voß 1995: 39f; Kontinuitätssicherung behandelt auch Kudera 1995: 46, 55 u.a.

„perspektivisch leitenden konzeptionellen Bezugsrahmen“ (Voß 1995: 29) bzw. ein „formales Rahmenkonzept“ (Kudera 1995: 48) zur Verfügung, die es in empirische Forschungsdesigns zu übersetzen gilt. Dies geschieht (vgl. dazu vor allem Kudera 1995), indem die definitorischen Merkmale empirisch operationalisiert und anhand des empirisch erhobenen Materials rekonstruiert werden.<sup>16</sup> Ziel einer solchen Rekonstruktion ist eine *dichte Beschreibung* (Kudera 1995: 51, Kudera 1995a: 332f) der nachweisbaren Regularangements, denen die alltägliche Lebensführung der untersuchten Akteure folgt, und zugleich das Bemühen, deren Funktionsweise im Licht eines „selektiven Mechanismus“ zu verstehen, der die Optimalität der Lösungen des akteurspezifischen Koordinationsproblems zu erreichen hilft. Auf diesem Weg soll das Zustandekommen der untersuchten Regeln, ihre Funktionsbedingungen und Grenzen erklärt, ihre historische Bedeutung vor Augen geführt und endlich theoretisch sichtbar gemacht werden, wie sich die jeweiligen Lebensführungsmethoden der Akteure aus den Bedingungen der Modernisierung, Individualisierung und Rationalisierung ihrer Lebensverhältnisse ergeben. Um eine Erklärung von Handlungen aus Motiven und Orientierungen, Intentionen und Deutungen geht es *nicht* und damit nicht um die Formulierung und den Test von Generalisierungen oder verallgemeinerungsfähigen Hypothesen über singuläre Handlungen und Handlungszusammenhänge; vielmehr gilt die theoretische Aufmerksamkeit der Darstellung der Typik und Logik bzw. der Verteilungsstruktur der alltäglichen Lebensführung unterschiedlicher Problemgruppen (so deutlich bei Bolte 2000a: 144ff). Handlungen sind für deren Untersuchung nur insoweit von Interesse, als sie die Eigenart dieser Typik und Logik exemplifizieren oder „zeigen“ (so Kudera 1995a: 333). Deren Geschlossenheit und Abgrenzbarkeit, deren interner Zu-

---

16 Dem liegt wohl das Postulat der „grounded theory“ zugrunde, „theoretische Konzepte aus empirischen Beobachtungen (zu entwickeln)“ (Kelle 1994: 287). Hinter der unstrittigen Einsicht, daß Theorien und Begriffe „konstruiert“ werden, steht eine nicht recht greifbare Vorstellung darüber, daß man deshalb eine konstruktivistische Wissenschaftsphilosophie verteidigen müsse. Ich glaube nicht an die Haltbarkeit dieser Folgerung, stelle eine Diskussion dieses Punktes aber zurück, weil ich nicht deutlich genug sehe, inwieweit diese metawissenschaftliche Position für die „Forschungsperspektive“ (so der Begriff bei Bolte 1983 und ihn übernehmend bei Kudera 1995: 49) des Unternehmens „Alltägliche Lebensführung“ relevant ist; auch Voß/ Pongratz (1997: 18) bezeichnen die subjektorientierte Soziologie als eine „Perspektive“, die keine Theorie enthalte. Der Punkt ist, daß ich mir eine „Sichtweise“, die keine Theorie enthält, nicht vorstellen kann, weil ich die Überzeugung Poppers teile, daß es gerade unsere (selbstkonstruierten) Theorien sind, die ein „Licht“ auf die Dinge werfen – um an die optischen Metaphern, an die sich die Gruppe gewöhnt hat, anzuschließen.

sammenhang soll (aus der Sicht der theoretischen Beobachters wie der Akteure) rekonstruiert werden.

Empirische Forschungen sind angesichts dessen darauf ausgerichtet, verschiedene Gruppen nach einem Kriterium „maximaler Kontrastierung“ (Kudera 1995: 52) daraufhin zu befragen, wie sie durch die Ausbildung einer entsprechenden „Habitualisierung von Entscheidungsprozessen“ (Kudera 1995: 53) ihre jeweiligen Koordinationsprobleme lösen und damit das Leben und Überleben der Akteure gewährleisten. Daß die Lebensführungsregeln zur „Sicherung von Kontinuität durch permanente Balance“ (Kudera 1995: 55) führen und damit zugleich dazu dienen, die verschiedenen ausdifferenzierten gesellschaftlichen Lebensbereiche im einzelnen Akteur miteinander zu versöhnen, ist auf diese Weise empirisch zu dokumentieren.<sup>17</sup>

### 2.3 Normative Grundlagen

Wie angedeutet verfertigen die Akteure zur Lösung ihres Koordinationsproblems Regeln, anhand derer sie ihre knappen Ressourcen über verschiedene Handlungs- und Dimensionsbereiche (vgl. Jurczyk/Rerrich 1993: 26f, Kudera 2000a: 117, Voß in diesem Band) hinweg verteilen. Bei dieser „lebensweltlichen Konstruktion“ (Kudera 1995a: 343) bedienen sie sich bestimmbarer Optimierungsverfahren, deren „Nützlichkeit“ sich danach bemißt, „ob und wie weit sie individuell ein gelungenes Leben ermöglichen“ (Kudera 1995a: 343); ein „gutes Leben“ wird soweit ersichtlich dadurch definiert, daß der Akteur dazu befähigt ist, ein Leben zu führen, „das im prosaischen Alltag problemlos und wenig belastend funktioniert, die Nutzung gegebener Ressourcen optimiert (und) soziale Zwänge und Anforderungen geschickt pariert“ (Voß 2000: 71). Hinter dieser normativen Bestimmung eines „gelungenen Lebens“ steht die engagierte Überzeugung, daß es zumal bei „modernen Lebenskonzepten darum geht, auf der Grundlage eines individuellen Lebensentwurfs sich selbst im Lebensverlauf und im Alltagsleben als unverwechselbare und einzigartige Person zu konstituieren und durch alle Chancen und Widrigkeiten hindurch zu entfalten“ (Kudera 1995: 346). Entsprechend ist der Verlust eines solchen Entwurfs „eines anständigen“ Lebens (so Kudera 2000: 122), etwa infolge der mißlingenden Bewältigung der unterschiedlichen Anforderungen oder weil ungeahnte, aber zielwidrige Hand-

---

17 Für die Entwicklung des Erhebungsinstrumentariums, die weiteren „Dimensionierungen“ der Arrangements von Lebensführung, die Befragtenauswahl und die Interviewdurchführung vgl. Kudera 1995: 54ff.

lungsfolgen sichtbar werden, als ein „Bruch in der bisherigen Lebensführung“ (Kudera 1995a: 346) zu vermerken. Ob es dem Akteur angesichts dessen gelingt, ein erneutes „Gleichgewicht“ (Kudera 1995a: 346) zu finden, hängt unter anderem auch davon ab, ob der bisherige Lebensentwurf in letzter Instanz intakt blieb oder durch einen tragfähigen neuen ersetzt werden kann.

### 3 Einwände

#### 3.1 Erklärungsprobleme

Die Vertreter des Forschungsprogramms scheinen sich darauf geeinigt zu haben, daß das „elementare Problem von alltäglicher Lebensführung“ (Kudera 1995a: 345) darin besteht, daß die Akteure durch aktive Interventionen verhindern müssen, durch die Anforderungen ihres Alltags überwältigt zu werden, und daß zu diesem Zweck ein Regelsystem dienlich, ja unabdingbar ist, das eine zielgerichtete Kalkülierung<sup>18</sup> und Optimierung des Einsatzes knapper Ressourcen erlaubt. Sie verschreiben sich auf diesem Weg einer „Reproduktionslogik“, die auf den eigeninteressierten Erhalt bzw. auf eine Verbesserung der jeweiligen Existenzbedingungen ausgelegt ist (Treutner/Voß 2000: 32). Die Sprache, in der diese Optimierungsversuche und das Bemühen der Akteure formuliert wird, einen Ausgleich zwischen ihren Interessen und externen Anforderungen zu finden, ist entscheidungstheoretisch eingefärbt (so deutlich bei Jurczyk/Rerrich 1993: 29ff) und gibt Anlaß dazu, von einer „personellen Mikroökonomie“ (Treutner/ Voß 2000: 32, Jurczyk/Treutner/Voß/Zettel 2000: 43) zu sprechen bzw. davon, daß den Reaktionen der Akteure auf externe Drücke „Rationalität“ unterstellt werden kann (Treutner/Voß: 35). Ziel der theoretischen Überlegungen ist es entsprechend, die Gleichgewichtsbedingungen zu identifizieren, die es den Akteuren gestatten, angesichts der Knappheiten ihrer Leistungsressourcen eine „Optimierung der Lebensführung“ zu erreichen.<sup>19</sup> Daß sie dies unter Unsicherheit tun

---

18 Von „Kalkül“ spricht wiederholt Kudera 1995a: 365ff.

19 Diese und ähnlich gelagerte Überlegungen drängen die Vermutung auf, daß die Forschungen darauf abzielen, Gleichgewichtsmodelle vorzuschlagen, aus denen man testbare Konsequenzen über die Umstände und Wahrscheinlichkeiten ableiten möchte, mit denen die Akteure damit rechnen können, optimale Lösungen ihres Handlungsproblems zu finden. Soweit ich sehe, sind aber keine Schritte in diese Richtung unternommen worden; sicher ist nur, daß die Vermutung von Barkholdt (in diesem Band: 118), die eigenlogische Struktur der Lebensführung ließe sich im Rahmen „ei-

müssen, verändert die Zielsetzung dieses Problemaufrisses nicht, der sich wenigstens an einer Stelle der üblichen Variablen bedient<sup>20</sup>, mit denen eine Theorie hantieren müßte, die beobachtbare Verteilungseffekte (wie etwa die integrative „Vermittlung von Individuum und Gesellschaft“ (vgl. Voß/ Pon-gratz 1997: 13ff, Voß 2000a: 99) oder die ordnungsstiftende Kompatibilität der unterschiedlichen Lebensentwürfe von Akteuren) mit einer handlungs-theoretischen Fundierung zu versehen erlaubt.

Allerdings wird diese Chance, derartige Verteilungseffekte, an deren Genese und Rückwirkungen die Forschergruppe unzweifelhaft interessiert ist<sup>21</sup>, handlungstheoretisch zu erklären und sich dabei der Heuristik zu bedienen, die ein solches Vorgehen impliziert, aus Gründen, über die ich nur beiläufig und begrenzt spekulieren werde, nicht genutzt. Daraus resultieren in meinen Augen einige Unzulänglichkeiten, die ich kurz durchgehen möchte.

Zunächst kann ich den Einwand nicht zurückhalten, daß die Forschergruppe offensichtlich *funktionalistisch* argumentiert. Da unverrückbar (und, wie ich unten feststelle, aus letztlich normativen Gründen) das *Gelingen* der alltäglichen Koordinationsarbeit zum Problembezug der vorgetragenen Erklärungsvorschläge gemacht wird, beschränkt sich die theoretische Aufmerksamkeit auf genau die Mechanismen, die darauf hinwirken, daß die betreffenden Optimierung zustande kommt. Allerdings wird auf jede Ausformulierung von entsprechenden Optimierungsmodellen verzichtet; vielmehr beschränken sich die Autoren darauf, solche optimierungsdienlichen Mechanismen wie „Routinisierung“ (Voß 1991: 265ff), „Aushandlung“ (Kudera 2000d: 299, Jurczyk/Voß 1995: 401 u.a.), „stillschweigende Verträge“ (Kudera 2000a: 114), „Herrschaft“ (Kudera 2000: 81, Kudera 2000d: 299), „Kampf“ (vgl. etwa Jurczyk 2000: 242f) oder „Kontrolle und Vertrauen“ (vgl. dazu Dunkel

---

nes homöostatischen Gleichgewichts“ abhandeln, nur dann richtig sein kann, wenn darunter ein „Fließgleichgewicht“ verstanden werden darf (vgl. dazu Voß 1991: 272).

20 Vgl. Kudera/Voß 2000: 17, wo davon die Rede ist, daß man das Handeln von Akteuren auf mit Hilfe von „Werten, Leitbildern und Orientierungen, Bedürfnissen und Ansprüchen“ (von Rechten, wie ich unterstelle) erklären kann, wobei diese Faktoren eine erklärungs-wichtige Bedeutung nur dann gewinnen, wenn man die Ausstattung der Akteure mit personalen und sozialen Ressourcen miteinbezieht und im übrigen auch nicht vergißt, daß vorhandene Institutionen, Konventionen, Gesetze und vertragliche Regelungen als Handlungsrestriktionen wirken.

21 Vgl. Kudera 2000: 83, wo die Möglichkeit systematischer Lebensführung mit der dadurch erzeugten sozialen Ordnung in Verbindung gebracht wird. Vgl. auch Bolte 1997 und Bolte 2000.



1993: 195ff) ohne eine verallgemeinerungsfähige Kennzeichnung ihrer Funktionsbedingungen und Verlaufsformen einzuführen.<sup>22</sup> Die zwingende Konsequenz dieser Nachlässigkeit führt dazu, daß alle jene Bedingungskonstellationen bzw. Prozeßeigenheiten außer Acht bleiben, die eine Koordination der alltäglichen Lebensführung nicht erlauben, konterkarieren oder unmöglich machen, d.h. wir erhalten keine systematisch aufbereiteten Informationen darüber, wann die genannten Mechanismen zu suboptimalen oder kontrafinalen Regulierungen führen, weshalb nicht viel mehr übrig bleibt, als die Unauffindbarkeit optimaler Koordinationslösungen in negativer (und weitgehend normativer) Form als „Bruch“ der Lebensplanung, als „Überforderung“ (Voß 2000c: 316), „Entfremdung“ (Voß 1991: 144ff, Voß in diesem Band: 211ff) und dergleichen abzuhandeln. Diese Tendenz wird vorbereitet durch den wiederholten Vorschlag, alltägliche Lebensführung durch ihre stabilisierenden und integrativen Funktionen zu *definieren* (vgl. Kudera 2000: 82 u.a.), was darauf hinaus läuft, daß immer wieder Mechanismen im Definiens aufgeführt werden, mit denen man das Gelingen der Optimierungsversuche erklären müßte. Daß dies aus logischen Gründen unbefriedigend ist, ist seit langem bekannt.<sup>23</sup>

---

22 Ich muß mich auf den globalen Hinweis beschränken, daß die spieltheoretisch informierte Institutionenökonomik, die Public Choice-Theorie, die Neue Politische Ökonomie, die mikroökonomische Theorie der Firma, der Verträge und Eigentumsrechte und verwandte Forschungsrichtungen eine Fülle von Modellen solcher Mechanismen anbieten, die man konsultieren kann, wenn man an den empirischen Konsequenzen ihres Funktionierens für die Stabilisierung der Handlungspläne von Akteuren interessiert ist. Mit Hilfe solcher Modellierungen kann man auch die Frage beantworten, die die Forschergruppe freilich nirgendwo stellt, wie diese verschiedenen Mechanismen faktisch zusammenhängen. Die Modellierung solcher Mechanismen als „selektive Mechanismen“ wäre alleine deshalb notwendig, weil sich die Fallstricke einer funktionalistischen Argumentationsweise nur dann vermeiden lassen, wenn man einen Mechanismus angeben kann, der zu den unterstellten Effizienzen tatsächlich führt, indem er zielaverse Motivationslagen und „dysfunktionale“ Nebenfolgen des menschlichen Handelns ausscheidet bzw. mit geringeren Reproduktionschancen versieht als die Stabilitätsgenerierenden Handlungsalternativen (vgl. dazu Turner/Maryanski 1979: 125, Van Parijs 1981: 47ff).

23 Es macht wenig Sinn, ein „pattern“ oder eine Beziehungsform funktional zu definieren, wenn man nicht zugleich deren „funktionale Effizienz“ zur Erreichung eines bestimmten Zustands unterstellt (Abrahamson 1978: 105). Angewendet auf unser Problem heißt dies aber, daß man für den Fall, daß Optimierungen scheitern, gar nicht davon sprechen kann, daß eine alltägliche Lebensführung vorlag, was darauf hinaus läuft, daß eine bestimmte Form der Lebensführung nur dann funktional erklärt werden kann, wenn sie geglückt ist – eine offensichtlich unzulängliche Argumentation.

Derartige funktionalistischen Argumente könnte man vermeiden, wenn man sich dazu entschließen könnte, das Auftreten (wie das Ausbleiben) restabilisierender Handlungsfolgen als eine empirische und entsprechend kontingente (kollektive) *Wirkung* von Handlungen einzelner (bzw. interdependenter oder interaktiv verbundener) Akteure zu verstehen, die sich angesichts offenkundiger Restriktionen, denen ihr Handeln unterliegt, dazu entschließen, Regeln zu akzeptieren, von denen sie infolge ihrer „sozialen Einbindung“ (vgl. Jurczyk/Rerrich 1993a) bzw. strategischen Platzierung innerhalb bestimmter Verteilungsmechanismen nicht sicher wissen, ob ihre Anwendung die betreffende Koordinationsproblematik tatsächlich entschärft oder ob sie aus dem eventuellen Scheitern eines Regulierungsversuchs nicht sogar darauf schließen sollten, daß sie gar nicht vor einem ausschließlichen „Koordinationsproblem“ stehen.<sup>24</sup> Unter diesen Bedingungen könnte man auch die allerdings nur vage bleibenden Hinweise auf nicht-intendierte Handlungsfolgen<sup>25</sup> besser positionieren, indem man fragt, ob sich die daraus resultierenden Unsicherheiten nicht in ganz verschiedener Weise auf die Erfolgchancen der Akteure auswirken, wodurch man auf die durch die funktionalistische Denkweise forcierte These verzichten könnte, solche Rückwirkungen könnten sich nur in einer Erhöhung der Selbstreflexivität der Akteure niederschlagen.

Der hauptsächliche Grund dafür, auf Ausbau und Nutzung einer entscheidungstheoretisch angeleiteten Heuristik zu verzichten, überzeugt mich in keiner Weise. Offenbar hat sich im Rahmen des hier untersuchten Forschungsprogramms die Überzeugung verfestigt, daß man die Rationalitätsunterstellung keinesfalls zu weit treiben dürfe, weil man sonst in die Gefahr gerät zu übersehen, daß rationales oder instrumentelles Anpassungsverhalten ein Produkt bestimmter Wirtschaftsverfassungen sei und im übrigen in angebbaren Handlungsbereichen (wie der Erotik oder ganz generell im „privaten Leben“) keine Rolle spielen könne.<sup>26</sup> Ich halte diese Thesen, auch ohne

---

24 Vgl. Ullmann-Margalit 1977, die das „Koordinationsproblem“ von zwei anderen Dilemmasituationen (dem „Kooperations-“ und dem „Ungleichheitsproblem“) unterscheidet, die durch jeweils andersartige, mit ganz heterogenen Problemen behaftete Regeln gelöst werden müssen.

25 Ein solcher Hinweis ist immer dort zu entdecken, wo über die Ineffizienzen von „individuellen Planungen“ (vgl. etwa Jurczyk/Voß 1995: 382), die „Illusion der Machbarkeit“, „Grenzen“ einer zweckrationalen Lebensführung (Jurczyk/Rerrich 1993: 41) und ähnliche Überlegungen berichtet wird.

26 Vgl. die verstreuten Hinweise auf diese Sicht der Dinge, Jurczyk/Rerrich 1993: 39ff, Kudara 1995a: 341f, Kudara 2000a: 117, Voß 2000: 67, Voß 2000b: 276 u.a. Dahin-

die Bedeutsamkeit von Gefühlen für die Organisation des Handelns in Abrede stellen zu wollen, für qualifizierungsbedürftig. In meinen Augen ist „Zweckrationalität“ ein allgemeiner theoretischer Terminus, der den Tatbestand kennzeichnet, daß Akteure, auch wenn Gefühle ihr Handeln mitbestimmen, dazu neigen, sich Gedanken über die Erreichbarkeit ihrer Ziele zu machen, was sicher nicht alleine im Kapitalismus angezeigt ist. Bisweilen habe ich den Eindruck, daß diese angesprochene Neigung, sich über den optimalen und interessensdienlichen Einsatz begrenzter Mittel zu sorgen, mit dem Umstand kontrastiert wird, daß es Zeiten gab, in denen die Akteure gewohnheitsmäßig und in traditionaler Orientierung handeln konnten, während sie in der „Moderne“ zu erhöhtem Entscheidungsaufwand gezwungen sind (vgl. Jurczyk/Voß 1995, Kudera 2000: 79 u.v.a.). Ich möchte die Richtigkeit dieser These nicht in Frage stellen, wohl aber den Sinn, die Ausbildung von Gewohnheiten ohne Rücksichtnahme auf eine Theorie des zweckdienlichen Entscheidens einzuführen<sup>27</sup>; ließe man diese Rücksicht walten, dann könnte man sich auch der Gefahr einer funktionalistischen Definition von Gewohnheiten entziehen, die das Vorhandensein einer derartigen Disposition mit deren segensreichen Folgen für die Stabilisierung persönlicher und gesellschaftlicher Ordnung in Verbindung setzt (Kudera 1995: 53) und dabei übersieht, daß Gewohnheiten alle möglichen Konsequenzen haben können – auch diejenige, Ordnungsbildungen zur erschweren.<sup>28</sup>

---

ter steht die Forderung nach einem „umfassenden Typus von Rationalität“ (Kudera 2000a: 117), die auch die verbindliche Beurteilung von Zielen zuläßt. Die Verengung des Rationalitätsbegriffs auf „Zweck-Mittel-Rationalität“, „instrumentelle Vernunft“, „strategisches (im Gegensatz zum kommunikativen) Handeln“ verleiht dazu keine Konzession. Ich vermisse Argumente für diese Sichtweise.

27 Für einen Versuch in diese Richtung vgl. Esser 1991.

28 Vgl. Hirschman 1991; ich gebe allerdings zu, daß es schwer fällt, sich gegen diesen altehrwürdigen Topos der Gesellschaftstheorie (vgl. dazu Camic 1986) zur Wehr zu setzen.

### 3.2 Probleme der Theoriebildung

Ich vermute, daß ein Grund dafür, daß die Mängel solcher funktionalistischer Erklärungen nicht entdeckt und zum Anlaß von Revisionen gemacht werden, in der eigenwilligen Auffassung darüber liegt, welche Aufgaben der Theoriebildung zugewiesen werden sollen. Offenbar besteht kein nachhaltiges Interesse daran, Theorien als Hypothesensysteme anzusehen, deren logische Beziehungen untereinander zu klären sind, und die dazu benutzt werden können, testbare Prognosen abzuleiten. Theoriearbeit besteht statt dessen darin, gegenstandsdefinierende (also die Regeln der Lebensführung bestimmende) Merkmale zu einem Typus zusammenzuschneiden und dann zuzusehen, ob sich bestimmte Merkmalskombinationen bei den untersuchten Aktorgruppen, deren Lebensführung erforscht werden soll, empirisch nachweisen lassen.<sup>29</sup> Eine solche Vorgehensweise hat mehrere Konsequenzen, denen man zumindest mit Skepsis gegenüberstehen sollte. Zum einen legt sie ein derart ausgerichtetes Forschungsprogramm auf eine rein *induktive* Vorgehensweise fest; ohne sich vorweg auf Hypothesen über den Stabilisierungsmechanismus von unterschiedlichen Methoden der Lebensführung festzulegen, sieht man bei den unterschiedlichsten Gruppierungen nach, *wie* sie es fertigbringen, ihr Leben zu organisieren.<sup>30</sup> Darüber werden (for the sake of

---

29 Es geht also darum, „konkrete Beispiele“ für die unterstellten Zusammenhänge (hier um die Vermittlung von Alltagshandeln und gesellschaftlicher Struktur) zu finden (vgl. Voss 2000a: 101). Stellen sich bei der Untersuchung solcher Beispiele bislang unbedachte Einflußfaktoren heraus, dann besteht die „Verbesserung des theoretischen Konzepts“ darin, diese in dessen Definition aufzunehmen. Je mehr Faktoren auf diese Weise berücksichtigt werden, desto eher werden weitere Untersuchungen die betreffende Merkmalsliste „bestätigen“. Es muß klar sein, daß eine Zurücknahme (um nicht von „Falsifikation“ zu sprechen) des so zustande kommenden „Konzepts“ auf diesem Wege nicht initiiert werden kann. Konsequenterweise versucht die Forschergruppe auch gar nicht, ihre konzeptionellen Vorentscheidungen in widerlegbare Hypothesen zu transformieren und entsprechende Prüfungen vorzunehmen, sondern sie engagiert sich für eine typifizierende, „rekonstruktive Methode“, die darauf aus ist, die vieldimensionale Realität zu beschreiben (vgl. Kudera 1995: 49ff), was dazu berechtigt, sich bei der Verfertigung solcher Beschreibungen des jeweils vorhandenen und bis dato entwickelten Beschreibungsinstrumentariums (d.h. der jeweils bekannten „Konzepte“) ganz selektiv zu bedienen. Als Vertreter einer Popperschen Wissenschaftsauffassung möchte ich eine solche Methodologie nicht weiterempfehlen (vgl. zu den Einwänden gegen ein derartiges Verständnis der Bedeutsamkeit von „Begriffen“ Popper 1965: 18ff).

30 Im Rahmen des hier untersuchten Forschungsprogramms sollte es „um eine empirische Untersuchung der Prozesse (gehen), *wie* die Gesamtheit des Alltags von den Per-

argument völlig unstrittige) Beschreibungen verfertigt, deren theoretische Bedeutung aber im Dunkel bleibt<sup>31</sup>, solange man allenfalls eine definitorische Wesensbestimmung von Lebensführung (und d.h. eine lose, unverbundene und sehr wahrscheinlich unvollständige Liste von eventuellen Einflußfaktoren) besitzt, die allenfalls dazu dient, die zu befragenden Gruppen auszuwählen und abzugrenzen, aber kaum eine empirisch testbare Theorie darüber auszuformulieren, unter welchen Bedingungen deren Mitglieder mit welchen Entscheidungen und mit welchen Nebenfolgen ihr Koordinationsproblem lösen können oder nicht.<sup>32</sup> Die Folge davon ist, daß man selbst dann, wenn man Gruppen findet, denen es offenbar nicht gelingen will<sup>33</sup>, eine optimale Lebensführungsstrategie zu entwickeln, *nicht erkennen kann, weshalb dies der Fall ist*. Das muß selbstverständlich niemanden daran hindern, Ad-hoc-Erwägungen ins Feld zu führen, nur wird man mangels eines ausgearbeiteten Erklärungsmodells nicht wissen, ob aufgrund derartiger Er-

---

sonen praktisch gesichert wird“ (Jurczyk/Rerrich 1993: 12, Fußnote 1 – Sperrung von mir); vgl. dazu auch die Beobachtung von Kleemann in diesem Band: 199f, daß es dem Münchener Forschungsprogramm weniger um das „Warum“ der Wahl oder Abwahl bestimmter Lebensführungsverfahren ginge, als um eine Beschreibung des „Wie der Lebensführung“. Daß nicht alle Verwender des Lebensführungsbegriffs darauf verzichten möchten, (handlungstheoretisch angeleitete) Warum-Fragen zu stellen, zeigt Jürgens in diesem Band.

- 31 In den Augen mancher Beobachter behindert der vorwiegend deskriptive Charakter des Lebensführungsansatzes auch dessen Bedeutung für die Identifikation „politischer Handlungsoptionen“ (vgl. Barkholdt in diesem Band: 121). Ich weiß allerdings angesichts der normativen Konnotationen des Begriffs „Lebensführung“ nicht, ob dieser Vorwurf zurecht erhoben wird; ich denke, Rerrich/Voß 2000 kann als Korrektur dieses Einwands gelesen werden.
- 32 Voß 1995 scheint das zu sehen, wenn er am Schluß eines Referats über die subjekttheoretische Herkunft seines Forschungsprogramms darauf verweist, daß seine konzeptionellen Vorschläge keine fertige Theorie enthalten und sich auch nur höchst okkasionell dazu eignen, empirische Arbeiten anzuleiten.
- 33 So werden z.B. auch Typen „chaotischer Lebensführung“ identifiziert (vgl. Bolte 2000a: 143) bzw. Lebensführungsmethoden, die sich durch einen Grad an „Offenheit“ auszeichnen, der die in den allgemeinen Betrachtungen zum „Konzept“ der Lebensführung definitorisch vorausgesetzten Kontinuitäts- und Stabilisierungseigenschaften nur schwerlich „exemplifiziert“ (vgl. Behringer/Jurczyk 1995: 88ff). Daß „Offenheit“ allenfalls das zu lösende Problem von Lebensführungsentscheidungen kennzeichnen dürfte, kaum aber dessen Lösung, bemerken selbst Sympathisanten der Lebensführungsforschung, vgl. Garhammer 2000: 308. Es läge nahe zu untersuchen, angesichts welcher Umstände eine etablierte Lebensführung auch scheitern kann, vgl. zu dieser Fragestellung Wehrich in diesem Band: 226, 232 u.a.

gänzungen dessen Revision betrieben werden soll oder nicht.<sup>34</sup> D.h. das Forschungsprogramm verfügt über keine brauchbare Heuristik, die es erlauben würde, die implizit gelassenen theoretischen Annahmen zu widerrufen und damit zu verbessern. Statt dessen rät es allenfalls an, sich erneut auf die Suche zu machen, um bei weiteren Gruppen nachzusehen, wie diese ihren Alltag organisieren. Auf diese Weise verschreibt man sich einer *ethnographischen Methode*<sup>35</sup>, die in der Tat so lange angewendet werden kann, als es Gruppen gibt, die das betreffende Koordinationsproblem aufweisen, an deren Lösung das Forschungsprogramm interessiert ist; seine Vertreter sollten sich allerdings eingestehen, daß infolgedessen Forschung allenfalls darin besteht, „Reportagen“<sup>36</sup> zu verfassen und ein theoriefernes Deskriptionsprogramm (so bereits König 1962: 5) zu verfolgen. Erklärungstaugliche Mechanismen zu identifizieren und empirisch kontrolliert auszubauen, denen die Akteure unter variablen Bedingungen eine mehr oder minder optimale Gestaltung ihrer Lebensführung verdanken, wird auf diesem induktiv-deskriptivem Wege nicht möglich sein.<sup>37</sup>

---

34 Für einen methodologischen Vorschlag, wie solche Revisionen gestaltet werden können, vgl. Schmid 2001.

35 Der Begriff bezeichnet das theorielose Ansammeln von Materialien und deren allenfalls antiquarische bzw. tabellarische Zusammenstellung, vgl. Stagl 1974: 19 u.a.

36 Vgl. dazu Runciman 1983: 57ff. Dieser Begriff impliziert zwar den Anspruch, daß sich aus Reportagen Erklärungen gewinnen lassen müssen; im Vorfeld ist aber keineswegs sicher, welche dies sind (vgl. Runciman 1983: 95).

37 Natürlich hat die Gruppe ihr Interesse an „selektiven Mechanismen“ (Kudera 1995: 48) kurzzeitig angemeldet, es aber – wie angedeutet – unterlassen, diese genau zu modellieren. Vor diesem Hintergrund sind die Debatten, die darum geführt werden, ob die alltäglichen Lebensführungen mit qualitativen oder quantitativen Mitteln erforscht werden sollen, ganz nebensächlich. Es ist gleichgültig, ob man die narrativen Berichte über den jeweils untersuchten „Stamm“ statistisch-tabellarisch oder narrativ vorlegt. Zugleich bedeutet der Verzicht auf die Modellierung von „Selektionsmechanismen“ auch, daß jeder Vergleich mit alternativen Erklärungsversuchen unterbleiben muß (vgl. in diese Richtungweisend Kleemann in diesem Band: 200); Wehrich 1998: 123 hat deshalb zurecht die „separatistische“ Begriffsbildung der Gruppe beklagt.

### 3.3 Normative Einwände

Wenn man sich fragt, weshalb die Forschungsgruppe in letzter Instanz auf die Etablierung eines heuristisch fruchtbaren Erklärungsprogramms verzichtet, wird man darauf stoßen, daß sie im Kern kein theoretisches, sondern ein normatives Projekt verfolgt. Viele Überlegungen sind daran orientiert, die Bedingungen eines „guten“ oder „gelungenen, richtigen und anständigen Lebens“ ausfindig zu machen und diesem Ziel sind alle konzeptionellen und verfahrenstechnischen Betrachtungen weitgehend untergeordnet. Ich nehme an, daß man die Frage nach den Gründen für diese Orientierung durch den Hinweis auf die Mängel der Werturteilsfreiheitsthese beantworten wird und auf die Notwendigkeit, die Perspektive der Akteure theoretisch zur Geltung zu bringen und ähnliche Überlegungen.<sup>38</sup> Ich lasse diese immer wieder behandelten Punkte<sup>39</sup> aber beiseite, um statt dessen zwei andere Fragen aufzuwerfen.

Erstens wäre anzufragen, mit welchem Recht sich die Wortführer des Forschungsprogramms dazu aufgerufen fühlen, den „Gegenständen“ ihrer Theorie, den nach einer optimalen Lebensführungsmethode suchenden Alltagsmenschen, normative Empfehlungen zu geben, die darauf hinauslaufen, ein problemfreies Leben in zufriedener<sup>40</sup> Bescheidenheit und Zurückhaltung zu wählen, statt auf die problem- und risikobehaftete Mehrung ihrer Ressourcen und eine dadurch mögliche, aggressive und an steigenden Bedürfnissen orientierte Umgestaltung ihrer Umwelt selbst dann zu drängen, wenn sie infolge dessen damit rechnen müssen, dem Postulat einer gefestigten Persönlichkeit nicht entsprechen zu können. Zumindest wäre ich an Argumenten, die sich den von mir konsultierten Texten, soweit ich sehe, nicht entnehmen las-

---

38 Ich vermute, daß sich die Forschergruppe letztlich in die Tradition der Kritischen Theorie stellen möchte bzw. zumindest eine Parallelisierung ihrer Bemühungen mit denen der Frankfurter Schule akzeptiert, vgl. Bolte 1997: 35.

39 Was die Werturteilsfrage angeht, so halte ich zur Verdeutlichung meines Standpunkts immer noch Albert 1965 für hilfreich; daß sich aus der Berücksichtigung der Ziele, Erwartungen, Rechte und Bewertungen der Akteure keine normativen Folgerungen ziehen lassen, ist dort auch nachzulesen. Es besteht im Rahmen einer auf die Produktion wahrer Aussagen festgelegten Wissenschaft kein Bedarf nach einer „normativen Wissenschaft“.

40 Vgl. für diesen Versuch, die Optimalität der Funktionsweise einer einmal gewählten Lebensführung durch eine Untersuchung der „Zufriedenheit“ der Akteure zu messen, Kudara 1995a: 343f.

sen<sup>41</sup>, interessiert, weshalb gerade die pazifistische Vorstellung eines „anständigen Lebens“ verbreitet werden soll und keine andere.<sup>42</sup>

Zum anderen sehe ich ein wichtiges Ziel der Theoriebildung durch ihre zu enge Ausrichtung auf die Aufgabe, normative Überzeugungen zu realisieren, in Gefahr. Unabhängig davon, in welcher Gesellschaft wir leben wollen<sup>43</sup>, ist es nicht sinnvoll, Sozialtheorie aus der Perspektive des Interesses an den Bedingungen zu konstruieren, die diesem Wunsch dienlich sind. Auf diese Weise wiederholen sich alle Fehler eines funktionalistischen Denkens. Gleichgültig, ob die Forschung die Integration und Kontinuierbarkeit der alltäglichen Lebensführung, die gelungene „Vermittlung“ von Lebensführung und gesellschaftlicher Differenzierung oder die Orientierung des Handelns der Akteure an der normativ unterstellten Zielvorstellung eines „guten, richtigen und authentischen Lebens“ (Kudera 2000a: 112) zum Bezugspunkt der theoretischen Analyse macht, in jedem Fall gerät sie in die Versuchung, alle jene Prozesse auszublenden, die zielbehindernd wirken, bzw. das tatsächlich beobachtete Geschehen ohne theoretischen Zugewinn, rein normativ als „Unordnung“<sup>44</sup> oder als „Turbulenz“<sup>45</sup> zu begreifen. Der Vertreter eines normativen Funktionalismus ist indessen noch der zusätzlichen Gefahr aus-

---

41 Verweise auf einen „diffusen Humanismus“ und auf einen „Antiradikalismus“ ersetzen solche Argumente nicht (Voß/Pongratz 1997: 18f); ich nehme aber klärende Hinweise gerne auf.

42 Ich kann nur auf die erstaunliche Parallele dieser an der Erwirtschaftung eines subjektiv befriedigenden „Auskommens“ (Voß 2000: 71) orientierten Idealvorstellung mit der spätmittelalterlichen, zünftischen Idee der Sicherung einer „Nahrung“ aufmerksam machen. Offensichtlich stemmt sich der Autor an dieser Stelle wie seinerzeit Émile Durkheim und Georg Simmel gegen die möglicherweise inflationären Bedürfnisdynamiken „moderner“ Gesellschaften. Diese Beobachtung bedeutet nicht, daß ich der gegenteiligen Norm Beachtung verschaffen möchte, zumal die mit ihr verbundenen Belastungen nicht zu übersehen sind (vgl. Scitovsky 1989, Frank/Cook 1995, Frank 1999).

43 Daran, daß über solche Leitbilder rational debattiert werden kann, halte ich mit Nachdruck fest.

44 Kudera 2000b: 197 spricht von „Unberechenbarkeit, Instabilität und Diskontinuität der Handlungsbedingungen“ für den Fall, daß sich „Normalität“ (S. 196) nicht länger herstellen läßt; da alltägliche Lebensführung die „Ordnung des Alltagslebens (repräsentiert)“ (Kudera 2000: 83), muß ihr Scheitern zwangsläufig „Unordnung“ nach sich ziehen, deren eventuelle Stabilitäten aber nicht untersucht werden.

45 Vgl. Jurczyk/Voß 1995: 382. Ob solche Turbulenzen eine stabile Struktur aufweisen, wird nicht eigens behandelt.



gesetzt, die Akteure, die sich aus den verschiedensten Gründen anderen Zielen zuwenden als jenen, die er für verfolgenswert einstuft, zu verteufeln und als moralisch fragwürdig zu deklarieren.<sup>46</sup> Solche Deklarationen tragen aber zur Vergrößerung unseres theoretischen Wissens nichts bei, sie behindern und beschränken es vielmehr, indem sie einen theoretisch unsachgemäßen Druck darauf ausüben, Forschungen so anzulegen, daß aus ihnen Technologien ableitbar sind, die zur Erreichung moralischer Zielsetzungen dienlich sind und alle jene Zusammenhänge außer Acht lassen, die mit der Lösung solcher technologischen Probleme nichts zu tun haben.<sup>47</sup> Demgegenüber kann die Erforschung der *faktischen Bedingungen*, unter denen Akteure sich Ziele setzen und verfolgen, alle empirisch auffindbaren und selbst abwegige moralische Überzeugungen bzw. die Umstände in eine Erklärung miteinbeziehen, die deren Realisationschance mitbedingen – auch solche, an denen der Forscher kein normatives Interesse anmeldet. D.h. eine allgemeine, durch normative Vorgaben unbeschränkte und nur dann erklärungsstaugliche Sozialtheorie muß auch die Unmoral und den Teufel in der Welt erklären können und kann nur unter der Bedingung, daß sie dabei auf Regelmäßigkeiten des zwischenmenschlichen Handelns stößt, technologisch genutzt werden.<sup>48</sup> Damit argumentiere ich nicht alleine dafür, die Erforschung konkreter historischer Handlungskonstellationen durch die Formulierung allgemeiner Theorien anzuleiten, wovon die Forschergruppe, die an den „Regelmäßigkeiten“ des menschlichen Handelns nur insoweit Interesse zeigt, als diese dazu dienen, die „Typik und Logik von Handlungssystemen“ zu rekonstruieren<sup>49</sup>,

---

46 Ich sage nicht, daß die von mir studierten Texte eine derartige Verurteilung vornehmen; den leisen moralischen Zwang, der von der Schilderung des „guten Lebens“ ausgeht, kann ich aber nicht überlesen.

47 Es fällt allerdings auf, daß sich die Gruppe mit Vorschlägen darüber, wie der Abstand zwischen beobachtbarer alltäglicher Überforderung und dem Ideal einer problemlosen Lebensführung verringert werden kann, deutlich zurückhält, obgleich klar ist, daß solche Maßnahmen auf die Beseitigung der Knappheiten gerichtet sein müssen, die zu der betreffenden Überforderung führen.

48 Ich kann auf die damit verbundenen methodologischen Überlegungen nicht eingehen und verweise auf die instruktive Abhandlung von Albert 1960.

49 Kuder 1995: 49. Die Anweisung, die subjektorientierte „Forschungsperspektive“, die nichts mit einer Theorie zu tun habe, dazu zu nutzen, „historisch-konkrete“ Konstitutionsprozesse von gesellschaftlichen Strukturelementen und menschlichem Verhalten vorzunehmen, geht offenbar auf den Einfluß von Karl Martin Bolte 1983 (hier S. 36) zurück und wurde ohne erkenntliche Debatte übernommen. Wie ich vermute, ist diese Position Boltes dafür verantwortlich, daß man meint, zur Erforschung solcher „historisch-konkreter“ Konstellationen seien Theorien entbehrlich. Ich möchte mich dem-

wenig zu halten scheint, sondern möchte auch der Überzeugung Ausdruck verleihen, daß es alleine deshalb keinen Sinn macht, die Erforschung der Vorkommnisse, die uns normativ fragwürdige Ziele verfolgen lassen oder an der Realisierung normativ verteidigungsfähiger Wünsche hindern, zu vernachlässigen oder gar zu unterlassen, weil wir infolge solcher selbstauferlegter Sichtbeschränkungen unsere Zielsetzungen und moralischen Überzeugungen gar nicht mehr anhand ihrer Entstehungs- und Realisierungschancen kontrollieren und in Anbetracht der Tatsache, daß unrealisierbare Ziele nicht notwendig verfolgt werden müssen, eventuell revidieren können. Im Lichte einer solchen Überlegung scheint mir die eingeforderte „selbstreflexive Lebensführung“ (vgl. Jurczyk/Rerrich 1995: 39, Voß in diesem Band: 213) sich in zu engen Grenzen zu bewegen. Ich sehe keinen theoretischen Sinn darin, „Selbstreflexivität“ nur dort entdecken zu wollen, wo sich die Akteure dazu entschließen, solche Lebensentwürfe zu wählen, die mit normativ akzeptablen Folgen verbunden sind und deshalb das Prädikat „vernünftig“ verdienen.<sup>50</sup> Und ich frage mich, was eine normativ ausgerichtete Theorie sagen wird, wenn sich die Akteure bei der Festlegung der Leitlinien ihrer Lebensentwürfe die Beschränkungen, die die Vertreter einer solchen Theorie für notwendig erachten, erwiesenermaßen nicht auferlegen wollen.<sup>51</sup>

---

gegenüber der Auffassung von Hans Albert anschließen, daß dies nicht möglich ist (vgl. zusammenfassend Albert 1994: 78ff und 113ff).

50 Vgl. Kudara 1995a: 342. Offensichtlich ist damit ein einheitliches Beurteilungskriterium gewonnen, das die andernorts angesprochene „normative Pluralisierung“ (Jurczyk/Rerrich 1993: 36) bzw. die Beobachtung, daß jeder nach seiner eigenen façon selig werden möchte (vgl. Voß 2000b: 283, Voß 2000c: 328), nicht weiter zum Problem werden läßt.

51 Ich argumentiere so, weil mir die aufgeregten Debatten der 60er Jahre über die Notwendigkeit, einen „neuen Menschen“ zu erfinden, ohne nachzufragen, was die Adressaten solcher Überlegungen zu derartigen Plänen sagen werden, nur zu deutlich in den Ohren klingen. Ich wäre beruhigt, wenn man einsehen könnte, daß die genannten Schwierigkeiten dadurch vermieden werden können, daß man darauf verzichtet, die Wissenschaft mit der Aufgabe zu betrauen, normative Empfehlungen zu geben. Es reicht hin, wenn sie Informationen über Handlungsmöglichkeiten bereit hält, deren Kenntnis indessen daran gebunden ist, daß man Gesetzmäßigkeiten des Handelns (vgl. dazu Albert 1965) und nicht nur Typen von Regeln und deren Verteilung zu einer „historisch-konkreten“ Zeit kennt. Umgekehrt kann man die Erforschung derartiger Regelmäßigkeiten nicht durch die normative Festlegung von Zielvorgaben und eine funktionalistische Untersuchung ihrer Gleichgewichtsbedingungen ersetzen.

#### 4 Ergebnis

Ich glaube, daß sich die Erforschung der alltäglichen Lebensführung auf dem theoretisch richtigen Weg befindet, wenn sie darauf verzichtet, nichtexistente „objektive Gesetze der Geschichte“ und die aus solchen Gesetzen resultierenden „strukturellen Determinanten“<sup>52</sup> des individuellen und sozialen Handelns zu thematisieren, um sich statt dessen nach dem Beitrag umzusehen, den die Akteure zur Gestaltung ihrer Gesellschaft leisten, und die Rückwirkungen ihres Handelns auf die differenziellen Restablisierungschancen ihrer sozialen Beziehungsformen zu erforschen. Ich glaube aber nicht, daß diesem Ziel durch ein funktionalistisches Denken gedient ist und daß sich die auf die „Verifizierung“ (Kudera 1995: 54) von definitorischen Typen angelegte empirische Forschung über das bislang erreichte Ausmaß hinaus theorieförderlich auswirkt. Diese Mängel lassen sich durch festgefügte normative Überzeugungen darüber, welchen Zielsetzungen die individuellen Lebensentwürfe zu folgen haben, nicht beheben, sondern nur durch die Wiederaufnahme der Spur, die zumal in den programmatischen Arbeiten der Forschergruppe angelegt ist und die in die Richtung eines Theorieprogramms weist, das sich daran macht, das Handeln der Akteure aus ihren Interessen zu erklären, die sie mit im wesentlichen unabsehbaren Folgen und unter aktuell zumeist unveränderbaren internen und externen Restriktionen verfolgen, um sich daraufhin von den Folgen ihres Handelns überraschen zu lassen. Zu den Aufgaben einer derart angelegten Sozialtheorie gehört nicht, weder in paternalistischer noch humanistischer Absicht, die Akteure über ihre Ziele zu belehren, sondern die Auswirkungen ihres gemeinsamen Handelns daraufhin zu untersuchen, in welchem Umfang sie damit rechnen sollten, daß sie ihre Sozialbeziehungen, die sie mit Hilfe bestimmter Methoden der Lebensführung organisieren, stabil halten können bzw. sie verändern und umgestalten müssen.<sup>53</sup> Daß beides nicht unter allen Umständen gelingt und mit aversen Folgen für die Voraussetzungen ihrer Beziehungsformen verbunden ist, kann hingegen

---

52 Voß/Pongratz 1997: 21. Meine eigene Kritik dieser Prämissen, die ich nie akzeptiert habe, folgt Popper 1958 und Popper 1961.

53 Ich bemerke wohl, daß die Forschungsgruppe eine Präzisierung ihrer handlungstheoretischen Grundlagen für diskussionswürdig hält (vgl. Weihrich 1998: 123ff, Zeiher in diesem Band, Nissen in diesem Band, Voß in diesem Band), würde aber davor zurückschrecken, das Handlungsmodell zu komplex anzulegen, weil sich sonst die Auswirkungen der verschiedenen handlungsleitenden Faktoren, deren Funktionsbeziehungen sofort sehr komplex werden, auf die untersuchungswürdigen strukturellen Verteilungseffekte nur schwer kontrollieren lassen.

eine Einsicht sein, auf deren handlungsleitende Implikationen die Sozialtheorie durchaus zu sprechen kommen kann. Empirische Forschungen dienen in einem solchen Theoriekontext nicht der additiven Erhebung von Daten, die die Frage beantworten wollen, *wie* die Mitglieder der unterschiedlichsten Gruppierungen, Schichten und Aggregate ihr Handeln aufeinander abstimmen, sondern der Prüfung von Thesen darüber, *weshalb* sie, angesichts der ganz heterogenen Wirkungsweise der Abstimmungsmechanismen, denen sie sich anvertrauen müssen, unterschiedliche Reaktionsweisen zeigen, von denen die unter dem Rubrum des „guten Lebens“ diskutierten Eigenheiten nur eine allzu enge Auswahl darstellen werden.

### Literatur

- Abrahamson, M. (1978). Functionalism. Englewood Cliffs.
- Albert, H. (1960). Wissenschaft und Politik. Zum Problem der Anwendung einer wertfreien Sozialwissenschaft. In: E. Topitsch (Hrsg.), Probleme der Wissenschaftstheorie. Festschrift für Victor Kraft (S. 201-232). Wien.
- Albert, H. (1965). Wertfreiheit als methodisches Prinzip. Zur Frage der Notwendigkeit einer normativen Sozialwissenschaft. In: E. Topitsch (Hrsg.), Logik der Sozialwissenschaft (S. 181-210). Köln.
- Albert, H. (1994). Kritik der reinen Hermeneutik, Tübingen.
- Barkholdt, C. Das Lebensführungskonzept – Analytisches Potential für eine Weiterentwicklung des sozialpolitikwissenschaftlichen Lebenslagekonzepts? In diesem Band (S. 113-122).
- Behringer, L./Jurczyk, K. (1995). Umgang mit Offenheit: Methoden und Orientierungen in der Lebensführung von JournalistInnen. In: Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (Hrsg.), Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung (S. 71-120). Opladen.
- Bolte, K. M. (1983). Subjektorientierte Soziologie – Plädoyer für eine Forschungsperspektive. In: K. M. Bolte/E. Treutner (Hrsg.), Subjektorientierte Arbeits- und Berufssoziologie (S. 12-36). Frankfurt/New York.
- Bolte, K. M. (1995). Zur Entstehungsgeschichte des Projekts im Rahmen einer „subjektorientierten“ Forschungsperspektive. In: Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (Hrsg.), Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung (S. 15-22). Opladen.
- Bolte, K. M. (1997). „Subjektorientierte Soziologie“ im Rahmen soziologischer Forschung – Versuch einer Verortung. In: G. G. Voß/H. J. Pongratz (Hrsg.), Subjektorientierte Soziologie. Karl Martin Bolte zum siebzigsten Geburtstag (S. 31-40). Opladen.

- Bolte, K. M. (2000). Vorwort. In: W. Kudera/G. G. Voß (Hrsg.), *Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung* (S. 5-9). Opladen.
- Bolte, K. M. (2000a). Typen alltäglicher Lebensführung. In: W. Kudera/G. G. Voß (Hrsg.), *Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung* (S. 133-146). Opladen.
- Camic, C. (1986). The Matter of Habit. *American Journal of Sociology* 51, 1039-1087.
- Coleman, J. S. (1990). *Foundations of Social Theory*. Cambridge, Mass./London.
- Dunkel, W. (1993). Kontrolle und Vertrauen: die Herstellung von Stabilität in der alltäglichen Lebensführung. In: K. Jurczyk/M. S. Rerrich (Hrsg.), *Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung* (S. 195-209). Freiburg.
- Dunkel, W. Zur Entstehungsgeschichte des Konzepts der alltäglichen Lebensführung. In diesem Band (S. 21-29).
- Esser, H. (1991). *Alltagshandeln und Verstehen. Zum Verhältnis von erklärender und verstehender Soziologie am Beispiel von Alfred Schütz und „Rational Choice“*, Tübingen.
- Frank, R. H./Cook, P. J. (1995). *The Winner-Take-All-Society*. New York et al.
- Frank, R. H. (1999). *Luxury Fever. Money and Happiness in An Era of Excess*, Princeton/Oxford.
- Garhammer, M. (2000). Das Leben = eine Stilfrage – Lebensstilforschung hundert Jahre nach Simmels „Stil des Lebens“. *Soziologische Revue* 23: 296-312.
- Hechter, M. (ed.) (1983). *The Microfoundation of Macrosociology*. Philadelphia.
- Hirschman, A. O. (1991). *The Rhetoric of Reaction. Perversity, Futility, Jeopardy*. Cambridge, Mass./London.
- Jürgens, K. Familienleben als alltägliche Verschränkung individueller Lebensführungen. In diesem Band (S. 33-59).
- Jurczyk, K. (2000). Zwischen Selbstbestimmung und Bedrängnis. Zeit im Alltag von Frauen. In: W. Kudera/G. G. Voß (Hrsg.), *Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung* (S. 219-246). Opladen.
- Jurczyk, K./Rerrich, M. S. (1993). Einführung: Alltägliche Lebensführung: der Ort, wo „alles zusammenkommt“. In: K. Jurczyk/M. S. Rerrich (Hrsg.), *Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung* (S. 11-45). Freiburg.
- Jurczyk, K./Rerrich, M. S. (1993a) Lebensführung, soziale Einbindung und die Strukturkategorie „Geschlecht“. In: K. Jurczyk/M. S. Rerrich (Hrsg.), *Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung* (S. 262-278). Freiburg.
- Jurczyk, K./Treutner, E./Voß, G. G./Zettel, O. (2000). Die Zeiten ändern sich – Arbeitspolitische Strategien und Arbeitsteilung der Person. In: W. Kudera/G. G. Voß (Hrsg.), *Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung* (S. 39-62). Opladen.
- Jurczyk, K./Voß, G. G. (1995). Zur gesellschaftsdiagnostischen Relevanz der Untersuchung von alltäglicher Lebensführung. In: Projektgruppe „Alltägliche Lebens-

- führung“ (Hrsg.), Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung. (S. 371-407). Opladen.
- Kelle, U. (1994). Empirisch begründete Theoriebildung. Zur Logik und Methodologie interpretativer Sozialforschung. Weinheim.
- Kleemann, F. Zur weiteren Entwicklung des Konzepts „Alltägliche Lebensführung“. Überlegungen auf der Grundlage einer Untersuchung zur Teleheimarbeit. In diesem Band (S. 191-202).
- König, R. (1962). Einleitung. In: R. König (Hrsg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 1 (S. 3-17). Stuttgart.
- Kudera, W. (1995). Anlage und Durchführung der empirischen Untersuchung. In: Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (Hrsg.), Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung (S. 45-68). Opladen.
- Kudera, W. (1995a). Zusammenfassung der Ergebnisse. In: Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (Hrsg.), Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung (S. 331-370). Opladen.
- Kudera, W. (2000). Lebensführung als individuelle Aufgabe. In: W. Kudera/G. G. Voß (Hrsg.), Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung (S. 77-89). Opladen.
- Kudera, W. (2000a). Lebenslauf, Biographie und Lebensführung. In: W. Kudera/G. G. Voß (Hrsg.), Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung (S. 109-130). Opladen.
- Kudera, W. (2000b). Wie Geschichte in den Alltags eindringt. In: W. Kudera/G. G. Voß (Hrsg.), Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung (S. 165-198). Opladen.
- Kudera, W. (2000c). Grenzen der Flexibilisierung – Zum Verhältnis von individueller und betrieblicher Zeitökonomie. In: W. Kudera/G. G. Voß (Hrsg.), Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung (S. 291-308). Opladen.
- Kudera, W./Voß, G. G. (1990). Lebensführung zwischen Routinisierung und Aushandlung, Die Arbeitsteilung der Person unter Veränderungsdruck. In: E. H. Hoff (Hrsg.), Die doppelte Sozialisation Erwachsener. Zum Verhältnis von beruflichem und privatem Lebensstrang (S. 155-175). München.
- Kudera, W./Voß, G. G. (2000). Alltägliche Lebensführung: Bilanz und Ausblick. In: W. Kudera/G. G. Voß (Hrsg.), Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung (S. 11-26). Opladen.
- Nissen, U. Lebensführung als „Missing link“ im Sozialisationsprozeß? In diesem Band (S. 149-163).
- Popper, K. R. (1958). Die offene Gesellschaft und ihre Feinde, 2 Bde. Bern.
- Popper, K. R. (1961). The Poverty of Historicism. London.
- Popper, K. R. (1965). Conjectures and Refutations: The Growth of Scientific Knowledge. New York/Evanston.
- Rerrich, M. S./Voß, G. G. (2000). Vexierbild soziale Ungleichheit. Die Bedeutung alltäglicher Lebensführung für die Sozialstrukturanalyse. In: W. Kudera/G. G. Voß (Hrsg.), Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung (S. 147-163). Opladen.
- Runciman, W. G. (1982). A Treatise on Social Theory. Cambridge et al.

- Schmid, M. (2001). Theorienvergleich in den Sozialwissenschaften. Ethik und Sozialwissenschaften, 1-14.
- Scitovsky, T. (1989). Psychologie des Wohlstands. Die Bedürfnisse des Menschen und der Bedarf des Konsumenten. Frankfurt/New York.
- Stagl, J. (1974). Kulturanthropologie und Gesellschaft. Wege zu einer Wissenschaft. München.
- Treutner, E./Voß, G. G. (2000). Arbeitsmuster – Ein theoretisches Konzept zum Zusammenhang von gesellschaftlicher Arbeitsteilung und der Verteilung von Arbeit auf der Ebene von Subjekten. In: W. Kudera/G. G. Voß (Hrsg.), Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung (S. 20-37). Opladen.
- Turner, J. H/Maryanski, A. (1979). Functionalism. Menlo Park et al.
- Ullmann-Margalit, E. (1977). The Emergence of Norms. Oxford.
- Van Parijs (1981). Evolutionary Explanation in the Social Sciences. An Emerging Paradigm. London/New York.
- Voß, G. G. (1991). Lebensführung als Arbeit. Über die Autonomie der Person im Alltag der Gesellschaft. Stuttgart.
- Voß, G. G. (1991a). „Lebensführung“: Ein interaktives Konzept zur Analyse alltäglichen Lebens. In: G. G. Voß (Hrsg.), Mitteilungen des Sonderforschungsbereichs 333 der Universität München, Sonderheft II: Entwicklungsperspektiven von Arbeit. (S. 69-88). München.
- Voß, G. G. (1995). Entwicklung und Eckpunkte des theoretischen Konzepts. In: Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (Hrsg.), Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung (S. 23-43). Opladen.
- Voß, G. G. (2000). Zur sozialen Differenzierung von „Arbeit und Leben“. Überlegungen aus der Perspektive des Konzepts „Alltägliche Lebensführung“. In: W. Kudera/G. G. Voß (Hrsg.), Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung (S. 63-76). Opladen.
- Voß, G. G. (2000a). Beruf und alltägliche Lebensführung. Zwei subjektnahe Instanzen der Vermittlung von Individuum und Gesellschaft. In: W. Kudera/G. G. Voß (Hrsg.), Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung (S. 92-108). Opladen.
- Voß, G. G. (2000b). Alltägliche Lebensführung im Umbruch. Eine Herausforderung für die betriebliche Personalführung. In: W. Kudera/G. G. Voß (Hrsg.), Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung (S. 267-289). Opladen.
- Voß, G. G. (2000c). Das Ende der Teilung von „Arbeit und Leben“? An der Schwelle zu einem neuen gesellschaftlichen Verhältnis von Betriebs- und Lebensführung. In: W. Kudera/G. G. Voß (Hrsg.), Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung (S. 309-342). Opladen.
- Voß, G. G. Der eigene und der fremde Alltag. In diesem Band (S. 203-217).
- Voß, G. G./Pongratz, H. J. (1997). Subjekt und Struktur – die Münchener subjektorientierte Soziologie. Eine Einführung. In: G. G. Voß/H. J. Pongratz (Hrsg.), Subjektorientierte Soziologie. Karl Martin Bolte zum siebzigsten Geburtstag (S. 7-29). Opladen.

- Wehrich, M. (1998). Kursbestimmungen. Eine qualitative Paneluntersuchung der alltäglichen Lebensführung im ostdeutschen Transformationsprozeß. Pfaffenweiler.
- Wehrich, M. Alltägliche Lebensführung und institutionelle Selektion, oder: Welche Vorteile hat es, die Alltägliche Lebensführung in die Colemansche Badewanne zu stecken? In diesem Band (S. 219-236).
- Zeiber, H. Alltägliche Lebensführung: ein Ansatz bei Handlungsentscheidungen. In diesem Band (S. 165-188).





## Autorinnen und Autoren

*Corinna Barkholdt*, geb. 1967, Studium der Politikwissenschaft, Neueren/Neuesten Geschichte und Jura in Marburg an der Lahn. Zunächst Promotionsstipendiatin und seit 1998 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Gerontologie in Dortmund. Arbeitsschwerpunkte: Ältere Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer, Demographischer Wandel, Alterssicherung, Lebensarbeitszeitgestaltung.

Dr. Corinna Barkholdt, Institut für Gerontologie, Evinger Platz 13, D-44339 Dortmund.  
Email: barkhold@pop.uni-dortmund.de

*Wolfgang Dunkel*, geb. 1959, Studium der Soziologie in München. 1987 bis 1993 Mitarbeiter im Teilprojekt A1 „Alltägliche Lebensführung“ im Sonderforschungsbereich 333 der Universität München. 1994 bis 1996 zuständig für Methodenberatung im Münchner Forschungsverbund Public Health. Seit 1998 Qualitätsbeauftragter der Arbeiterwohlfahrt, Bezirksverband Oberbayern. Seit Mai 2000 Leitung des DFG-Projektes „Dienstleistung als Interaktion“ (gemeinsam mit Günter Voß). Arbeitsschwerpunkte: Dienstleistungsarbeit, Gefühlsarbeit, Qualitative Methoden der Sozialforschung, Qualitätsmanagement.

Dr. Wolfgang Dunkel, Holzstr. 13 B, D-80469 München.  
Email: Wolfgang.Dunkel@soziologie.uni-muenchen.de

*Kerstin Jürgens*, geb. 1970, Studium der Soziologie, Politikwissenschaft, Romanistik und Pädagogik in Marburg und Hannover. Nach dem Examen Projekt zur 28,8-Stunden-Woche bei Volkswagen; Veröffentlichung „Zwischen Volks- und Kinderwagen“. Promotion 1999. Seit 2000 wissenschaftliche Assistentin am Institut für Soziologie der Universität Hannover. Arbeitsschwerpunkte: Arbeit, private Lebensformen, Lebensführung, Methoden qualitativer Sozialforschung.

Dr. Kerstin Jürgens, Institut für Soziologie, Universität Hannover, Schneiderberg 50, D-30167 Hannover. Email: k.juergens@ish.uni-hannover.de

*Dieter Kirchhöfer*, Universität Potsdam, Institut für Pädagogik. Lehrgebiete: Kindheitssoziologie, Anthropologie, Erziehungswissenschaften. Forschungsarbeiten zu Veränderungen kindlicher Lebensführungen in der Transformation, Arbeit der Kinder im historischen Wandel, Arbeit und Kinderkultur.

Prof. Dr. Dieter Kirchhöfer, Friedrich-Wolf-Str. 5, D-16761 Hennigsdorf.  
Email: dikir@aol.com

*Frank Kleemann*, geb. 1967, nach dem Zivildienst Studium der Soziologie, Statistik, Psychologie und Politikwissenschaft in München und an der University of Pennsylvania in Philadelphia. Dort 1993 Abschluß als Master of Arts; als Diplom-Soziologe in München 1995. Seit 1996 Landesgraduiertenstipendiat des Freistaates Sachsen, seit 1998 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Arbeitsbereich Industrie- und Techniksoziologie der TU Chemnitz. Arbeitsgebiete: Arbeit, Industrie, Technik, Kultur, qualitative Sozialforschung, Soziologische Theorie.

Frank Kleemann, Technische Universität Chemnitz, Philosophische Fakultät - Soziologie, Reichenhainer Str. 41/III, D-09107 Chemnitz.  
Email: frank.kleemann@phil.tu-chemnitz.de

*Andreas Lange*, geb. 1960, Studium der Soziologie und Psychologie in Konstanz, dort Promotion zum Dr. rer. soc. Tätigkeit als wissenschaftlicher Assistent an der Universität Konstanz am Lehrstuhl für Soziologie und dem Forschungsschwerpunkt Gesellschaft und Familie (bis 30. 9. 2000). Arbeitsschwerpunkte: Soziologie der Kindheit und der Jugend, Sozialisations- und Familienforschung, Diskurs- und Rhetorik in den Sozialwissenschaften.

Dr. Andreas Lange, Ringstraße 12, D-88697 Bermatingen.  
Email: Andreas.Lange@uni-konstanz.de

*Jens Luedtke*, geb. 1962, Studium der Soziologie, Psychologie und Philosophie in München, Abschluß 1993. 1993 bis 1997 wissenschaftlicher Mitarbeiter, ab Ende 1997 Assistent an der Katholischen Universität Eichstätt. Promotion 1997 (Lebensführung in der Arbeitslosigkeit). Arbeitsschwerpunkte: Modernisierung, abweichendes Verhalten (Gewalt, Drogen), Arbeitslosigkeit, Lebensalter (Generationenkonflikte).

Dr. Jens Luedtke, Lehrstuhl für Soziologie II, Katholische Universität Eichstätt, Ostenstraße 26-28, D-85072 Eichstätt. Email: jens.luedtke@ku-eichstaett.de

*Ursula Nissen*, geb. 1947, Dr. phil., Studium an der Hochschule für Fernsehen und Film München, danach Studium der Soziologie in München und Mitarbeit an Fernsehproduktionen für Kinder. Mitbegründerin der Frauenakademie München. Seit 1980 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Deutschen Jugendinstitut mit den Arbeitsschwerpunkten Kindheitsforschung und (geschlechtsspezifische) Sozialisationsforschung. Seit 1996 Leiterin des wissenschaftlichen Referats beim Vorstand im DJI.

Dr. Ursula Nissen, Deutsches Jugendinstitut, Nockherstraße 2, D-81541 München.  
Email: nissen@dji.de

*Michael Schmid*, geb. 1943, Prof. Dr. phil., Dr. rer. pol. habil., MA, Studium der Soziologie, politischen Wissenschaft, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte in Heidelberg. 1969 Magister Artium, 1971 Promotion, 1977 Habilitation an der Universität Augsburg. Von 1980 bis 1995 Professor für Soziologie an der Universität Augsburg, seit 1995 Professor für Allgemeine Soziologie an der Pädagogischen Fakultät der Universität der Bundeswehr München. Forschungsschwerpunkte: Philosophie der Sozialwissenschaften, Theorie dynamischer Systeme, soziologische Theorie.

Prof. Dr. Dr. Michael Schmid, Universität der Bundeswehr München, Fakultät für Pädagogik, Institut für Soziologie und Gesellschaftspolitik, D-80577 Neubiberg.  
Email: Michael.Schmid@unibw-muenchen.de

*G. Günter Voß*, geb. 1950, Tätigkeit als Berufsoffizier, danach Studium der Soziologie, Psychologie und Politikwissenschaft in München. Mitarbeiter an den Sonderforschungsbereichen 101 und 333 sowie Assistent am Institut für Soziologie der Universität München. Mitbegründer und Vorstandsmitglied von ISIFO e. V. (Institut für sozialwissenschaftliche Information und Forschung). Seit 1994 Professor für Industrie- und Techniksoziologie an der TU Chemnitz. Arbeitsschwerpunkte: Arbeit, Beruf, Arbeitskraft, Organisation, Alltag, Lebensführung.

Prof. Dr. G. Günter Voß, Technische Universität Chemnitz, Philosophische Fakultät - Professur für Industrie- und Techniksoziologie, Reichenhainerstraße 24, D-09107 Chemnitz. Email: guenter.voss@phil.tu-chemnitz.de

*Margit Weihrich*, geb. 1958, Dipl.-Soz., Dr. phil., Studium der Soziologie in München. Wissenschaftliche Tätigkeit am Institut für Soziologie und Gesellschaftspolitik der Fakultät für Pädagogik der Universität der Bundeswehr München, am Institut für Soziologie der Ludwig-Maximilians-Universität München, am Bayerischen Staatsinstitut für Hochschulforschung und -planung in München und im Teilprojekt A1 des Sonderforschungsbereich 333 der Universität München. Zur Zeit wissenschaftliche Assistentin am Institut für Soziologie und Gesellschaftspolitik der Fakultät für Pädagogik der Universität der Bundeswehr München. Forschungsschwerpunkte: Allgemeine Soziologie, Handlungs-Struktur-Theorie, Institutionenanalyse, sozialer Wandel und Transformationstheorie, ostdeutsche Transformationsforschung, Soziologie alltäglicher Lebensführung, qualitative Sozialforschung.

Dr. Margit Weihrich, Universität der Bundeswehr München, Fakultät für Pädagogik, Institut für Soziologie und Gesellschaftspolitik, D-80577 Neubiberg.  
Email: Margit.Weihrich@unibw-muenchen.de

*Hartmut J. Zeiher*, geb. 1926, Studium der Naturwissenschaften in Heidelberg. Arbeit mit behinderten Kindern in Schweden. Studium der Psychologie in Hamburg. Schulforschung an der Universität Stockholm. Von 1964 bis 1991 Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Vergleichende Schulforschung (bis 1980), kognitive Prozesse und Handeln im Alltag, Lebensführung von Kindern.

Dr. Hartmut J. Zeiher, Gosslerstraße 23, D-14195 Berlin

